UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Dramaturgische Monate

Zweyter Band

von

Johann Friedrich Schink

63158
27/1

Schwerin
im Verlag der Bödnerschen Buchhandlung 1790

LG.H
S3366dr

Dramaturgiſche Monate.

Dritter Band.

Von

Johann Friedrich Schink.

Drink deep, or taſte not the Pierian ſpring,
There shallows draughts intoxicate the brain,
And drinking largely ſobers us again.

POPE.

Schwerin.
Im Verlag der Bödnerſchen Buchhandlung.
1790.

An

Herrn Jünger,

Hoftheaterdichter zu Wien.

Die Aufführung deines Lustspiels: die Entführung, lieber Jünger, hat mir so viel Vergnügen gemacht, daß ich Dir öffentlich dafür danken muß. Ich erkenne darin die alte Jovialität wieder, die mich so oft in deinen Schriften anzog, und in deinem Umgang zu Wien, mir so manche fröhliche Stunde machte. Auch hat es hier eine brillante Aufnahme gefunden, worüber ich mich freue, als wär es ein Kind meiner Kraft. Die Vorstellung desselben hier würde Dir nichts zu wünschen übrig lassen. Besonders gönnt' ich Dir wohl das Vergnügen, Schröders und seine Frau, als Rosenthal und Henriette Sachau,

zu sehn. Das ist ein Leben und ein Feuer in den beiden Leutgen! und ihre Laune so unversiegbar, wie die Deinige.

Nimm diesen dritten Band meiner dramaturgischen Monate, als ein Zeichen meiner Lieb' und Freundschaft, von mir an. Du hast auf meine dramaturgischen Kenntnisse immer etwas gehalten, und, so denk' ich, soll Dir meine Zueignung Vergnügen machen. Fahre fort, durch Deine heitre Laune zum frohen Genuß des Lebens etwas beizutragen, und bleibe mein Freund. Gruß und Kuß jedem, der in Wien den Nahmen Schink lieb hat, es sey Mann oder Weib! Unveränderlich

der

Deine

Schink.

Inhalt des dritten Bandes.

Erstes Stük.

Seite

XXVIII. Emilia Galotti, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Lessing.

Zergliederung des Karakters des Hettore Gonzaga für die Darstellung lung des Schauspielers. = = 559

XXIX. Curd von Spartau, Schauspiel in drei Aufzügen, von Beil.

Fehler und Tugenden der Beilschen Schauspiele. = = = 618

Nähere Beleuchtung des Curd von Spartau. = = = 620

Uiber das Beten und Frömmeln in diesem Schauspiel. = = 623

Uiber das Beten auf dem Theater überhaupt. Gründe dafür und dagegen. = = = 627

Seite

Uiber die Vermischung des Komischen und Tragischen, und den zur Mode gewordnen Geschmak daran. = = 630

Schröder als Curd von Spartau. 632
Madame Stark als Marthe. = 637

XXX. Der Faßbinder, komische Oper in einem Aufzuge. Der Doktor und Apotheker, Singspiel in zwei Aufzügen, nach dem Französischen, von Stephanie, dem Jüngern; die Musik vom Edlen von Dittersdorf. Der Vetter in Lissabon, Schauspiel in drei Aufzügen, von Schröder.

Unmusikalische Versifikazion des jüngern Stephanie. = = 640

Wahrheit in dem Karakter des Wagners in Schröders Vetter aus Lissabon. = = = = 642

Entwiklung eben dieser Wahrheit in Madam Wagner. = = 647

Uiber die Vorstellung dieses Schauspiels auf dem Hamburger Theater. = 649

Zweites Stük.

XXXI. Die Jagd, komische Oper in drei Aufzügen, von Weisse, die Musik von Hiller.

Ursachen des gesunkuen Geschmaks an der Einfachheit des Hillerschen Gesangs. = = = 654

Unfähigkeit unsrer Sänger zum Vortrag der Kunstlosen Melodien dieses Verdienstvollen Komponisten. = 659

XXXII. Der dankbare Sohn, Lustspiel in einem Aufzuge, von Engel; dazu Lilliput, oder Rosalia von Felsheim, vom Freiherrn von Soden. Die Einwilligung wider Willen, Lustspiel in einem Aufzuge, nach Güjot von Merville, und das Gespenst mit der Trommel, Lust-

spiel in fünf Aufzügen, von Destouches.

Lob des kleinen Stüks: der dankbare Sohn. . . . 664

Schröders Vater Rode, umständlich zergliedert. = = = 666

Von dem Tone, in dem das Lustspiel: Rosalia von Felsheim, gespielt werden muß, wenn es seine Wirkung nicht verfehlen soll. = = 688

Etwas über Zuschauernaseweisheit. 692

Kritik des Stüks = = 693

Herrn Schröders Haushofmeister im Gespenst mit der Trommel. = 698

Jungfer Salome, von Madam Stark. = = = 699

XXXIII. Die Strelizen, Schauspiel in vier Aufzügen, von Babo.

Dramatischer Karakter Peter des Grossen, und interessanter Stof dieses Schauspiels aus seinem Leben. = 700

Historisches Karaktergemälde seiner Tugenden und Fehler, seiner Grössen und Schwächen. = = 704

Zusammengedrängte Züge seines Karakters. = = = = 719

Dramaturgisches Warum? dieser hier aufgereihten Züge zur Karakteristik Peter des Grossen. = = 721

Faktum der Verschwörung der Strelizzen unter Sukawnin und Sikel, nach Hrn. von Stählin. = = 723

Entwiklung des grossen Dramatischen in der Erzählung dieser Begebenheit. 729

Hrn. Babo's Behandlung dieses Auftritts. = = = 731

Hrn. Babo's Peter im Vergleich mit dem Peter der Geschichte. = = 734

Billigung des höhern Anstrichs von Kultur, den Hr. Babo seinem Peter in der theatralischen Nachbildung gegeben. = = = = 737

Uiber

Uiber die übrigen Karaktere des Stüks. = = = = 741

Drittes Stük.

XXIV. Der Kaufmann von Lyon, oder die beiden Freunde, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Beaumarchais; dazu: Erst sieh, dann spring! Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Engliſchen, von Schröder.

Lob des Beaumarchaiſchen Schauspiels. = = = = 749

Urſachen, warum Schauſpiele dieſer Gattung nicht mehr gefallen. = 750

Was wahre Kunſt bei dem Dichter und Schauſpieler ſey. = = 753

Von der Nothwendigkeit und dem Nuzzen der Wiederhohlung neu vorgeſtellter Schauſpiele, gleich hintereinander. = = = 756

Uiber die gute Mutter. = 761

XXXV. Fortsezzung der Kritik des Rings, oder der unglüklichen Heyrat durch Delikatesse, Lustspiel in vier Aufzügen, von Schröder.

Wahrscheinliche Verirrungen, die sich unsre Schauspieler in der Darstellung dieses Drama schuldig machen werden. 762

Entwiklung des Karakters des Major von Selting. = = 766

Majorin Selting von Madam Schröder. = = = = 771

Hrn. Schröders Graf Klingsberg. 775

XXXVI. Der Faschingsstreich, Lustspiel in fünf Aufzügen, nach Montfleury, von Gotter. Verirrung ohne Laster, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Bek.

Uiber das Spiel der komischen Stükke in der Manier des Faschingsstreichs. 781

Hrn.

Seite

Hrn. Schröders Schwarz, Madam Schröder, als Charlotte. = = 785

Behandlung verkleideter Mannsrollen durch die Kunst der Schauspielerin. 786

Uiber Verirrung ohne Laster. = 787

Uiber dramatischen Dialog. = 789

Was Drama ist und seyn soll. = 791

Von Freiheit und Freiheitsgeschrei. 794

Die vorzüglichsten Karaktere des Bekschen Schauspiels, nebst Bemerkungen über die Art ihrer Darstellung durch den Schauspieler. = = 801

XXXVII. Frauenstand, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

Skizze des Karakters der Heldin dieses Schauspiels. = = 810

Seite

Idealität desselben, und Erinnerungen dagegen. = = = 817

Uiber den Karakter der Mamsell Rauning. = = = 823

Madam Gensike in dieser Rolle. = 826

Hofrat Lestenfeld und Sekretair Ramstein. = = = 827

Hrn. Ifflands Dialog in diesem Schauspiel. = = = 828

XXXVIII. Auszüge aus Briefen an den Herausgeber.

Nachrichten von der Gurli der Madam Unzelmann in Berlin; von dam Engst, eben da.

Anfoderungen von Manheim, und Winke für den Dramaturgen von Leipzig aus. = = = 829

XXXIX.

Seite

XXXIX. Gedichte.

An Hrn. Schröder. = = 836

An Madam Schröder. = = 843

Dramaturgische Monate.

Dritter Band.

Erstes Stük.

XXVIII.

Vom dreiundzwanzigsten bis zum dreißigsten November 1789: Wiederhohlungen der Indianer in England, des Don Juans und des Schauspiels, Menschenhaß und Reue. Am dreißigsten: Emilia Galotti, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Lessing.

Dieses vortrefliche Trauerspiel unsers unvergeßlichen Lessings ist für den Kunstkenner und Dichter eben das, wofür der Mahler, Conti, die Heldin desselben erklärt, ein Studium; jene der weiblichen, dieses der dramatischen Schön-

heit. Der tiefste Beobachtungsgeist, die feinste Kenntnis menschlicher Natur und Leidenschaft, die treffendste, lebendigste Darstellung, die gebildeteste Sprache des Umgangs, und der reinste, unverschnirkelste Ausdruk der Empfindung, im Sinn und Ton des vorgeführten Karakters, heben dieses schöne Werk auf eine Staffel der Vollendung, zu der sich selbst die vorzüglichsten Produkte unsrer ausgezeichnendsten dramatischen Dichter noch nicht hinaufgeschwungen haben. Von dem Prinzen bis zu dem Banditen herab, ist jeder Karakter ächtes Konterfey wirklicher Menschheit, treu der Welt und dem Geschlechte, aus der und dem er genommen ist; und von Gonzaga's erstem Monologe an bis zu seiner lezten Rede, ist auch nicht eine einzige Szene, ja fast keine Wendung, die nicht zur völligen Ausbildung der Handlung, zur gänzlichen Rundung der dargestellten Karaktere unentbehrlich wäre; durchaus die genaueste Uibereinstimmung, grosses Wirken zu einem Zwekke, bis auf die kleinsten, verlohrensten Züge, vollkommne Wahrheit.

Wer sich überzeugen will, daß das, was ich hier von Emilia Galotti bekenne, nicht blos

Lallen

Lassen einer flüchtigen Empfindung, einer blos enthusiastischen, nicht prüfenden Bewunderung ist, den muß ich bitten, die Resultate meines Fleisses und Studiums nachzulesen, die ich schon vor neun Jahren dem Publikum über diesen Gegenstand mitgetheilt habe. *) Dort ist entwikkelt, was ich hier blos rühme, dort bewiesen, was ich hier nur andeute. Emiliens Rettung gegen die Einwürfe verschiedner Kunstrichter, Odoardo's Rechtfertigung über die rasche That der Ermordung seiner Tochter, Gonzaga's und Marrinelli's grosse Karakterschilderungen, Lessings unsterbliche Verdienste, beinahe um alle Theile unsrer Litteratur, und die umständliche Zergliederung der Karaktere des Odoardo und der Klaudia Galotti, in Rükksicht auf theatralische Darstellung, machen den vornehmsten Inhalt dieser kritischen Untersuchung aus.

Hierauf muß ich meine über diesen Punkt neugierigen Leser verweisen. Was Emilia Galotti für den Dichter unterrichtendes enthält, hab' ich dort auseinander gesezt, mit ihm bin

*) Dramaturgische Fragmente. Erster Band. Seite 358 und 408.

bin ich fertig. Aber der Schauspieler hat der Foderungen noch viele an mich, für seine Kunst ist des Stofs noch genug. Der Prinz, Emilia, Appiani, Marrinelli und Orsina sind für ihn noch nicht in's Licht gesezt, für seine Kunst noch nicht entfaltet und dargestellt. Ihm muß hier noch sein Recht wiederfahren, und damit will ich heut den Anfang machen. Hettore Gonzaga soll den Ball eröfnen.

Mit der Darstellung dieses Karakters durch den Schauspieler ist es übrigens nicht so leicht Ding, als es wohl auf den ersten Anblik scheint. Man muß in der Nähe des Hofs gelebt, solche schwankende, unzuverläßige, blos von ihren Launen und Begierden umher getriebenen gekrönten Häupter in ihrem Thun und Lassen beobachtet haben, um die Wahrheit der Lessingschen Schildrung zu fühlen, und diese erkannte Wahrheit, seinen Beobachtungen und Erfahrungen gemäß, in der theatralischen Nachahmung anzuwenden. Gonzaga ist ein wahrer Prinz, ganz das, was gewöhnlich unsre Fürsten sind, ein weichliches, verzärteltes Geschöpf, ohne Kraft und Selbstständigkeit; ein schwaches, gebrechliches Rohr, das vom Winde seiner Leidenschaft hin und her geweht wird;

wird; wenig Geist, und desto mehr Sinnlichkeit; mit einerlei Anlage zum Guten und Bösen; der Eindrükke des Falschen eben so leicht fähig, wie der Eindrükke des Wahren; wollüstig und fromm, dreist und schüchtern, aufbrausend und nachgebend, herrisch und unterthänig; beim ersten Wollen einer unrechten That skrupulös, aber bald dazu überredet; nach der ersten Vollbringung ängstlich, und kurz darauf darüber hinaus; sein Kopf und sein Herz in den Händen seines Ministers, der sie drehet und wendet, wie er will; nirgends selbst handelnd, immer an dem Gängelbande eines fremden Willens herumgeführt; für nichts entschieden, immer ungewis, unschlüssig und unbestimmt; keine Beharrlichkeit, als die, die ihm aufgedrungen wird, und nur da Festigkeit, wenn Umstände und fremde Leitung ihn dazu forciren.

Schön, und leider! nur allzuwahr sind diese Züge in dem Lessingschen Prinzengemälde. Aber sie erfodern das ganze Studium des Schauspielers, wenn sie mit eben der Wahrheit in seiner Nachahmung erscheinen sollen, mit der sie in der Nachahmung des Dichters so treffend und anschaulich entwikkelt sind. Ich will es ver-

suchen, dem Künstler vorzudenken, indem ich diese Nachbildung Schritt vor Schritt verfolge, Zug für Zug entfalte, und so diese einzlen Züge zu einem vollständigen Gemälde sammle, das ihm seine Darstellung erleichert, und seinem Studium zum Wegweiser dient, wenn diese Rolle durch ihn auf das Theater gebracht wird. Er denke mir nach, prüfe, und behalte das Gute.

Gonzaga hat in einer Vegghia Emilia Galotti gesehn, das schönste, reizendste, liebenswürdigste Mädchen seiner Residenz; er hat sie gesprochen, sich mit ihr unterhalten. Ihr Geist, ihre Munterkeit, ihr Wiz haben ihm einen Abend gewährt, wie ihm noch nie irgend ein weibliches Geschöpf gewährte. Bestrikt, bezaubert, verläßt er die Vegghia, aber nicht Emilien. Ihr Bild folgt ihm in seinen Pallast. Uiberall steht sie vor ihm. Er mag die Augen schliessen oder öfnen: ihre Gestalt schwebt um ihn. Wohin er blikt, sieht er sie, in jedem Reiz der Jugend und Schönheit; ihre Augen, von denen jeder Blik durch eine Seele belebt scheint; ihr Lächeln, das, wie ein Stral aus Elysium, eine neue Welt, eine neue Erde um ihn schaft. Wohin er hört, vernimmt er den Lau-

ten-

tenton ihrer Stimme, die, wie Engelakzente, in seinem Herzen wiederhallt, und, wie Petrarch von seiner Laura rühmt, selbst tote Körper in's Leben zurükzuzaubern fähig wäre. Seines ganzen Seyns hat sie sich bemächtigt, er denkt und empfindet nichts, als sie. Alle andern Ideen, Bilder und Vorstellungen sind von der Tafel seines Gedächtnisses weggelöscht; nur sie erfüllt und beherrscht ihn, treibt ihn unstät und flüchtig herum. Die Begierde nach ihr läßt ihm keine Ruh, alles in ihm ist Streben und Ringen nach ihrem Besiz. Und doch getraut er sich nicht, sich die Wünsche seines Herzen zu gestehn; doch zittern seine Blikke vor den ihrigen zurük; doch wagt er's nur verstohlen, seine trunknen Augen auf sie zu heften. Kein Geständnis entfährt seinen Lippen, nicht einmahl der Vertraute aller seiner Heimlichkeiten, der Unterhändler aller seiner Liebesgeschichten, weiß um dies Geheimnis seines Herzens. Der rasche, feurige Wollüstling, der, indem er begehrt, fodert, ist ein schüchterner, in der Ferne schmachtender Schäfer geworden: er liebt zum erstenmahl. Bisher glaubt' er nur zu lieben, jezt liebt er wirklich. Was ihm sonst Liebe schien, was die

Orsinen ihm einflößten; war Sinnlichkeit, Wollust, Reiz der Fiebern, sonst nichts. Da war er leicht, dreist, fröhlich, ausgelassen; jezt ist er schwermütig, blöde, ängstlich und unruhig. Sonst war die ganze Welt Zeuge seiner Leidenschaft, öffentlich empfand und gestand er, wo er angezogen wurde. Jezt verhüllt er sich vor sich selbst, verschließt seine Empfindungen und Wünsche in seinem Busen, und bewacht sie eifriger, wie der Geizhals seinen Schaz. Je neuer ihm nun diese seine Empfindungen sind, desto voller ist er von ihnen; desto mehr machen sie sein Alles aus; desto hervorragender herrschen sie über alle seine andern Empfindungen und Wünsche, über alles sein anderes Wirken und Treiben. Er hat für nichts mehr Empfänglichkeit, als für sie, für keinen Genuß mehr Sinn, als für diesen. Uiber sie vergißt er alle seine Pflichten, als Mensch und als Fürst; alles, was sonst für ihn Wert und Gewicht haben sollte. Sie verstopfen seine Ohren gegen Recht und Billigkeit, und lassen ihn nur die Stimme hören, die seiner Leidenschaft schmeichelt; betäuben sein Gewissen und den Laut der Menschlichkeit. Sie sind die grossen Triebfedern aller seiner Handlungen, leiten und bestim-

men

men ihn, machen ihn einwilligen, was er abschlagen, gewähren, was er versagen, billigen, was er verwerfen würde: wenn diese Wünsche, diese Begierden nicht sein Herz und seinen Kopf gefangen hielten. Daher seine Verzweiflung, wenn seinen Wünschen das furchtbare Hindernis, Emiliens Verheyratung, in den Weg tritt. Daher das plözliche Geständnis seines so lange zurükgehaltnen Geheimnisses an Marrinelli. Daher sein Zorn und seine Unterwürfigkeit, sein Bitten und Drohen gegen Marrinelli; sein geduldiges Hinnehmen des Spotts und der Beleidigungen seines Günstlings; sein Genehmigen alles dessen, was er zur Befriedigung seiner Leidenschaft unternimmt. Daher die Entdekkung seiner Liebe an Emilia, sein sich so bald Beruhigen über den durch Meuchelmord beförderten Tod seines Nebenbuhlers; sein sich Leitenlassen in alle Kniffe und Ränke der Hofkabale; seine Unterstüzzung der schändlichsten Verdrehungen der Gerechtigkeit, sein ganzes sich Verhalten, Betragen und Benehmen. Durchaus der Mensch, der nichts sieht, als seine Leidenschaft, nichts hört als die Stimme seines Bluts und seiner Begierden; keinen Willen, keine Kraft, keine

Selbstthätigkeit hat; über den eigne und fremde Neigungen unbeschränkt herrschen — kurz, der Fürst von gewöhnlichem Schlage. So erscheint er, wenn wir ihn zum erstenmahl sehen, und so ist er noch, wenn er zum leztenmahl auftritt, und die blutende Emilia, seiner wollüstigen Gier entrissen, in den Armen des Vaters mit dem Tode kämpft. Hiervon nun die nähere Bestätigung.

Die Handlung beginnt. Der Prinz ist früher aufgestanden, als gewöhnlich. Der schöne Morgen hat ihn geweckt. Er befindet sich besser und ruhiger, als seit langer Zeit, sogar zu Geschäften aufgelegt. Er liest Klagen und Bittschriften, seufzt über die traurigen Geschäfte und die Unmöglichkeit, allen helfen zu können. Unter den Bittenden ist eine Emilia. Bey diesem geliebten Nahmen stuzt er. Mit dem Tone freudiger Erwartung ruft er:

„Eine Emilia?„

Wie, wenn es Emilia Galotti selbst wäre? Wie glüklich käme der Zufall seinen Wünschen entgegen. Er würde sie sich verbinden, auf ihre Dankbarkeit rechnen können, und — — Aber sie ist es nicht. Es ist eine Unbekannte, bei der sein Herz nichts fühlt, und der hohe Laut freudiger

diger Erwartung sinkt zum Akzent betrogner Hofnung herab:

"Aber eine Emilia Brunesch i —"

Mit dem Seufzer der Liebe:

"Nicht Galetti,"

Blik und Stimme schmachtend:

"Nicht Emilia Galotti."

Emilia Brunesch i fodert viel. Sie würde zurükgewiesen werden, wenn sie nicht Emilia hiesse. Dieser geliebte Nahme entscheidet. Ihr Gesuch wird bewilligt. Mit einem Ausdruk von Zärtlichkeit und Wohlwollen, als ob es die angebetete Emilia selbst wäre, unterzeichnet er:

"Sie heißt Emilia. Gewährt!"

Nun ist es auch um seine Geschäftigkeit gethan. Das Bild der Geliebten steht vor seiner Phantasie; sie hüpft auf seinen Pappieren herum. Was er liest, er erblikt nichts, als die werten Züge des ihm so theuren Nahmens. Die Pappiere werden weggeworfen, er kann nicht mehr arbeiten. Er muß sich zerstreuen. Der Morgen ist so schön. Er will ausfahren. Sein Günstling soll ihn begleiten. Sein ganzes Wesen ist verändert, seine geträumte Ruhe ist hin, durch einen blossen Nahmen hin. Der Fürst

weicht

weicht dem schmachtenden Liebhaber. Er steht da mit der ganzen Miene des ohne Hofnung Liebenden. Ein tiefer Seufzer dehnt seinen Busen:

"Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig — Auf einmahl muß eine arme Bruneschi Emilia heissen; — weg ist meine Ruhe und alles."

Ein Brief der Gräfin Orsina unterbricht ihn in dieser Liebeschmachtenden Stimmung. Wie ungelegen! Was will sie von ihm? Seine Empfindung für sie hat längst ihr End' erreicht. Ein ganz andrer Gegenstand beschäftigt jezt seine Empfindungen. Ihrer ist er übersatt. Aber sie verlangt Antwort. Er will eine senden, wenn es einer bedarf. Er muß ihre zärtlichen Zudringlichkeiten von sich entfernen, so viel er kann. Sie sind ihm lästig. Die blosse Erinnerung an sie ist hinreichend, ihn ärgerlich und verdrießlich zu machen. Unmut sizt auf seinem Gesichte. Er nimmt ihren Brief, strömt seine erregte Galle in einem spöttischen "meine theure Gräfin!" aus, und, ohne ihn weiter anzusehn, wirft er ihn auf den Tisch, mit den verächtlich-bittern Worten:

"So gut, als gelesen!"

Es

Es dünkt ihn sonderbar, daß je eine Orsina ihn interessiren konnte; seine ganze Liebe zu ihr scheint ihm ein Traum, eine von den unerklärbaren Empfindungen, die sich zuweilen unsrer bemächtigen, ohne, daß wir selbst wissen, wie? und warum? Eine von den unwillkührlichen Launen, die uns zu diesem oder jenem Gegenstand hinziehn, ohne, daß wir instande sind, uns Rechenschaft davon zu geben; in denen wir uns einbilden, unser Herz sey angezogen, indes blos der liebe Leib, oder, bestimmter gesagt, die liebe Sinnlichkeit ihre Rolle spielen; wo höchstens eine Art Dankbarkeit für entgegenkommende Liebe die Haupttriebfeder unsers eingebildeten Rausches ist, in dem wir diese Dankbarkeit für die Liebe selbst nehmen; bis entweder die wirkliche, wahre Liebe für einen andern Gegenstand, oder die Zeit, die auch die mächtigste Bezaubrung auflößt, uns von unserm Irrthum heilen. Dieser Art war unstreitig die Liebe des Prinzen zur Orsina. Sinnlichkeit und Wahn haben nun ihre Rolle ausgespielt, und ihm ist es nun, wie einem Erwachenden, der sich die Nacht über mit allerhand bunten Phantomen herumtrieb, die bei dem Lichte des Tages, wie Seifenblasen, zerplazzen.

"Nun

"Nun ja, ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles? Kann seyn, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe.„

Der Mahler Conti läßt sich melden. Sehr gelegen! Er soll herein kommen. Das wird ihm andere Gedanken in den Kopf bringen.

Conti tritt ein. Der Prinz empfängt ihn mit der freundlichen Traulichkeit, durch die die Grossen, indem sie den Künstler ehren, sich selbst so sehr ehren: weil sie beweißt, daß sie es — verdienen, wenn der Mann von Genie sie zum Vertrauten seiner Kunstgeheimnisse macht. Da ist auch keine Spur von dem gespreizten Anstande jener beleidigenden Herablassung, die es fühlen läßt, daß sie herunter steigt; von dem lächerlichen Protektzionsair, das die Herren mit Band und Stern, in der Meinung, daß sie sich ein rechtes Ansehn geben, so tief unter dem Mann herabniedrigt, dessen Verdienst sie so cavallierement zu behandeln, allerhöchst geruhen. Er spricht mit Würde, aber ohne Stolz, er ist freundlich, aber ohne Familiarität. Der Prinz schimmert überall durch, aber er läßt den Prinzen nicht fühlen, produzirt den Prinzen nicht, steht nicht mit dem

Szepter

Szepter in der Hand da. So nimmt sich ein Fürst allenfalls in einer Staatsaktzion gut aus, aber im menschlichen Leben ist er so eine Karrikatur. Er erkundigt sich, was die Kunst macht? will sie in seinem kleinen Gebiete nicht nach Brod gehen lassen. Nur muß der Künstler auch arbeiten wollen. Er verlangt nicht vieles, sondern viel; ein weniges, aber mit Fleiß.

Auch ist Conti nicht leer gekommen. Er bringt zwei weibliche Portraits, Orsina's und Emiliens Bildnis; das erste auf Befehl des Prinzen, bestellt in den Tagen seines eingebildeten Rausches; das lezte aus eignem Antrieb, als Schooßkind seiner Kunst für die Gallerie des Prinzen. Des Bestellten kann sich Hettore kaum erinnern. Wie das Original selbst, ist auch der Auftrag zur Kopie desselben, seinem Gedächtnis fremd geworden. Conti muß es erst auffrischen. Nun erinnert er sich, aber ziemlich gleichgültig, nicht einmahl mit der kleinsten Spur von Kunstenthusiasmus. Es scheint ihm sogar unangenehm, seinen schon längst vergeßnen Auftrag erfüllt zu sehn. Kalt, und beinahe mißmutig, wirft er die Worte hin;

«Wahr!

"Wahr! Aber der Auftrag ist nur ein wenig von lange her."

Indes wünscht er doch die Stükke zu sehn, das bestellte, und das nicht bestellte; von welchem lezten er nicht ahndet, wie angenehm es sein Liebekrankes Herz überraschen wird. Conti geht, sie zu hohlen. Jezt ärgert ihn sein Auftrag erst in ganzem Ernst, weil er ihn so ungelegen an eine Person erinnert, an die er gar nicht mehr erinnert sein will. Sein Unmut bricht aus:

"Ihr Bild?"

Doch faßt er sich wieder. Es ist ja nur ihr Bild, und so fährt er kühl und uninteressirt fort:

"Mag! Ihr Bild ist sie doch nicht selber!"

Vielleicht wekt dies Bild seine entschlafnen Empfindungen wieder; vielleicht erregt das Bild ein Interesse in ihm, was die Dame selbst ihm nicht mehr geben kann. Aber mit diesem Vielleicht ist es ihm eben kein rechter Ernst. Das verrät die Leichtigkeit, mit der er sich darüber ausdrükt.

"Und vielleicht find' ich in dem Bilde wieder, was ich in der Person nicht mehr erblikke."

Die Vermuthung, daß er mit diesem Vielleicht nur scherzt, wird noch mehr durch die Falten bestätigt, die der Verdrus dicht über seine Augen zusam-

zusammenzieht, durch die Härte, die den Ton seiner Stimme bezeichnet:

"Ich will es aber nicht wiederfinden."

Durch den Widerwillen, der sogar auf den unschuldigen Mahler übergeht:

"Der beschwerliche Mahler! Gewis, sie hat ihn bestochen."

Und doch, so ohne Hofnung, wie er liebt, so ängstlich und gepreßt, wie diese neue Leidenschaft ihn sein misvergnügtes Leben hinschleppen läßt; so verstimmt und untheilnehmend, wie er für jeden Genuß des Lebens geworden ist, wär's nicht besser: die alte Geliebte verdrängte die neue wieder? Beinahe, wenn das Bild das vermögte, ließ' er sich's gefallen. Fast wünscht er's sogar. Wenigsten scheint es so aus dem halbsehnenden Ausdruk, der in folgender Aeusserung liegt:

"Wenn ihr ein anderes Bild, das mit andern Farben, auf einem andern Grund gemahlt ist, in meinem Herzen wieder Plaz machen wollte: wahrlich, ich glaube, ich wär' es zufrieden."

Seine Liebe zu jener hatte nichts von dem Peinlichen, Unbehäglichen, Aengstenden und Pressen-

den, was den Karakter seiner neuen Liebe ausmacht. Damals hatte alles um ihn das rosenfarbne Gewand der Freude, jezt liegt alles vor ihm, wie unter einem grauen Schleier verborgen, sein Dasein ist eine Art Dämmerung, nicht erquikkendes Tageslicht.

"Als ich dort liebte, war ich immer so leicht, so fröhlich, so ausgelassen. Nun bin ich von allem das Gegentheil!„

Fast sehnt er jene Zeit wieder zurük. Aber auch nur fast. Es ist nur Glaube, nicht wirkliche Sehnsucht. Denn in eben dem Augenblik dünkt ihm seine jezzige Unbehäglichkeit weit anziehender, weit befriedigender für sein Herz und seinen Geist. Er wehrt sich, so zu sagen, gegen jene aufkeimende Grille, und erstikt sie mit einer Art von Heftigkeit, gleich in der ersten Geburt:

"Doch nein; nein, nein! Behäglicher oder nicht behäglicher; ich bin so besser.„

Conti bringt die Portraits. Orsina's Bild wird aufgestellt. Der Prinz, schon ärgerlich gestimmt, mit dem festen Vorsaz, auch in der Kopie nicht mehr zu finden, was er im Original nicht mehr findet, wird noch ärgerlicher, da er ein Gemälde erblikt, mit aller Schwärmerei des ent-

zükten

zükten Liebhabers entworfen. Zwar bewundert er die Kunst, macht dem Pinsel des Künstlers ein feines Kompliment über das andere. Aber in diese Bewundrung, in diese feinen Komplimente mischt sich zugleich eine Art Bitterkeit gegen den Künstler, die er vergebens verbirgt. Er scheint freilich nur gegen das Original loszuziehn, aber im Grunde kritisirt er auch den Künstler ziemlich unbarmherzig, so sehr er auch durch feine Wendungen seinen Tadel zu verzukkern, sich bemüht. Er klagt ihn der Schmeichelei, der Unredlichkeit in der Darstellung an; wirft ihm vor, daß sich aus seinem Bilde — was doch eigentlich seyn sollte — der Karakter der Person nicht im geringsten schliessen lasse; Stolz hab' er in Würde, Hohn in Lächeln, Ansaz zur trübsinnigen Schwärmerei in sanfte Schwermut verwandelt. Umsonst zeigt der beleidigte Künstler Empfindlichkeit, umsonst sagt er ihm: er habe darauf gerechnet, daß das fertige Bild den Liebhaber noch eben so warm finde, als warm er es bestellte; daß er mit Augen der Liebe gemahlt, und daß Augen der Liebe ihn auch nur eigentlich beurtheilen sollten: Hettore nimmt nichts von seinem Tadel zurük. Seine üble Laune geht

so weit, daß er das Bild gar nicht mehr sehen mag. Conti muß es wegsezzen. Er frägt nach dem andern Stükke. Wie er hört, so ist auch das ein weibliches Portrait, und seine Lust, es zu sehen, vergeht. Sein Kopf und sein Herz sind zu voll von von einem Ideale, dem kein weibliches Gesicht in der Welt beikommt. Er wird keinen Sinn für das aufzustellende haben, fort damit! Aber, wie ist ihm, als er nun erblikt, wovon er schlafend und wachend träumt, was seiner Phantasie unaufhörlich vorschwebt, was ihn umgiebt, wie Gottes blauer Himmel! Uiberrascht, wie von einem Blik in's ewige Leben, steht er da. Seine Augen verschlingen gleichsam die süße Erscheinung, es ist ihm, als ob er davor hinsinken, und in Lieb' und Entzükken vergehen sollte. Mit der geflügelten Stimme des mit unerwartetem Glük Beseeligten ruft er aus:

"Was seh' ich? Ihr Werk, Conti? oder das Werk meiner Phantasie? Emilia Galotti?

Conti's Frage, ob er diesen Engel kennt? erinnert ihn, daß er sich von seinem Entzükken zu sehr hat hinreissen lassen. Er affektirt Gleichgül-

gültigkeit; erzählt, wie obenhin, wo, und wie er sie gesehn; spricht von ihrem Vater, alles, wie ohne Interesse. Aber sein ganz im Anschaun des Bildes verlohrner Blik widerlegt seinen Ton. Er scheint nur einen Sinn zu haben, den Sinn des Sehens. Es ist die Attitüde des vollsten Genusses, mit der er, zu dem Gemälde herüber gebeugt, steht und sieht, und im Tone der Begeisterung ausbricht:

"Bei Gott! wie aus dem Spiegel gestohlen!„

Er vergißt den Künstler und sein Kunstwerk. Es sind nicht mehr Farben, was er sieht, es ist Leben. Er sieht Blut in den Adern rinnen, sieht den schönen Busen sich dehnen, Muskeln schwellen; hört Pulse schlagen. Und selbst, da er von seinem süssen Traum erwacht, dauert sein Entzükken fort, ist so groß, daß ihm Sprache und Ausdruk dafür fehlen.

"O sie wissen es ja wohl, Conti, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.„

Conti theorisirt über seine Kunst. Der Prinz hört nichts davon. Er sieht nur. Er könnte, mit Schiller zu reden, ein Erdbeben überhören. Erst, da Conti eine Frage an ihn rich-

tet, erwacht er aus seiner Ekstase, und mit dem Blik und Ton eines Zerstreuten frägt er:

"Was sagen Sie, Conti? Was wollen Sie wissen?

Conti nimmt diese Zerstreuung für ein Kompliment, seiner Kunst gebracht. "Ihre Seele, "sagt er, merk' ich, war blos in Ihren Augen. "Ich liebe solche Seelen, und solche Augen;„ und fährt fort, als Künstler zu schwärmen; hält es für eine der größten Glükseligkeiten seines Lebens, daß Emilia Galotti ihm gesessen. Ihr Kopf, ihr Antliz, ihre Stirn, ihre Augen, ihre Nase, ihr Mund, ihr Kinn, ihr Hals, ihre Brust, ihr Wuchs, ihr ganzer Bau, sind, von der Zeit an, sein einziges Studium der weiblichen Schönheit. Die Schilderei, vor der sie saß, hat der abwesende Vater bekommen, die Kopie ist für den Prinzen, wenn er Geschmak daran findet. Mit dem vollem Entzükken eines Liebetrunknen Herzens nimmt Gonzaga dies Anerbieten auf. Seine Augen funkeln, seine Wangen glühen Freude. Aber sehr fein weiß er diese Freude hinter ein gefälliges Lächeln, hinter den Scherz, zu verstekken: daß des Künstlers Studium auch das seine werden solle. Indes

ist

ist das Vergnügen, das ihm der Besiz dieses so hochgeachteten Bildes gewährt, zu groß, als, daß es ihn nicht Mühe kosten sollte, es länger zu verbergen. Auch ist seine Begier nach dem vollen und ungestörten Genuß desselben zu heftig, um sich nicht, so bald, als möglich, von der Gegenwart des ihn beobachtenden Künstlers zu befreien. Daher die schnelle Wendung, die auf einmal das Gespräch nimmt; die Aufträge, das Portrait der Gräfin Orsina betreffend; die Raschheit, mit der er dieser Aufträge los zu werden sucht; die Schnelligkeit aller seiner Reden; die eilenden Danksbezeigungen; die Bewilligung jeder Belohnung, die Conti fodern mag, selbst für das Portrait, das für ihn gar keinen Wert mehr hat. Alles zeigt von seiner Ungeduld, karakterisirt den nicht erwarten könnenden, nach Alleingenuß glühenden Liebhaber:

"Dort jenes Portrait nehmen Sie nur wieder mit, einen Rahm darum zu bestellen, so schön, so reich ihn der Künstler nur immer machen kann. Es soll in der Gallerie aufgestellt werden. — — Ich danke Ihnen, Conti, ich danke Ihnen recht sehr. Und, wie gesagt, in meinem Lande soll die Kunst

nicht nach Brod gehn, bis ich selbst keines habe. Schikken Sie, Conti, zu meinem Schazmeister, und lassen Sie, auf Ihre Quittung, für beide Portraitte sich bezahlen, was Sie wollen, so viel Sie wollen.„ Conti versteht des Prinzen Ungeduld, lächelt bedeutend, und geht.

Nun ist er allein, nun kann er sich, frei und ohne Zwang, dem Genusse seines schönen Kunstwerkes überlassen. Der Künstler nehme dafür, was er will, wenn er es nur sein nennen kann. Mit dem Tone des Jubels ruft er:

„Dich hab' ich für jeden Preis zu wohlfeil.„

Hin tritt er vor das angebetete Bild, nimmt es in seine Hände, und saugt jeden bezaubernden Zug desselben begierig und unersättlich ein. Seine ganze Seele schwimmt in seinen Augen. Auf seinen Lippen schwebt der Silberlaut der Liebe, der Flötenton süsser Entzükkung:

„Ah! schönes Werk der Kunst, ist es wahr, daß ich dich besizze?„

Und immer wärmer hängen seine Blikke an demselben. Er kann sich nicht losreissen von dem schönen Anblik. Was wär' es erst, wenn er auch sie besässe, sie, vor der selbst dies schöne Werk

der

der Kunst schwinden würde, wie der dämmernde Morgen vor dem vollen Mittagsglanz des gewordnen Tages. Wie würde erst dieser Besiz sein ganzes Seyn in Wonne und seelgen Genus auflösen. Was würd' er erst für diesen Besiz hingeben! Mit unnennbaren Gefühlen erfüllt diese Vorstellung sein Herz. Sanft und weich haucht sein Liebeathmender Mund diese kühnen, verwegnen Wünsche aus:

"Wer dich auch besäße, schöneres Meisterstük der Natur!"

und schnelle, wechselnde Töne bezeichnen die Begier nach der Erfüllung dieses Wunsches:

"Was Sie dafür wollen, ehrliche Mutter! Was du willst, alter Murrkopf! Fodert nur! Fodert nur!"

Wenn er nun vollends von ihr selbst die Einwilligung seines Glüks erhielte, wenn das himmlische Geschöpf selbst zu seinen Wünschen Ja sagte: was wäre dann in seinem ganzen Gebiete theures und kostbares, das er nicht mit Freuden fortwürfe. Diese Idee färbt sein ganzes Gesicht mit der Röthe der beseeligten Liebe. Wollüstige Thränen zittern in seinen Augen. Jeder Akzent, der seinen Lippen entfährt, ist schmelzender

Ausdruk überströmender Empfindung; schwärmerischer Laut ihn ganz mit sich fortreissender Begeistrung:

"Am liebsten kauft' ich dich, Zauberin, von dir selbst! Dieses Auge voll Liebreiz und Bescheidenheit! Dieser Mund! Und, wenn er sich zu reden öfnet! wenn er lächelt! Dieser Mund!

Er hört kommen. Schnell kehrt er das Bild gegen die Wand. Noch ist ihm dieser Genus zu neu, um ihn theilen zu können. Warum muß er unterbrochen werden? Warum ist er selbst Schuld an dieser Unterbrechung? Warum ließ er Marrinelli rufen? Was für ein seeliger Morgen hätte das werden können! Sein Unmut, seine Aergerlichkeit kehrt wieder.

"Ich höre kommen. Noch bin ich mit dir zu neidisch. Es wird Marrinelli seyn. Hätt' ich ihn doch nicht rufen lassen. Was für einen Morgen könnt' ich haben!"

Diese wiederkehrende Aergerlichkeit ist Ursach, daß die Konversazion mit seinem Günstling ziemlich lau beginnt, daß er sogar um Stof zu einem Gespräch verlegen ist; daß die Unterhaltung sogar gleich in Anfang stokt, bis er sie durch die

Frage

Frage nach Neuigkeiten wieder anspinnt. Da nun vollends die Ankunft der verhaßten Orsina die erste Neuigkeit ist, mit der der Höfling ihn regalirt: so wird sein Unmut merklich erhöht, und er bricht bitterer, nachdrüklicher, verächtlicher gegen die arme Dame los, als jemahls. Sehr natürlich! Jede Störung in einer angenehmen Beschäftigung, macht uns übel aufgeräumt; jeder ungelegne Vorfall, der uns um ein Vergnügen bringt, das wir haben konnten, oder gar schon hatten, giebt uns eine widerwärtige Stimmung. Die kleinste Kleinigkeit verursacht uns dann Verdruß, eine Fliege an der Wand ärgert uns. Werden wir nun obendrein an uns fatale Dinge erinnert, so wächst unser Misbehagen; unsre Gälle wird gereizt, und diese gereizte Galle geht, selbst bei unsern Bemühungen, sie nicht sichtbar werden lassen zu wollen, in unsre Geberd' und unsern Ton über. Der so unwillkommen in unser Gedächtnis geschobene Gegenstand unsers Misfallens muß denn gleichsam das Bad ausbaden. Wir entladen uns an ihm des uns gemachten Verdrusses. In dieser Lage ist Hettore, und die arme Orsina muß es entgelten. Er erklärt sich fest und bestimmt

gegen

gegen Marrinelli; daß sie ihm nicht mehr gefällt; will durchaus diesen Liebeshandel abgebrochen haben; selbst, daß sie aus Liebe zu ihm närrisch geworden ist, bestärkt ihn mehr in seinem Vorsaz, sie zu verlassen, als daß es ihn schwächen sollte. Denn wahrscheinlicherweise, wäre sie es, bei ihrem seltsamen und närrischen Karakter, früher oder später, auch ohne Liebe geworden. Also genug von ihr. Und damit bricht er die verdrießliche Materie ab.

Die andere Neuigkeit, mit der Marrinelli herausrükt, des Grafen Appiani Vermählung, scheint ihn mehr zu interessiren. Er schäzt diesen Appiani. Er ist ein sehr würdiger, junger Mann, ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Er hätte sehr gewünscht, sich ihn verbinden zu können, und will noch darauf denken. Seine Vermählung ist ihm daher keine ganz gleichgültige Neuigkeit. Nur soll er noch hören, daß er versprochen ist. Die Art, wie Marrinelli von dieser Verbindung spricht, der verächtliche, persiflirende Ton, mit dem er sich über den Geschmak und die Wahl des Grafen erklärt, reizen seine Neubegierde nur noch mehr. Er will wissen, wer das

Mäd-

Mädchen ohne Vermögen und Rang ist, das ihn, nach Marrinelli's Ausdruk, in seine Schlingen zu ziehn gewußt hat? dem er die Zirkel der ersten Häuser, und seine Aussichten bei Hofe aufopfert? mit dem er in seinen väterlichen Thälern von Piemont blos sich, und seiner Liebe, leben will? Und Marrinelli nennt, in seinem gewöhnlichen Ton, eine gewisse Emilia Galotti. Das überrascht ihn, wie ein unversehner Blizstrahl. Ganz dekontenanzirt, mit gelähmter Stimme frägt er:

"Wie, Marrinelli? eine gewisse —

Marrinelli wiederhohlt denselben Nahmen vernehmlich und deutlich. — Erschrokken hört er diesen Nahmen wiederhohlen. Er kann es nicht glauben, will es nicht glauben. — und, Zweifel und Furcht im Ton, frägt er noch einmahl:

"Emilia Galotti?„

Mit gewaltigem Sichsträuben gegen diese unerhörte Neuigkeit, sezt er heftig hinzu:

"Nimmermehr!„

Marrinelli bleibt dabei, und Gonzaga wird immer heftiger erschüttert. Nein, so arg kann das Schikſal seinen Wünschen nicht mitspie-

spielen; so ganz von allen Möglichkeiten, diese Wünsche erfüllt zu sehn, kann es ihn nicht zurükschleudern. Marrinelli wird sich irren. Er wünscht und hoft, daß er sich irrt, ja er soll sich irren. Fest und entschieden erklärt er ihm, daß er irrt; lebhaft, feurig und hintereinander fort, protestirt er gegen Marrinelli's Behauptung:

"Nein, sag' ich; das ist nicht, das kann nicht seyn. — Sie irren sich in dem Nahmen. — Das Geschlecht der Galotti ist groß, eine Galotti kann es seyn, aber nicht Emilia Galotti, nicht Emilia.

Aber vergebens wählte seine Liebe diese Ausflucht gegen die Wahrheit dieser fürchterlichen Wenigkeit. Appiani's Geliebte ist nicht blos eine Galotti, es ist eine Emilia Galotti. Dieser neue Umsturz seiner Hofnung bringt sein ganzes Blut in Wallung. Die Kälte, mit der Marrinelli sein Unglük bestätigt, macht ihn vollends wild. — Aber noch immer will er seine Zweifel nicht aufgeben, noch immer hoft er, minder unglüklich zu seyn:

"So giebt es noch eine, die diesen Nahmen führt."

Mar-

Marrinelli's widersprechendes Lächeln entgeht ihm indes nicht. Er bemerkts, und beinahe ausser sich, — im Ton und Blik Aufgebrachtheit, sprudelt er seine bis aufs höchste gereizte Aergerlichkeit aus:

"Sie sagten ohnedem, eine gewisse Emilia Galotti — eine gewisse. Von der rechten könnte nur ein Narr so sprechen —„

Diese ausserordentliche Aufwallung macht Marrinelli stuzzen. Befremdet und überrascht, frägt er: "kennen Sie denn diese Emilia?„ und Gonzaga, herrisch und gebieterisch, stolz herabblikkend, und mit hartem Tone, erwiedert:

"Ich habe zu fragen, Marrinelli, nicht er.„

Er frägt, und Marrinelli muß antworten. Jeder dieser Antworten ist ein neuer Donnerschlag für ihn. Es ist seine Emilia, mit der Appiani vermählt wird, des Obersten Galotti Tochter, wohnend in Guastalla, unfern der Kirche Allerheiligen. Seine Verzweiflung steigt. Mit dem Blik und Ton eines ganz ausser sich gesezten Menschen, springt er nach Emiliens Portrait, reißt es hervor, und giebt es Marrinelli in die Hand:

Da! —

"Da! — diese? Diese Emilia Galotti?
Sprich dein verdammtes "eben die„ noch einmal, und stoß mir den Dolch in's Herz.„ Marrinelli wiederhohlt sein "eben die!„ Des Prinzen Verzweiflung hat den höchsten Grad erreicht. Wüthend entreißt er dem kalten Unglüksspropheten das Portrait wieder, schleudert es auf die Erde, und wirft sich, halb entathmet, sein Gesicht verhüllend, in einen Stuhl:

"So bin ich verlohren! — So will ich nicht leben!„

Alle seine Lebensgeister sind in Unordnung, seine Empfindungen auf das äusserste gespannt. Alles, was Verzweiflung und betrogene Hofnungen einem Leidenschaftlichen Menschen nur eingeben können, strömt seine Zunge aus: Vorwürfe und Bitterkeiten, Anklage und Verdammung. Die gegenseitigsten Gefühle bestürmen sein Herz: Zorn und Wehmut, Drohungen und Bitten. Es ist der gewaltsame Zustand überwältigender Leidenschaft, in dem er sich befindet, der ihn nichts denken und fühlen läßt, als seinen Verlust und sein Unglük; in dem er alles genehmigt, was diesen Streich abwenden kann, und wär es — ein Mord! Auf dem Punkt, wo er steht, ist

das

das schleunigste Mittel das beste. Nur Rat, nur Hülfe, und er ist zu allem bereit. Von diesem Geiste der Leidenschaft beseelt, muß der Schauspieler den Rest dieser Szene entwikeln, wenn seine Darstellung Wahrheit, wenn sein Prinz ein wahrer Prinz, das Geschöpf seyn soll, mit dem, wenn Sinnlichkeit und Begier es beherrschen, jeder machen kann, was er will, sobald seine Wünsche nur befriedigt werden; das in diesem Taumel nicht auf Recht und Unrecht, nicht auf die Ursachen sieht, aus denen seine Kreaturen ihm Hülfe und Beistand leisten. Wäre Gonzaga's Seele nicht vom Rausch der Sinne umnebelt, strebte nicht alles in ihm nach Genuß und Befriedigung, sein besseres Herz würde es nicht wagen: die heiligen Mysterien der reinsten Liebe zu entweyhen; er würde nicht die schändliche Idee nähren, Bande zu trennen, die Edelmut und Liebe so schön geknüpft haben. Er würde den Ehrlosen, meuchelmörderischen Plan des Buben, Marrinelli, gleich vom Anfang durchschauen; nimmermehr dem Mörder das Messer bieten, nimmermehr den edlen Grafen zum Schlachtopfer des Hasses seines so erklärten Feindes machen. Aber berauscht und benebelt,

wie wir ihn sehen, ist er blind und taub; er will Genus, Besiz des Gutes, das man ihm entreissen will, weiter nichts! Und so bietet er allem seine Hand, was jener vorschlägt, wär es auch das gewaltsamste Mittel; zertrümmerte es auch noch so sehr alle Rechte des Menschen. Er ist ein Fürst. Was kümmern einen Fürsten die Thränen der Unschuld und Schönheit? was liegt ihm an der Kränkung eines Menschen, wenn diese Kränkung ihn seinem Ziel näher bringt? Menschen sind ihm nichts, als die Diener seiner Leidenschaften, und ein Mensch mehr oder weniger in der Welt, was bedeutet das, wenn dieser Mensch ein Hindernis auf seinem Wege ist? Er erschrikt für kein Verbrechen, wenn es nur zu seinem Zwekke dienlich, und zu seinen Absichten beförderlich ist.

Ohne Anstand fügt er sich allen Ratschlägen seines Günstlings, läßt ihm in allen freie Hand, willigt in alles, findet es sogar vortreflich, weil es seinen Wünschen eine freie Aussicht öfnet. Er kann die Ausführung nicht erwarten, betreibt sie mit Ungeduld, und ist von seiner Seite zu allem erbötig, was sie so schleunig, als möglich, beenden kann.

Marrinelli geht, der Prinz bleibt allein. Sein erster Gedanke ist auf das Bild gerichtet, das er im Ausbruch seiner Verzweiflung auf die Erde warf. Er hebt es auf, aber er wendet den Blik davon ab. Schon zu viel hat er es gesehn. Ein neuer Anblik würde nur seine Unruhe vermehren; sein Blut nur noch wärmer, noch unaufhaltsamer zum Herzen treiben. Trüb und niedergeschlagen drükt er diese Empfindungen in den Worten aus:

"Betrachten mag ich dich für's erste nicht mehr. Warum sollt' ich mir den Pfeil noch tiefer in die Wunde drükken?„ —

Er sezt das Bild bei Seite. Haupt und Blik ist gesenkt, und zu einem Seufzer gedehnt seine Sprache:

"Geschmachtet, geseufzet hab' ich lange genug, länger als ich gesollt hätte: aber nichts gethan! und über diese zärtliche Unthätigkeit bei einem Haar' alles verlohren!

Haupt und Blik erhebend, mit stärkerm Akzent, und gedehnterer Brust:

"Und, wenn nun doch alles verlohren wäre! wenn Marrinelli nichts ausrichtete?„

Plözlich einen Entschlus fassend, Blik und Ton freier:

"Warum will ich mich auch auf ihn allein verlassen? Es fällt mir ein, um diese Stunde — um diese nehmliche Stunde, pflegt das fromme Mädchen alle Morgen bei den Dominikanern die Messe zu hören."

Rasch, einen Schritt vorwärts, als ob er den Entschlus auf der Stelle ausführen wollte:

"Wie, wenn ich sie da zu sprechen suchte?"

Den Fuß wieder zurük, Blik und Ton gesenkt, bedenklich und zweifelnd:

"Aber heute, heut', an ihrem Hochzeittage? Heute werden ihr andere Dinge am Herzen liegen, als die Messe."

Wieder Hofnung schöpfend, entschlossen und bestimmt:

"Indes, wer weiß? Es ist ein Gang."

Der Entschlus wird zur That. Der Kammerdiener erhält den Auftrag, vorfahren zu lassen. Camillo Rota muß herein treten. Die schnell zusammen gerafften Klagen und Bittschriften werden ihm übergeben. Er soll selbst sehen, was darauf zu verfügen ist; ausfertigen oder anstehn lassen, wie er will. Ein Todesurtheil

bedarf

bedarf seiner Unterschrift: so gleich ist die Feder in seiner Hand, ohne nach wer? oder warum? zu fragen. Seine Durchlaucht haben Eile, können sich bei solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Selbst Rota's ernste und bedeutende Wiederhohlung, daß von einem Todesurtheile die Rede sey, geht verlohren. "Recht gern! Nur geschwind! Es könnte schon geschehen seyn!„ Mit einer Leichtigkeit, als ob eine Hoffestivität zu bewilligen wäre, entscheidet seine Feder über Leben und Tod. Der wahre Fürst! Er würde in dieser Stimmung ein halb Duzzend solcher Urtheile unterschreiben. Seine Seele ist ausser seinem Kabbinette; schwebt an den Altarstufen der Dominikanerkirche, sucht Emilien. Leidenschaft, Begier und Sehnsucht, treiben, regen und regieren ihn. Rota, weit entfernt, in dieser fürchterlichen Stunde des fürstlichen Leichtsinns über ein Menschenleben bestimmen zu lassen, giebt vor, das Urtheil vergessen zu haben, "es kann bis morgen bleiben.„ Auch das, erwiedert der Durchlauchtige Wollüstling, und fliegt in die Kirche.

Er hat Emilien in der Messe gesprochen. Aber er ist nicht um einen Schritt weiter. "Mit

allen Schmeicheleien und Betheurungen konnt' er ihr auch nicht eine Sylbe auspressen. Stumm und niedergeschlagen stand sie vor ihm da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil hört. Ihre Angst stekte ihn an, er zitterte mit, schloß mit einer Bitte um Vergebung;„ und so befindet er sich unlauniger, unbehaglicher und ärgerlicher, als jemals. Seine ganze Hofnung ist noch Marrinelli. Ist es ihm gelungen, den Grafen zu entfernen, dann — Aber, er hat sich nicht entfernen lassen, mit Verachtung die angetragene Ehre ausgeschlagen. Es bleibt beim Alten, Emilia Galotti wird noch heute Gräfin Appiani. Dieser neue Querstreich verstimmt ihn ganz und gar. Jemehr er sich von diesem Anschlage versprach, desto härter trift es ihn, sich in seinen Erwartungen betrogen zu sehn. Verdruß und Mismut empören sein Herz. Marrinelli muß es empfinden. Seinen ganzen Vorrat von Galle und Bitterkeit gießt er über ihn aus:

"Ich versprach mir von Ihrem Einfalle so viel! Wer weiß, wie albern Sie sich dabei genommen. Wenn der Rat eines Thoren einmal gut ist, so muß ihn ein gescheuter

Mann

Mann ausführen. Das hätt' ich bedenken sollen.„

Marrinelli affektirt Empfindlichkeit, prahlt von Aufopferung seines Lebens für die Leidenschaft des Prinzen; von Beleidigungen, die er dem Grafen erwiesen, blos um ihn in Harnisch zu jagen; von Genugthuung, die er für Gegenbeleidigungen gefodert, und auf der Stelle gefodert, um entweder durch des Grafen oder seinen Tod dem Prinzen Emiliens Besiz zu versichern. Aber der hinkende Bote kömmt nach. Seine Feigheit, mit der er dem durch ihn selbst veranlaßten Duell auswich, zu bemänteln, erdichtet er, der Graf habe seine Ausfoderung nicht angenommen, und ihn auf die ersten acht Tage nach der Hochzeit beschieden. Dadurch empfiehlt er sich nur um so schlechter. Troz aller Bemäntlung, steht seine Feigheit hell und klar vor den Augen des Prinzen, und statt des Dankes, den er erwartet, erhält er eine ganze Ladung von Hohn:

"Darauf liessen Sie es gut seyn und gingen: und kommen und prahlen, daß Sie Ihr Leben für mich in die Schanze geschlagen, sich mir aufgeopfert.„

Marrinelli läßt sich nicht ausser Fassung bringen. Nach Art aller der Elenden, deren Herz und Kopf durch die erbärmlichste Hofschranzerei gleich verkrüppelt ist, schluckt er die Sottise ruhig herunter, und frägt sogar mit dem fuissantesten Tone, dessen Hofimpertinenz nur immer fähig ist, was er denn weiter hätte thun sollen? Der Prinz vergilt diese Impertinenz mit der verächtlichen Replik, indem er ihn kaum eines Bliks würdigt:

"Weiter thun? als ob er etwas gethan hätte! „

Auch hier bleibt sich der Höfling gleich. Er giebt die fürstliche Sottise durch die höhnende Frage zurük: was er denn selbst für sich gethan habe? Er ist begierig, zu wissen, was mit Emilien in der Kirche verabredet worden? Der Prinz antwortet darauf mit dem höchsten Ausdruk von Persifflage, und endet mit dem kalten troknen Befehle, nur wieder hin zu gehen, wo er hergekommen sey. Er bedarf seiner Dienste nicht weiter. Geschwind lenkt der Kuppler wieder ein. Noch, meint er, sey nicht alles verlohren. So unmöglich es auch scheine, es komme nur auf einen kühnen Versuch an. Wenn die Braut

ein-

einmahl in ihrer Gewalt wäre, so steht er dafür, daß aus der Hochzeit nichts werden soll. Beissender Spott ist sein Lohn für diese prahlerische Vorspiegelung. Aber Marrinelli, seiner Sache zu gewis, nach den heimtükkischen Anstalten, die er getroffen, bleibt kalt. Ihm liegt es jezt nur daran, den Prinzen auszuhohlen, sich in Absicht des Ausgangs sicher zu stellen, und die Verantwortung für das, was sich, nach seinem Plane, ereignen muß, von sich zu wälzen. Nach und nach rükt er mit seinem Versuche des Unmöglichen näher heraus; macht dies Unmögliche nach und nach so wahrscheinlich, daß der Prinz in die ihm gestellte Schlinge fällt; seinen Willen dazu hergiebt; ja sogar das Versprechen, dem Planmacher keinen der Unfälle anzurechnen, die sich dabei ereignen können. Zwar erräth er Marrinelli's boßhafte Absicht nicht ganz, er ahndet nur eine Art gewaltsamen Mittels; und dabei nimmt er keinen Anstand. Auf eine andere Art kann er einmal nicht zu seinem Zwekke gelangen. Also immerhin! Genug, daß dadurch das Unmögliche möglich wird. In dem nehmlichen Augenblik sieht er realisirt, was ihm versprochen ward! Das Brautpaar, zu seiner

lichen Vermählung auf dem Wege nach dem Landgute des Vaters — der vor dem Lustschlosse des Prinzen, wohin dieser sich auf Marrinelli's Anrathen begeben müssen, vorbeigeht — begriffen, wird von bestellten Räubern angefallen, die sich stellen, als ob sie den Wagen plündern wollten. Ein anderer Theil, worunter sich einer von Marrinelli's Leuten befindet, eilt zur Hülfe, ergreift Emilien, als ob er sie retten wollte, und liefert sie dem Prinzen in die Arme. Die Schnelligkeit, mit der das alles geschieht, die überraschende Art, mit der so unerwartet zur That wird, wovon erst eben gesprochen wurde; die Schüsse, die fallen; Marrinelli's Kälte dabei; sein Lauschen und Umherblikken: alles erfüllt den weichlichen Schwächling mit einer Beklommenheit, die halb Angst, halb Freude ist. Diese Beklommenheit mahlt sich in allen seinen Zügen, spricht aus allen seinen Bewegungen, versichtbart sich in allen seinen Reden: "Was ist das? Ist es möglich? Die "Anstalten sind doch so? Eine Bangigkeit über"fällt mich! Wornach sehen Sie? Ah! Mar"rinelli! Ich sehe bei alle dem nicht ab," mehr vermag er nicht hervorzubringen. Alles

an ihm ist gespannte Erwartung der Dinge, die da kommen sollen; Zittern und Zagen, Wollen und Nichtwollen; ganz im Karakter eines unselbständigen Weichlings, dem Umstände nicht nur zu schaffen machen, den sie entnerven; den fremde Einwirkung regiert, hin und herwirft, und nie zu eigner Thätig- und Wirksamkeit kommen läßt. Wo Marrinelli ihn hinstellt, da steht er, was der aus ihm zu machen Lust hat, das wird er. Eine Maske kömmt um die Planke gesprengt, dem Meuchelmörder und Kuppler Nachricht zu bringen. Bei diesem Gespräch will er den Prinzen nicht zum Zeugen, er schiebt ihn also in sein Kabinett; und der fürstliche arme Sünder läßt sich geduldig hineinschieben.

Marrinelli hält Konferenz mit dem Banditen. Alles geht nach Wunsch. Der Graf wird ihm und dem Prinzen nicht mehr im Wege seyn. Angelo hat dafür gesorgt. Zwar ist er noch lebendig in seinen Wagen hineingekommen, aber lebendig herauskommen wird er schwerlich. Mit Emilien steht es besser. Marrinelli's Bedienter, Battista, hat sich ihrer bereits versichert. Sie muß gleich kommen. Auch ist sie wirklich schon auf dem Wege zum

Schlosse.

Schlosse. Der Prinz sieht sie durch die Allee herbeieilen. Die Furcht scheint ihre Schritte zu beflügeln, denn sie glaubt sich vor Räubern zu retten. Sonderbar ist ihm zu Mute. Er hat sie nun so nahe. Eh' er sich's versieht, wird er sie in seinem Schlosse, unter seinem Dache haben! Und doch zittert und zagt er; doch getraut er sich nicht, bei ihrem Eintritt zugegen zu seyn. Er hofft nichts von Marrinelli's kühnem und gewagtem Streich, fürchtet hingegen alles. Emilie kömmt. Er verbirgt sich, ein unsichtbarer Zeuge ihrer Angst, ihrer Bestürzung bei der Entdekkung, daß es das Lustschloß des Prinzen ist, wohin sie sich gerettet. Dieser Auftritt vermehrt seine Aengstlichkeit, seine Verlegenheit. Indes rast er alle seine Kräfte zusammen, seine Unruhe zu verbergen, seiner Phisiognomie, seinem Tone einen Ausdruk von Fassung und Ruhe zu geben. Er tritt hervor, bemüht sich, durch angenommene Offenheit ihre Furcht, ihre Besorgnisse zu unterdrükken; sie des Grafen, der Mutter wegen zu beruhigen. Aber seine Bemühungen gelingen ihm nur schlecht. Die eigne Angst seines Herzens ist in allem, was er thut und sagt, nur zu sichtbar. Emilia bemerkt's,

und

und ihr Schrekken, ihre Zaghaftigkeit, ihr Mistrauen wächst. Umsonst nimmt er einen mannhaftern Ton an, umsonst bietet er ihr seinen Arm, bittet sie umsonst, ihm getrost zu folgen. Ein rührendes Bild banger Ahndung und kämpfender Unentschlossenheit, steht sie da. Ihre Thränenvollen Augen sind zur Erde gesenkt, sie wagt es nicht, sie zu dem Verführer aufzuheben. Sie ringt ihre Hände, und, übermannt von den pressenden Gefühlen bebender Herzensangst, wirft sie sich zu seinen Füssen, unfähig zu bekennen, wofür sie zittert, was ihr Blut so wallen, ihre Pulse so schlagen macht. Dieser Anblik bringt den Prinzen ausser aller Fassung. Ganz wieder der zitternde, zagende Sünder, hebt er sie auf. Scheu ist sein Blik, stammelnd, verwirrt und abgebrochen seine Sprache:

"Ich bin äusserst beschämt. Ja, Emilia, ich verdiene diesen stummen Vorwurf. Mein Betragen diesen Morgen, ist nicht zu rechtfertigen, (mit dem Tone der um Verzeihung bittenden Leidenschaft,) zu entschuldigen höchstens. Verzeihen Sie meiner Schwachheit! Ich hätte Sie mit keinem Geständnisse be-

unru-

unruhigen sollen, von dem ich keinen Vortheil zu erwarten habe.„

Er schlägt die Augen nieder, der Akzent seiner Stimme sinkt:

"Auch ward ich durch die Sprachlose Bestürzung, mit der Sie es anhörten, genugsam bestraft.„

Sein Blik wird freier, fixirt Emilien, als wollt' er in ihren Augen sein Schiksal lesen. Hoffende, schmeichelnde und fürchtende Liebe, die Ausdruk und Worte sucht, leuchtet aus seinen Reden hervor:

"Und könnt' ich schon diesen Zufall, der mir nochmals, eh' alle Hofnung auf ewig verschwindet, mir nochmals das Glük, Sie zu zu sehen und zu sprechen, verschaft; könnt' ich schon diesen Zufall für den Wink eines günstigen Glüks erklären — für den wunderbarsten Aufschub meiner endlichen Verurtheilung erklären, um nochmals um Gnade flehn zu dürfen: — so will ich doch — beben Sie nicht, mein Fräulein, — einzig und allein von Ihrem Blik abhängen. Kein Wort, kein Seufzer soll sie beleidigen.

Wärmer und dringender fährt er fort:

"Nur

"Nur zweifeln Sie keinen Augenblik an der unumschränktesten Gewalt, die Sie über mich haben. Nur falle Ihnen nie bei, daß Sie eines andern Schuzzes gegen mich bedürfen."

Er tritt ihr näher, nimmt bescheiden, und um Vertrauen bittend, ihre Hand, und mit der schmeichelndsten Uiberredung sezt er hinzu:

"Und nun kommen Sie, mein Fräulein, kommen Sie, wo Entzükkungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen."

Nicht ohne Sträuben läßt sich Emilia abführen. Unterdes ist auch die Mutter gekommen. Sie hat ihre Tochter dem Schlosse zugehen sehen und eilt ihr nach. Des sterbenden Appiani Mund hat Marrinelli'n als seinen Mörder angeklagt. Ein schrekliches Licht geht ihr auf. Der ganze schändliche Plan des Prinzen und seines Helfershelfers steht vor ihr. Laut klagt sie beide als Meuchelmörder an. Emilia hört ihr Klaggeschrei. Sie jammert nach ihr, und Claudia stürzt, dem Ruf ihrer Jammerstimme folgend, in's Kabbinet. Mit zerrißnem Mutterherzen hält sie die ohnmächtige Tochter in ihren Armen. Der Prinz ist von diesem erschüt-

erschütternden Auftritt Zeuge. Er ahndet Marrinelli's niederträchtige That. Ganz erschöpft, reißt er ihn mit sich auf den Vorsaal hinaus, und fodert Licht. Marrinelli weicht anfangs aus, aber der Prinz besteht auf Erklärung. Seine Ahndungen sind wahr: Appiani ist ermordet. Abscheu und Entsezzen sind seine ersten Empfindungen. Seine ganze Seele empört sich gegen diesen Mord. Schwer liegt diese Blutschuld auf ihm. Mit allen Schaudern des verklagenden Gewissens sucht er sie von sich abzuwälzen:

"Bei Gott! dem allgerechten Gott! ich bin unschuldig an diesem Blute. Wenn Sie mir vorhergesagt hätten, daß es dem Grafen das Leben kosten würde. Nein! nein! und wenn es mir selbst das Leben gekostet hätte."

Er droht Marrinelli'n, läßt ihn seinen ganzen Abscheu, seine ganze Verachtung empfinden, nennt ihn beinahe geradezu und deutlich Mörder. Aber dieser Hofschranze kennt seinen Herrn. Mit der, einem so geübten Bösewicht, wie er, eigenthümlichen Frechheit, stellt er sich durch die Anklage des Prinzen empfindlich beleidigt,

leidigt, spricht von schuldig gebliebner Genugthuung, mit der der Graf aus der Welt gegangen; erklärt alles für Zufall, und spielt den Unschuldigen bis zur Täuschung. Was er vorhergesehn, geschieht. Der fürstliche Schwächling ist entwafnet, er giebt gute Worte. Nun hat ihn Marrinelli, wo er ihn haben wollte. Er sezt die Rolle des Beleidigten fort. Hohn und Bitterkeit sizt auf seinen Lippen, hochauffahrender Stolz blikt aus allen seinen Mienen. Der Prinz wird immer sanfter, will ihm gern glauben, will gern alles für Zufall nehmen. Aber ob auch Emilia, die Mutter, die Welt? daran zweifelt er. Den Mörder wird man nur für das Werkzeug, ihn, den Prinzen, für den Thäter halten; oder er muß, von Stund' an, alle Absichten auf Emilien aufgeben. Mit der tödendsten Kälte giebt Marrinelli das zu; hört mit der beleidigendsten Gleichgültigkeit das alles an, wird sogar grob, bricht sogar in Sottisen aus. Darüber lodert der Prinz zwar ein paarmal auf, faßt sich aber gleich wieder, und wird immer milder, immer nachgiebiger. Es ist nun nicht sowohl der Mord, der ihn ängstet, es sind die Folgen dieses Mordes, die ihn schrekken. Nicht

das Verbrechen beunruhigt ihn mehr, sondern die Art des Verbrechens; der Verdacht, der auf ihn fällt; das Hindernis, das sich nun vollends seiner Lieb' entgegen stellt. Wäre das nicht, mit der That wollt' er wohl noch fertig werden. Würde seine Leidenschaft nur ganz gewis befriedigt — denn wollt' er's allenfalls mit der ihn verklagenden Stimme seines Gewissens aufnehmen. Aber mit seinen mehr, als jemahls, verlohrnen Hofnungen, sich dieses Mordes beschuldigt zu wissen, ohne einmal Theil daran zu haben, das bringt ihn ausser sich; das wenigsten hätte der weise Plane- und Entwürfeschmieder wohl verhüten können.

So ruhig und tolerant beginnt er nach und nach über Marrinelli's Büberei zu denken; bis zu dieser kalten Sophisterei über die schändliche Ermordung des edelsten Mannes bringt er es nach und nach. So schwach werden nach und nach die Regungen der Menschlichkeit in seinem Herzen, daß ihn dieser Mord nur den Unfall sehen läßt, den er seiner Liebe bringt; daß er dem Mörder nur das nicht verzeihen kann, keine bessere, näher und gewisser zum Ziel führende Anstalten getroffen zu haben.

„Topp! auch ich erschrekke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur, guter Freund, muß es ein kleines, stilles, heilsames Verbrechen seyn. Und, sehen Sie, unsres da, wäre nun gerade weder still, noch heilsam. Es hätte den Weg zwar gereinigt, aber zugleich gesperrt. Jedermann würd' es uns auf den Kopf zusagen — und leider hätten wir es gar nicht einmahl begangen! Das liegt doch wohl nur blos an Ihren weisen, wunderbaren Anstalten.„

Marrinelli sieht seinen Herrn für seine Absichten auf so gutem Wege, als er nur wünschen kann. Da es nur noch Emiliens wahrscheinlicher Verlust ist, der ihn mit seinen getrofnen Anstalten unzufrieden macht: so beharrt er in dem angenommenen kalten Ton des Beleidigten: und der Prinz wird ganz das Opfer seiner Anstalten, ganz das, wozu er ihn zu machen, den Plan entwarf. Ein Unterthan seines Unterthans, steht der fürstliche Sklav in seiner ganzen Aermlichkeit vor seinem Günstling; läßt sich ungestraft durch Hohn und Kälte mishandeln, giebt gute Worte, bittet deh- und wehmütig um Verzeihung. Je dringender die Verlegenheiten um

ihn werden, je mehr die unvermuthete Ankunft der Orsina und des alten Galotti seine feurigen Wünsche aufhalten, ihnen sogar Hindernisse in den Weg legen: jemehr ergiebt er sich dem bösen Feinde, dessen Nezze ihn umstrikken, und ihn nicht vor-, nicht rükwerts lassen. An Leib und Seele gefesselt, das Spiel seiner Begierden und der Launen seiner Kreatur, opfert er alles auf, Recht und Billigkeit, Menschlichkeit und Gewissen; betritt er jeden Schleifweg, den Marrinelli's Schurkerei zu Emiliens Verderben, und zur Sättigung seines Wollusttaumels, vorzeichnet. Wenn der unglükliche Graf sein Leben nur nicht umsonst eingebüßt hat, wenn dieser Tod seiner Liebe nur Vortheil bringt: dann ist er ruhig; dann streift der Mord nur noch ganz leicht sein Gewissen. Und diesen lezten Skrupel hebt des Verführers Bosheit bald. Er wird immer kälter, immer gefaßter, und läßt sich alles gefallen, was jener beschließt und ausführt.

So wahr ist es, daß der erste, leichte Schlummer des Gewissens bald fester, und endlich Todähnlicher Schlaf wird, wenn Leidenschaft und Verführung es einwiegen. Haben diese es einmahl

mahl betäubt, so schweigt es bald ganz, und die dichte Rinde der Verstokkung verharscht es gegen jedes Gefühl der angebohrnen Menschlichkeit; verstopft jeden Zugang zur Reue. Dumpf, wie die Verwesung, liegt es in eisernen Schlaf versunken, und kalte Grabesstille breitet rings den nächtlichen Fittig über dasselbe. Nun erschrekt es nichts mehr, die entehrendste That hat die Gestalt des Rechts, und das gemeinste Laster erscheint im gefälligen, den Sinnen schmeichelnden Gewande. Was es vorher schaudern machte, läßt es jezt ganz ruhig; und wogegen es sich sonst ängstlich sträubte, dem tritt es jezt mutig unter die Augen. Tugend sinkt dann zum Vorurtheil herab, Billigkeit zur Grille, und jede Pflicht des geselligen Lebens zu einer Chimäre, der nur kleine Geister fröhnen. Eigennz ist nun der Gözze, dem gehuldigt wird, und Selbstvortheil der entscheidende Richter über Handeln und Wirken. Ein elender, die Menschheit entehrender Zustand, aber nirgends gemeiner, als auf einem Throne.

So tief ist indes Hettore noch nicht gesunken, so ganz entmenscht haben ihn Wollust und Verführung noch nicht. Er wird gedrängt,

überrascht, übereilt; sein Gewissen von Wollust und Verführung überschrieen, nicht eigentlich verhärtet. Er ist der werdende, nicht der gewordne Bösewicht. Aber doch haben Verführung und Leidenschaft schon so viel Herrschaft über ihn, daß die Stimme der erwachenden Menschlichkeit nur noch ganz obenhin in sein Ohr tönt, nahe daran, gänzlich zu verhallen; daß er sich immer tiefer und tiefer in die Abgründe leiten läßt, die des Verführers Boßheit seinen Grundsäzzen von Pflicht und Menschlichkeit gräbt; den Ränken und Wendungen desselben sein Ansehn leiht, und aus seinen niedrigsten Kabalen Vortheil zieht. So weit hat er es doch schon gebracht, daß er den ehrwürdigen **Galotti** mit einer Offen- und Unbefangenheit auf seinem Lustschlosse bewillkommen, mit ihm in einem Ton der Schuldlosigkeit, der Uneigennüzzigkeit, und der Theilnahme sprechen kann: als hätt' er an dem traurigen Vorfall, der diesen Besuch veranlaßt, auch nicht den mindesten Antheil; als wäre sich sein Herz auch nicht der kleinsten Tükke, nicht der entferntesten Absicht, diesen Vorfall nuzzen zu wollen, bewußt. So weit ist es doch schon mit seinem Gewissen gekommen, daß

er,

er, so sehr er vom Gegentheil überzeugt ist, so sehr es ihm immer klarer wird, daß Appiani's Tod Marrinelli's Werk ist, dennoch die Heuchelrolle unterstüzt, die dieser Mörder und Kuppler, als Freund und Rächer des Ermordeten, spielt, ja ihm sogar seine kräftigste Mitwirkung verspricht; daß er in jeden Ton einfällt, den Marrinelli angiebt; vor keinem Winkelzug der verdrehenden Gerechtigkeit mehr stuzt, vielmehr alle Handgriffe, alle ihre Taschenspielerkünste mitmacht; diesem Werke der schändlichsten Verrätherei und des niedrigsten Betrugs, durch das, nach allen Formalitäten der Justiz, Emilia aus den Händen des Vaters in die Hände des Räubers gespielt wird, noch obendrein die Hülle der Schonung und Achtung gegen unbescholtne Tugend umwirft; und eine Sprache führt, von der jedes Wort den Schüzzer der Unschuld, und den strengsten Beobachter seiner Pflichten, als Fürst und Mensch, zu verrathen scheint.

Marrinelli, Odoardo's Entschlus, Emilien in ein Kloster zu stekken, zu verhindern, borgt von der untersuchenden Gerechtigkeit einen Vorwand. Er spricht von Rache, die er dem Tode seines ermordeten Freundes

schuldig ist; von einem nothwendigen Verhör der schönen Unglüklichen, von ihrer unausbleiblichen Trennung von Mutter und Vater, von einer gerichtlichen Verwahrung; und der fürstliche Wollüstling erkennt darin den geraden Gang der Gerechtigkeit, den er nicht hindern kann. Aber, lenkt er eben so fein, als teuflisch, ein, nimmermehr wird er zugeben, daß die schöne Dulderin in einem Gefängnisse verwahrt werde. Das Haus seines Kanzlers soll sie aufnehmen. Dieses Haus der Freude, wo schon manches Opfer seiner Begier fiel, soll seinen Plan zeitigen, reifen; vollenden, was seine und Marrinelli's Tükke, im Mantel der Gerechtigkeit gehüllt, jezt anspinnen. Und, mit dem ruhigsten Blik des ehrlichen Mannes, mit dem herzigsten Tone des Biedersinns, weiß er diese Greuel seines Herzens zu bedekken:

"Kein Wort vom Gefängnis, Marrinelli. Hier ist die Strenge der Gesezze mit der Achtung gegen unbescholtne Tugend leicht zu vereinen. Wenn Emilia in besondere Verwahrung gebracht werden muß: so weiß ich schon die alleranständigste: das Haus meines Kanzlers."

Mit

Mit angenommener Strenge wendet er sich gegen Marrinelli:

"Keinen Widerspruch, Marrinelli!

Und fährt mit dem Geiste Ehrfurchtsvoller und sanfter Uiberredung fort:

"Da will ich sie selbst hinbringen, da will ich sie der Aufsicht einer der würdigsten Damen übergeben. Die soll mir für sie bürgen, haften — — Ja, ja, in das Haus meines Kanzlers! Da soll sie hin; da bring ich sie selbst hin; und wenn ihr da nicht mit der äussersten Achtung begegnet wird, so hat mein Wort nichts gegolten. Sorgen Sie nicht, Galotti, dabei bleibt es! dabei bleibt es."

Aber Galotti kennt das Haus der Grimaldi, weiß, welche Gefahr der Tugend seiner Emilia droht, durchsieht mit einem Blikke den ganzen Ehrlosen Plan, eben so schlau, als unverfehlbar entworfen. Entgehen kann er ihm nur auf eine Art; sie ist gräßlich, aber die einzige, lezte. Er wählt sie. Sie auszuführen, muß er den Prinzen sicher machen. Er nimmt also die ruhigste Aussenseite an, deren er fähig ist; "läßt sich "alles gefallen, findet alles vortreflich. Das

"Haus eines Kanzlers ist natürlicherweise eine "Freistadt der Tugend. Dahin muß seine Toch- "ter, nirgends anders, als dahin. Aber sprechen "möcht' er sie doch noch gerne vorher. Der Tod "des Grafen ist ihr noch unbekannt. Sie wird "nicht begreifen, warum man sie von ihren "Aeltern trennt. Ihr jenen auf eine gute Art "beizubringen, sie über diese zu beruhigen, dazu "muß er sie sprechen, und zwar unter vier Au- "gen, da ist er gleich mit ihr fertig." Diese plözliche Ruhe, diese unerwartete Einwilligung bethören den fürstlichen Schwachkopf. Er erblikt darin die nahe Erfüllung seiner Wünsche. Ein Strahl von Hofnung und Freude glänzt aus sei- nen Augen. Traulich und schmeichelnd legt er seine Hand auf des Vaters Arm, bittend ruhen seine Augen auf des Alten Gesicht, und mit dem ganzen Tone des seine geheimsten Wünsche ver- rathenden Herzens, verläßt er ihn:

"O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater seyn wollten!"

Emilia erscheint, und Odoardo's gräßliches, leztes und einziges Mittel rettet sie von der Ver- folgung ihres wollüstigen Räubers; sein Dolch durchbohrt sie, und sie sinkt sterbend in seine

Arme.

Arme. Im Nu dieser Schaudervollen That, treten der Verführte und der Verführer ein. Starr und Athemlos steht die bleiche Räuberzunft da. Odoardo wirft den blutenden Dolch dem bebenden Sünder vor die Füsse, liefert sich selbst in das Gefängnis, erwartet ihn als Richter, und dann vor dem Richterstuhl unser aller. Mit niedergeschmetterten Kräften stiert der zusammengekrümmte Unschuldwürger in der Krone das kalte Schlachtopfer seiner wollüstigen Begierden an. Eine lange stumme Pause des Entsezzens. Dann wendet er sich, im dumpfen Ton der Verzweiflung auf den Dolch zeigend, gegen Marrinelli,

„Da heb' ihn auf!„

Der feige Schurke hebt ihn auf, hat aber nicht Mut genug, seinem Bubenleben ein Ende zu machen.

„Nun? du bedenkst dich? Elender!„

ruft der fürstliche arme Sünder mit Verachtung und Abscheu, und reißt ihm den Dolch aus den Händen:

„Nein, dein Blut soll mit diesem Blute sich nicht mischen. Geh! Dich auf ewig zu verbergen. Geh! sag' ich.„

Der

Der Mörder geht. Mit Entsezzen blikt der unglüklich Verführte ihm nach, hebt die ringenden Hände schaudernd und zitternd gen Himmel, mit Angstvollbrechender Stimme:

"Gott! Gott! Ist es zum Unglük so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?„

und bleibt, ausser sich für Verzweiflung, eine Bildsäule fürchterlich sich rächender Gewissensqual, neben dem Leichnam stehen.

XXIX.

Vom ersten bis zum neunten Dezember: Wiederhohlungen von Glük bessert Thorheit, Betrug durch Aberglauben, den Indianern in England, Don Juan, und das Blatt hat sich gewendet; am neunten Dezember: Curd von Spartau, Schauspiel in drei Aufzügen, von Beil.

Herr Beil ist unstreitig ein Mann von Talenten. In allen seinen Schauspielen findet man glükliche Anlagen, Situazionen, die geradezu

aus

aus der Natur genommen sind, und Szenen, die nirgends ihre Wirkung verfehlen können, wenn die Schauspieler nur irgend ihre Schuldigkeit thun. Sie geben freilich der Kritik manche Blössen, und es fehlt ihnen an der Vollendung, die ein Drama ganz allein vortreflich macht. Aber längere Uibung, und genauere Bekanntschaft mit den Geheimnissen der dramatischen Dichtkunst, werden Herrn Beil immer mehr belehren, woran es seinen Schauspielen noch mangelt, um den Beifall der Kenner ganz zu verdienen. Bis jezt dehnt er die Handlung noch allzusehr, läßt sie nicht rasch genug forttrükken, hält sie durch müssige Szenen auf, und schiebt, zum Nachtheil unsers Interesse, die Entwiklung allzuweit hinaus. Auch verbindet er seine Auftritte nicht genug, spinnt seine Dialogen zu sehr aus, und läßt seine Karaktere mehr reden, als handeln. Mitunter, besonders in seinen komischen Karakteren, zeichnet er auch zu grell, trägt die Farben zu hoch auf, und beleidigt dadurch die Delikatesse des Zuschauers. Dafür aber ist er in Auffindung anziehender Situazionen nicht wenig glüklich, weiß sehr gut, was auf dem Theater Sensazion macht, und verräth überall, daß er die

Men-

Menschen nicht blos aus Büchern, sondern aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen kennt. Sein Dialog ist leicht, natürlich und ungekünstelt. Er hat den Ausdruk der Empfindung ziemlich in seiner Gewalt, und seiner komischen Sprache kann kein unpartheyischer Richter Wiz, Laune, und eine gewisse Originalität absprechen.

Curd von Spartau, sein neuestes Produkt, behauptet ausgemacht vor allen seinen übrigen Arbeiten den Vorrang. Der Plan ist sehr einfach und Prunklos, aber ungemein rührend und anziehend behandelt. Curd, Pilof, Marthe, und Friz Ralph sind sehr wakkere, interessante Menschen, und sehr brav gezeichnet. Eine Reihe schöner menschlicher Auftritte gewähren unserm Herzen die süsseste Nahrung, treffen sanft unsre Empfindung, und füllen unsre Augen mit wohlthätigen Thränen. Wem wird es nicht warm um's Herz, wenn der wakkere Friz sich mit Lebensgefahr des Nachts aus dem Lager, heimlich durch Vorposten und Hohlwege fortschleicht, um seine Mutter, der er sonst manches Herzleid angethan, einmahl wieder zu sehn; und theils von der Furcht, ertappt zu werden, theils von der Begier nach der mütterlichen Vergebung,

ermattet, halb Athemlos der ehrlichen Marthe um den Hals stürzt; an ihrem Anblik sich labt, ihre Verzeihung und ihren Seegen erfleht; und kaum, daß er die so lange gewünschte Freude des Wiedersehns genießt, Vergebung und Seegen erhalten hat, als Deserteur ergriffen, der bebenden Mutter aus den Armen gerissen, und dem Tode entgegen geführt wird? Wem hebt es die Brust nicht höher, wenn, während der feierlichen Morgenmusik des betenden Heers, der biedere verwundete Spartau, krank und schwach, auf seinem Feldbette sizt, sichtbar durch die Seelenerhebenden Töne des Morgengesangs erquikt; indes der redliche Pilof seine Wunden verbindet; wenn sein menschliches Herz bei der Nachricht von Ralphs unglüklicher Desertion und seiner wahrscheinlichen Hinrichtung tief leidet, und sehnlich seine Rettung wünscht? Wem dringt es nicht tief in die Seele, wenn die jammernde Mutter, mit herabhängendem Haar, bleich, schwer Athem schöpfend, mit gebrochner Stimme zu Spartau's Krankenbette hinschwankt, und um das Leben ihres allzuzärtlichen Sohns fleht? wenn dieser Auftritt den kranken alten Mann tief erschüttert, seine zitternde Hand

nach

nach der Feder greift, und Gnade für den Unglüklichen bei dem kommandirenden General fodert; die zwischen Furcht und Hofnung schwebende Mutter den Brief nimmt, für ihren Dank keine Worte findet, heisse Thränen der Freude auf seine helfende Hand weint, und, gepreßt von Angst und Hofnung, abgeführt wird? Wem bewegt es nicht sanft, wenn Marthe, wie im Triumph, mit dem wiedergewonnenen Leben ihres Sohns in ihre Hütte zurükkehrt; wenn der edle Spartau, durch das Bewußtseyn dieser That erquikt und gestärkt, auf dem Kirchhofe zu Rohrig, unter einer Linde, zwischen der Mutter und Schwester des Geretteten sizt, und ihre Freude, als den lindernsten Balsam für seine Wunden, mit reinem Herzen genießt? wenn die Betglokke anschlägt, Mutter und Tochter auf die Knie sinken, der alte General den Hut vor's Gesicht nimmt, und mitbetet? der Gerettete dazu kömmt, und von diesem feyerlichen Anblik hingerissen, sich auch betend und dankend auf die Erde wirft? Wem lokt es endlich nicht die hellen Thränen in die Augen, wenn Spartau in Marthens Hause, nah am Rande des Grabes, die Freuden des Vaters fühlt,

Mar-

Marthen für seine Gattin, und ihre Kinder feyerlich als seine Kinder bestätigt. Gewis, alle diese Auftritte müssen äusserst erbärmlich von den Schauspielern ausgeführt werden, wenn sie ohne Wirkung bleiben; und die Zuschauer müssen entweder äusserst arm an Empfindung, oder von dem unseligsten Geiste des Wizzelns, und den verächtlichsten Vorurtheilen besessen seyn, die diese Szenen überhaupt kalt, oder darum ohne Rührung lassen, weil darin gebetet wird, weil es nur eine Bauerfrau ist, der der edle Sterbende Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Indes würden selbst diese rührenden Auftritte noch unendlich gewonnen haben, wenn der Dialog weniger gedehnt, wenn des Frömmelns und Betens nicht so viel darin wäre. Das gilt besonders von dem ersten Akte, der fast nichts als Dialog und theologisches Wortgepränge ist. Nun stimmt das zwar alles zu dem Karakter der spielenden Personen. Eine gute fromme Bauerfrau würde sich ohngefähr so ausdrükken, ein ehrlicher Schlag vom Landgeistlichen, wenn er die Gewissensbisse einer Marthe zu heilen hätte, gerade solche Trostgründe gebrauchen. Aber nicht alles, was im gemeinen Leben ganz wahr und

gut ist, ist auch für das Theater wahr und gut. In einem wirklichem Gespräche können alle diese Dinge sehr nüzlich und erbaulich seyn, aber in einem Gespräche auf dem Theater machen sie Langeweile, wie alles blosse Gerede. Das Drama ist eine Welt der Thätigkeit, wir wollen dort die Gesinnungen der Menschen durch Wirken und Handeln, nicht blos durch ihre Reden erfahren; und selbst ihre Reden müssen nur der Wiederhall ihrer innern Geschäftigkeit seyn. Die Menschen des Drama sind eigentlich berufen, durch Thaten, nicht durch Worte zu predigen. Das durch Worte predigen überlassen sie denen Herren, die ihr Amt dazu heiligt. Bei diesen gilt die Lehre, bei ihnen das Beispiel. Des Beispiels wegen gehn wir also in das Schauspiel. Giebt uns aber der dramatische Dichter mehr Lehren, als Beispiele, so hat er uns, statt in's Schauspiel, in die Kirche geschikt; und das ganze Wesen der theatralischen Nachahmung ist aufgehoben.

Nicht, als wollt' ich fromme Empfindungen, und alles, was Gebet heißt, überhaupt vom Theater verbannt haben; nicht, als hielt' ich es für anstößig, wenn die Personen des Drama

fromme

fromme Gesinnungen äussern; oder ihre Hand zum Gebet erheben. Aber diese Empfindungen müssen nicht zu Predigten, und diese Gebete nicht zu Andachtsübungen werden. Das volle Herz muß sich in ihnen ergiessen, und Ergiessungen des Herzens sind Wortkarg, arm an Tönen für's Ohr, und stumm und Lautlos am beredtsten. Ein einziger dankbarer Gedanke, wie Lessing seine Minna sagen läßt, ist das vollkommenste Gebet. Von dieser Art ist Spartau's stilles Gebet im Lager, während der Morseegen geblasen wird; und die schweigende Andacht Curd's und der Familie Ralph am Schluß des dritten Akts, wenn die Betglokke anschlägt. Beide Szenen machten hier tiefen Eindruk, besonders die lezte, während der eine Art feyerlicher Stille über dem Publikum verbreitet lag. Sie hat zwar wegen des Anstosses, den sie fand, hernach weggelassen werden müssen, aber der der gröβte Theil des Publikums vermiβte sie ungerne. Herr Schröder handelte indes vollkommen recht, wenn er demungeachtet, diesen Stein des Anstosses aus dem Wege räumte. Es ist billig, daß man der Schwachen schone, sobald diese Schonung nur irgend, ohne der gesunden

Vernunft zu nahe zu treten, ausgeübt werden kann; und so viel, wie möglich, muß das Theater keiner guten Seele Aergernis geben. Freilich kann hier auch leicht zu viel gethan werden, denn oft ist es dem Schwachen eben so heilsam, seiner nicht zu schonen: wenn diese Nichtschonung ihn um ein Vorurtheil ärmer, und um eine Wahrheit reicher macht. Schwache Menschen sind kranke Menschen. Ein Kranker sieht, empfindet und raisonnirt nicht, wie ein Gesunder. Er hat Grillen, wunderliche Launen, Eigensinn. Es ist menschlich, daß man Nachsicht mit ihm habe. Einen Kranken ärgern oft die unschuldigsten Dinge, Dinge, die, wenn er gesund wäre, ihm wohl gar Vergnügen machen würden; und so ist es billig, diese Gegenstände des Aergers, so viel sich's thun läßt, aus seinen Augen zu entfernen. Aber man würde diese Nachsicht sicher zu weit, und offenbar zum Nachtheil des Kranken treiben, wenn man seine Grillen immer übersehn, seinen wunderlichen Launen beständig nachgeben, seinen Eigensinn nie brechen wollte. Je mehr seiner Grillen man befriedigt, desto mehr wird er haben. Er wird zulezt Unmöglichkeiten fodern, und ihre Nichterfüllung ihn ärgerlicher machen,

machen, als jemals. Sein Zustand wird sich verschlimmern, seine Krankheit sich vermehren und seine Genesung gar nicht mehr zu hoffen seyn. Zuviel Schonung ist in dieser Lage also fast noch schlimmer, als gar keine Schonung.

Warum soll auch im Drama ganz allein anstößig seyn, was in jeder andern Gattung der Poesie für erlaubt gehalten wird. Wenn eine Szene, wie die, von der hier die Rede ist, in einem Roman gewis für schön, vortreflich, und das Herz bewegend gehalten werden würde, warum soll sie denn im Schauspiel gerade das Gegentheil seyn? Das Gebet, sagt man, ist eine Handlung der Religion, mit der man keinen Scherz treiben muß. Scherz treiben? Was heißt das? etwa daß die Handlung des Gebets auf dem Theater nur erdichtet, nicht wahr ist, daß der Schauspieler nur zu beten scheint, nicht wirklich betet? Ist es denn im Roman anders? Wenn sich da der Dichter in der Person des Helden auf die Knie wirft, ahmt er da nicht auch die Handlung des Gebetes blos nach, ohne eigentlich zu beten? oder wenn der Sänger einer geistlichen Epopee die himmlische Weisheit um Beystand bei seinem Gedichte anruft, ist da sein

Gebet etwas anders, als Poesie? Und wird man deswegen sagen: er treibe Scherz mit einer Handlung der Religion? Oder verändert das die Sache, daß diese Handlung an einem Orte geschieht, an dem sonst auch lächerliche Handlungen nachgeahmt werden? So dürfte auch wohl der Sänger eines fröhlichen Trinkliedes kein geistliches Lied singen, ohne den Vorwurf des Spottes auf sich zu laden? und Kleist, Gellert, Uz, Gleim, Eschenburg und Gotter hätten also entweder nie Scherzgedichte schreiben, oder sich nie an die religieuse Poesie wagen sollen? Und was würde denn aus den schönsten und feyerlichsten Stellen der Athalie, der Minna von Barnhelm, der Mariane, des Don Karlos, des Diego und der Leonore werden, wenn diese nachgeahmte Handlung des Gebets der Schwachen wegen, die sie für anstößig halten, schlechterdings ausgelassen werden müßte? Was aus der ganzen Kunst des Dichters, wenn diese Schwachen seiner Darstellung ein: bis hieher und nicht weiter! zuzurufen, das Recht haben dürften? Warum soll überhaupt der Stärkere immer, und ohne Ausnahme, um des Schwächern willen entbehren? warum soll

der

der Gesunde schlechterdings einer Speise entsagen, die ihm behagt, blos, weil ein milzsüchtiger Kranker sie für schädlich hält? Wenn der dichterische oder moralische Wert eines Schauspiels von jeder einzelen Stimme des zusehenden Publikums abhinge, welches Drama in der Welt würde da reüssiren, und wenn es der erste Dichter der Erde geschrieben hätte? Hier dürfen also geradezu nur die meisten Stimmen entscheiden, und diese würden auch, in Rüksicht dieser Szene, entschieden haben, wenn nicht noch andere Gründe für ihre Weglassung obgewaltet hätten.

Die Handlung steht nehmlich offenbar darin still, und es geschieht darin nichts, das nur, auf irgend eine Art, die Entwiklung näher herbei brächte. Vielmehr wird sie dadurch unnötigerweise länger hinausgeschoben, welches um so unangenehmer ist, jemehr man sie voraus, und doch nicht zu'm Ende eilen sieht. Uiberhaupt hat Herr Beil darin gefehlt, daß Spartau schon in der zweiten Szene des zweiten Akts in dem zum Tode bestimmten Ralph nicht blos seinen Sohn ahndet, sondern beinahe ganz deutlich erkennt; daß sogar diese Erkennung seine nähere Theilnahme an die Rettung desselben bestimmt;

stimmt; daß er bei dem Nahmen Spartau, den Marthe dem Vater des Unglüklichen giebt, nicht blos stuzt, sondern sich auch ganz genau nach den nähern Umständen erkundigt; hört, daß dieser Spartau Major war, und im Jahre 60 zu Rohrig im Quartier lag. Alles Data, die gar keinen Zweifel mehr in ihm übrig lassen können, daß er es ist, von dem Marthe spricht, auch wirklich nicht lassen: denn die Geschichte greift ihn an, ängstet ihn, treibt ihm den Schweis vor die Stirn. Eben so klar liegt das Geheimnis dem Zuschauer vor den Augen, und doch verzögert sich die völlige Entwiklung, ohne die mindeste Veranlassung, die sie hinderte, noch zwei Akte. Daher entstehen denn verschiedne müssige Szenen, die dem Interesse schaden, und den Zuschauer nicht in der Wärme erhalten, in der er gewis beharren würde, wenn Herr Beil die Katastrophe schneller herbei geführt, und die Handlung mehr zusammengedrängt hätte. Zu diesen die Entwiklung aufhaltenden Szenen gehört auch der Auftritt zwischen dem Lotterieeinnehmer, Wenig, und dem Küster, der zwar, in Rükficht seiner komischen Zeichnung, alles Lob verdient, aber doch den Zuschauer zu

gewaltsam aus dem eigentlichen Gang der Fabel herausrükt, und ebendeswegen ohne alle Wirkung bleibt. Das Daseyn solcher komischen Auftritte, auch in dem rührenden Drama, ist zwar im Ganzen nicht zu tadeln, und der Zuschauer liebt sie. Aber diese Auftritte müssen doch, wenn anders der denkende Zuschauer ihnen Beifall schenken soll, mit der Haupthandlung in der genauesten Verbindung stehen. Und das ist, wie schon bemerkt worden, der Fall hier ganz und gar nicht. Wirklich sollten unsre dramatischen Dichter der Sucht unsers Zuschauertrosses, in einem und dem nehmlichen Schauspiel zu weinen, daß ihnen die Augen blind werden, und zu lachen, daß ihnen der Athem ausgeht, nicht allzusehr nachgeben. Sie verdrängen dadurch den Geschmak an dem ungemischten Schauspiel gänzlich. Das vollendeteste Trauerspiel, das feinste komische Stük macht, seitdem diese sonderbare Seuche unsre Zuschauer befallen hat, fast gar kein, oder doch nur ein sehr mittelmässiges Glük auf unsern Bühnen. Sonst beging man die Thorheit, diese Mischung des Tragischen und Komischen ganz und gar nicht dulden zu wollen, jezt hegt man die eben so lächerliche Grille, diese

Mischung für die unentbehrliche Eigenschaft eines Drama zu halten, das gefallen soll. So wird das Szepter der Göttin, Thorheit, nie von den Menschen gewendet, und Abdera's Geschlecht stirbt nie aus unter dem Monde.

Was sich sonst noch gegen Curd von Spartau erinnern läßt, sind Kleinigkeiten, und des Aufmuzzens nicht wert. So viel ist gewis, daß dies Schauspiel, zusammengezogen in drei Akte, wie hier, befreit von den einzlen müssigen Szenen, und den allzuhäufigen Andachtsdeklamazionen, überall mit dem Beifall aufgenommen werden wird, den es hier zu erhalten, das Glük hatte. Nur müssen auch überall die Rollen so gut besezt seyn, wie hier.

Wirklich ist es ein Vergnügen, die hiesige Vorstellung zu sehn. Sie verdient durchaus das aufrichtigste Lob. Herrn Schröders Curd von Spartau würde den Dichter entzükken, so ein schönes, vollendetes Ganze ist er. Wenn er, während das rührende Lied: «Wenn ich einst das Ziel errungen habe,» nach seiner eigenen vortreflichen Komposizion geblasen wird, bleich und schwach auf seinem Feldbette liegt, die Hände gefaltet, und die feierliche Melodie sanft

seinen

seinen Busen dehnt, so ist das ein so mahlerischer Anblik, daß er verdiente durch den Pinsel eines Rhode oder Fügers verherrlicht zu werden. Mit der Miene des Dulders sizt er da, Sehnsucht nach Auflösung blikt aus seinen himmelwärtsgerichteten Augen, und die Hofnung, bald erhört zu werden, flimmert, wie der lezte Strahl eines erlöschenden Lichtes, mit matter Röthe auf seinen Wangen. Seine Seele erhebt sich sichtbar mit der Melodie des Liedes, und scheint schon ausser dem Leibe zu wallen, in den Lichtgefilden einer bessern Welt, wo keine Wunde mehr brennt, und der unsterbliche Geist nicht mehr mit körperlichem Schmerz kämpft. Ralphs vermeintliche Desertion ruft ihn aus jenen seligen Träumen einer bessern Zukunft wieder zurük. Leidender wird seine Miene, sein Blik trüber, und sein ganzes Gesicht Ausdruk der innigsten, menschlichsten Theilnahme. Sein Herz hängt an dem Unglüklichen, drängt ihn, zu seiner Rettung zu wirken. Aber seine Pflicht tritt seiner Menschlichkeit in den Weg: der Arme ist ausser dem Standpunkt des Lagers ergriffen worden, und also, nach den Gesezzen, des Todes schuldig. Dieser Kampf zwischen Pflicht und Menschlichkeit

keit kostet seinem Herzen viel, greift seine Nerven an, macht seine Wunde heisser brennen. Eine düstere Schwermut umwölkt seine Stirn, und die Phisiognomie der Duldung schwindet aus seinem Gesichte; Unmut und Uiberdrus des Lebens tritt an ihre Stelle. Sein Ton wird mürrisch, hart, bitter. Er wünscht nicht blos mehr Auflösung, er will sie beschleunigen. Ihn ekelt des Lebens, und er mag nicht gerettet seyn, bis Pilof's sanfte Uiberredung diese düstere Stimmung wieder verscheucht, und sein krankes Herz der mildern Empfindung des Duldens und Ausharrens öfnet. Gerührt und dankbar drükt er seinem redlichen Freunde die Hand, freundliche Güte erheitert sein Gesicht wieder, weich und nachgebend ist seine Stimme, und folgsam ergiebt er sich den Vorschlägen und Wünschen seines kindlichsorfältigen Arztes.

Eben so schön, und jede Saite unsers Herzens bewegend, ist die Darstellung des folgenden Auftritts. Die feinsten Züge und Uibergänge bezeichnen hier den denkenden und prüfenden Künstler, der in der grossen Kunst, seinem Dichter nie zu viel oder zu wenig zu thun, unter Deutschlands Schauspielern so eigends hervorragt.

tagt. Wie wahr und täuschend äussert er alle die mannigfaltigen Empfindungen, die Marthens mütterlicher Schmerz, ihre Erzählung und ihre Bitten auf ihn hervorbringen müssen. Wie sich alle seine Gesichtszüge spannen, als Marthe den Vater des Unglüklichen, Spartau, nennt, wie alles an ihm Erwartung und Aufmerksamkeit ist! Wie die Ahndungen, die in seinem Busen aufsteigen, durch alle seine Bewegungen sichtbar werden, sich im leisen Schwellen seiner Muskeln, und dem stärkern Dehnen seiner Brust verrathen! Wie die Aengstlichkeit, mit der er den Schweis von der Stirn troknet und Arzenei fodert, die feurige Aufwallung, mit der er die Feder ergreift, ein so theures Leben zu retten, und die Ermattung, in die er nach dieser gewaltsamen Anstrengung aller seiner Fiebern versinkt, der Zeichnung des Dichters ein Leben und eine Wahrheit geben, wovon er selbst in dem feurigsten Momente seiner Schöpfung kaum eine höhere, versinnlichendere Vorstellung gehabt haben kann! Wie karakteristisch ist sein Schlaf! Das Vorgefühl des bessern Lebens ruht auf seinen geschloßnen Augenliedern. Keine schmerzhafte Krämpfung unterbricht ihn. Nur ein einziges-

mal wird dieser erquikkende Schlummer von einem traurigen Bilde unterbrochen, das sich seiner Phantasie vorschiebt: er träumt sich als Zuschauer der Hinrichtung des unglüklichen Ralphs. Schwer hohlt er Athem, dehnt seine Arme, und ruft mit dem rührenden Tone des leidenden Vaterherzens: "o mein Sohn! Gute "Nacht! Treft das Herz gut, daß er nicht leidet! "So — so!„

Uiber allen Ausdruk reizend aber sind seine Szenen in Rohrig. Welche liebenswürdige Traulichkeit, wenn er zwischen Mutter und Tochter sizt, wenn sein Gefühlvolles Herz, von der unbefangenen Güte des lieben Mädchens angezogen, wärmer und rascher bei ihren Liebkosungen schlägt; wenn sein Auge beim Anblik des Geretteten von heiterer Freude glänzt; wenn seine bebende Hand ihn an seinen zerschmetterten Busen zieht; wenn er mit der Ruhe eines Weisen von seinem nahen Tode spricht! Welch ein unwiderstehlicher Zauber, mit dem er unsre ganze Empfindung an sich reißt, wenn er die Ahndungen seines Herzens im Lager nach und nach zur Wahrheit werden sieht; wenn er die Gegend, das Haus, das Zimmer erkennt, in denen er Geschöpfen

schöpfen das Leben gab, deren Existenz er nicht ahndete, und die seinem Herzen nun so viel Wonne geben; wenn er auf dem ärmlichen Fenster die Züge seines eigenhändig eingeschnittnen Nahmens erkennt, nur halb diesen Nahmen aussprechen kann, und, erschöpft von dieser völligen Realisirung seiner Vermuthungen, ohnmächtig zusammen sinkt; wenn er wieder in's Leben zurükkehrt, die Wonne des Vatergefühls ganz empfinden zu können; mit schmelzender, Liebevoller Stimme seine Kinder erkennt, und, sie segnend, in ihren Umarmungen, nah am Rande des Grabes, noch einmahl ganz glüklich ist? Ich fühle, daß meine Beschreibung kalt läßt, aber so etwas will auch nur gesehen, nicht beschrieben seyn.

Die Marthe der Madam Stark ist ebenfalls ein vortrefliches Werk der Kunst. Die reinste, unverkünstelste Wahrheit beseelt durchaus ihr Spiel. In den ersten Szenen hat sie ganz den Ton der Zerknirschung und des geängsteten Gewissens, den der Dichter in diesen Karakter gelegt hat; in der Szene, wo ihr Friz auftritt, ist sie ganz Mutter, und mit sanfter Wehmut erfüllt sie unser Herz, wenn sie am

Schluß des ersten Akts, wo ihr Sohn, als ein Opfer des Todes, fortgeführt wird, sprachlos gen Himmel starrt. Vor allen andern schön aber ist ihre Ankunft im Lager; ihre Athemlosigkeit, ihre stammelnde Sprache, ihr mit Angst ringendes Gesicht, ihr banger Mutterton, ihr Tappen nach Ausdruk, als sie den Brief zur Rettung ihres Sohns erhält; ihr Eile haben, und doch nicht Fortkommenkönnen; und eben so schön ihre Erzählung nach ihrer Zurükkunft aus dem Lager. Die lauterste, reinste Natur spricht aus ihr, und belebt alle ihre Worte und Handlungen.

Herr Klingmann, als Friz Ralph, spielt mit Herzlichkeit, Wärme und Feuer; Herr Löhrs, als Pilof, erfüllt die Foderungen des Dichters auf das genauste; Herrn Langerhans Pastor Wehfeld ist nicht minder brav, und Madam Eule, als Hanchen, führt ihre kleine Rolle mit all der Unbefangenheit und Herzensgüte aus, durch die der Dichter sie uns so interessant zu machen gewußt hat.

XXX.

Am zehnten Dezember die Wiederhohlung des Schauspiels: Curd von Spartau, dazu der Faßbinder, komische Oper in einem Aufzuge; am eilften der Doktor und der Apotheker, Singspiel in zwei Aufzügen, nach *l'apoticaire de Murcie*, von Stephanie dem jüngern, die Musik vom Edlen von Dittersdorf; am vierzehnten: der Vetter in Lissabon, ein bürgerliches Familiengemälde, in drei Aufzügen, von Schröder, und die Wiederhohlung des Singspiels: der Faßbinder.

Die Oper, der Faßbinder, erhält sich noch immer mit Glük bei unsern Publikums, so unzähligemahl sie auch schon gesungen und gespielt worden ist. Sie verdient diesen Beifall, denn es fehlt ihr gar nicht an Unterhaltung; und die Musik ist leicht und gefällig. Herr Eule, als Steffen, verdient allen Beifall, und Madam Langerhans, als Rözgen, spielt und singt recht artig.

Dem Doktor und Apotheker merkt man es an, daß er französischen, nicht italienischen Ursprungs ist, denn er hat doch eine Art Von Sens, was in einer italienischen Oper geradezu gegen die Regel wäre. Herrn Stephanie's Uibersezzung, oder vielmehr Nachahmung, ist nicht ganz ohne Verdienst. Nur Verse machen wollen, sollte Herr Stephanie schlechterdings nicht. Er verhunzt die Sprache der Götter fürchterlich. Von Ritmus und Prosodie hat er ganz und gar keinen Begrif. Seine Reime — denn Verse kann ein Ehrenmann dies poetische Flikwerk unmöglich nennen — haben nicht die mindeste Spur von Silbenmaaß. Sein Pegasus stolpert darin so schwerfällig einher, als hätt' er ihn, einige Stunden vor seinem poetischen Ritt, aus einem Wiener Pirutsch losgespannt, vor dem er sich ganz lahm und müde gelaufen. Aber man verzeiht ihm seinen poetischen Unfug gern, wenn man Herrn von Dittersdorfs herrliche Musik dazu hört. Welche Mannifaltigkeit, und doch welche Wahrheit in Begleitung der Karaktere! Welches Leben und Feuer in den Finalen! Welcher Reichthum im Akkommpagnement, und welche Gefällig- und Leichtigkeit in

den

den Melodien! Uiber eine solche Komposizion vergißt man freilich auch die schlechtesten Verse. Aber zu beklagen ist doch immer der Komponist, der solch unmusikalisches Zeug in Musik sezzen muß. Gerade diese Gattung der Poesie erfodert den gefälligsten Versbau, die geschmeidigste Versifikazion, das feinste Gefühl für Wohllaut, und gerade sie fällt am meisten in die ungeweihten Hände solcher Menschen, deren Ohr für jede Art des Wohllauts mit Taubheit geschlagen ist.

Der Vetter aus Lissabon behauptet auf dem deutschen Theater noch immer den lauten und vollen Beifall, den er gleich bei seiner ersten Erscheinung fand, und erhält ihn selbst da allgemein, wo die Schauspieler in der Einfalt ihres Geistes und Herzens des Dichters schöne Zeichnung so in Grund und Boden verharranguiren, daß ihre Sudelei dem Schröderschen Werke ohngefähr so ähnlich sieht, wie ein Troppauer oder von Tratnerischer Nachdruk den Berliner und Leipziger Originalausgaben unsrer klassischen Schriftsteller. In der That hat der Vetter von Lissabon alles, was vorzüglich für den Wert eines Drama entscheidet: Wahr-

heit der dargestellten Welt, ächte, menschliche Sitte, Karaktere nach dem Leben, tiefwirkende Situazionen. Er ist in eigentlichem Verstande ein Familiengemälde, geradezu aus dem Kreise unsrer Beobachtungen und Erfahrungen genommen, überall zu Hause. An welchem Orte in Deutschland wäre die Welt fremd, die hier vorgestellt wird? Bei welchem Publikum fehlt' es an Originalen zu den Karakteren, die hier vorgeführt werden, an Familien, die sich nicht in denselben oder doch wenigsten in sehr ähnlichen Situazionen befänden? Wo sollt' es also nicht wirken, anziehen, Theilnahme erregen?

Nichts kann treuer seyn, als das Gemälde männlicher Schwäche, das der Dichter in dem Karakter seines Wagners aufgestellt hat. Wagner ist alles, was einem Menschen sonst Achtungs- und Liebenswert macht, gut, bieder, vollherzig, menschlich; nur kein Mann. Was den Mann eigentlich bezeichnet, daran fehlt' es ihm ganz. Da ist keine Kraft, kein Mut, keine Bestimmtheit, kein Beharren auf einem Sinn. Väterliches Ansehn, Herrschaft über die Frau, determinirtes Wollen und Wirken im Hauswesen, kurz, jede Regententugend eines Familienhaupts,

häupts, sucht man in seinem weichen, allzu nachgiebigen Karakter vergebens. Er sieht durch Hochmut, Eitelkeit, Faulheit und Verschwendung seine häusliche Glükseligkeit zu Grunde gehn; sieht durch eine üppige, leichtsinnige, herrschsüchtige Frau sein Haab und Gut verschleudert; seine Kinder vernachlässigt, verzogen und verdorben; mit jedem Tage sich und seine Familie dem gänzlichen Verderben näher; von Frau und Kindern tyrannisirt, Frau und Kinder allen Grundsäzzen der Ehre entsagen, auf einem Wege, der geradezu zur äussersten Unmoralität führt; eine Tochter erster Ehe mishandelt, von allen Rechten eines Kindes ausgeschlossen, zur Magd erniedert; seufzt, weint, vergeht darüber im Jammer: und hat weder Mut noch Entschlossenheit, dem Unheile zu wehren, der Ausschweifung den Zügel zu halten, der Verschwendung Gränzen zu sezzen, seine Fesseln zu brechen, die Unterdrükte zu schüzzen. Je höher sein Elend und die Thorheiten seiner Familie steigen, je ärmer an Kraft wird er; je weniger Willen hat er, je mehr läßt er sich beherrschen. Der höchste Grad von Kleinmut wird Meister über ihn, spannt alle seine Thätigkeit ab, entmannt ihn ganz und gar.

Und doch, so schwach und unmännlich dieser Mann vor unsern Augen erscheint, wie sehr trift die Wahrheit, mit der er diese Schwäche und Unmännlichkeit entwikkelt, unser ganzes Herz. Wem kostet dieser gemishandelte, gemarterte Mann und Vater, wenn er, das Opfer seiner Schwäche, am Rande des Verderbens steht, nicht eine Thräne des Mitleids? Wem geht es nicht an's Herz, wenn das dringendste Elend sein liebendes Vaterherz zwingt, sein geliebtestes Kind, schon so lange durch seine Schwäche unglüklich, dadurch noch unglüklicher zu machen, daß er ihre Hand einem Manne bestimmt, für den sie kein Herz hat? Wem wird es nicht bang' und weh, wenn der arme Mann, so schwer es seiner Vaterliebe wird, gebeugt und niedergeschlagen vor dieser Tochter steht; schmeichelnd und rührend sie zu ihrem grossen Opfer überredet, sie wehmütig um Brod bittet? wenn er dann hört, daß diese geliebte Tochter dies Opfer nicht zu bringen vermag, weil schon andere Bande sie fesseln; und diese zerstörten Hofnungen, dies fehlgeschlagne einzige Mittel zu seiner Rettung, und das Gefühl, daß seine Schwäche ihn in dies Elend gestürzt hat, seine ganze Natur verändern, seine

Sanft-

Sanftmut in Wut, und sein Wohlwollen in Menschenhaß verwandeln? wenn er in dieser Stimmung Fluch und Seegen ausspricht, verstößt und verzeiht, zürnt und um Vergebung bittet? Wen erschüttert es nicht, wenn bei der Nachricht, daß durch den Tod die Bande gelößt sind, die Sophieens Opfer für seine Rettung hindern, seine Hofnung von neuem auflebt, und von neuem wieder zerstört wird? wenn nun alles auf ihn zustürmt, und unvermeidliches Verderben, wie die Gewisheit des Todes vor dem zum Schaffot verurtheilten Missethäter, vor seine Seele tritt, die Nerven seines Gehirns fürchterlich spannt; dumpfe, nahe am Wahnwiz gränzende Fühllosigkeit ihn ergreift? Und wer blikt endlich nicht froh und heiter auf, wenn Großmut und Freundschaft die Leiden des armen Märtyrers enden, Kraft, Wille und Thätigkeit in ihm erwachen, sein Geist sich erhebt, und fester Vorsaz, Mann zu werden, seinen Busen dehnt und erwärmt?

Wer jemals in der Welt mehr gethan hat, als essen, trinken, verdauen, sich begatten und schlafen; wer auf die Dinge gemerkt, die um ihn vorgehen, und die Menschen beobachtet hat,

die ihn umgeben: der muß auch unter seinen Bekannten, Freunden und Verwandten mehr, als einmahl, Väter und Männer gesehn haben, die diesem weichen, schwachen, Kraft- und Thatlosen Wagner nur allzuähnlich sind. Meinen Erfahrungen wenigsten mangelt es nicht an Karakteren und Auftritten dieser Art. Ich war ferner und naher Augenzeuge solcher traurigen Familienzerrüttungen durch Männerschwäche; durch Mangel an Widerstand gegen unbändige Weiberlaunen, Grillen und Begierden. Wehe dem Manne, dem diese Kraft fehlt, und wehe der Familie, an deren Spizze ein schwacher Mann steht! Nur Ansehn giebt dem Hausvater Einflus, und ohne Kraft ist kein Ansehn möglich. Niemand kann regieren, der nicht eben so fest, als nachgebend, nicht eben so streng, als gütig, nicht eben so sehr Herr als Freund des Zirkels ist, über den er herrscht; und ohne Regiment besteht kein Hauswesen. Wo der Gatte und Vater nicht hinreichen, das Glük, den Frieden, die Ruhe einer Familie aufrecht zu erhalten: da muß der Herr reden und handeln, der Herr, im ganzen Sinne des Worts. Das Wohl einer Familie ist mehr wert, als die heuchlerische

Thräne

Thräne eines eigensinnigen, eitlen und verschwenderischen Weibes; und die Ausübung seiner Pflicht muß einem Manne theurer seyn, als eine versagte Liebkosung einer ihre Bestimmung vergessenden Hausfrau. Eine grosse Lehre, die Wagners warnendes Beispiel eben so anschaulich, als eindringend, bestätigt.

Der Originale, zu denen Madam Wagner gesessen, giebt es im lieben Vaterlande noch ungleich mehr. Diese Züge von Eitelkeit, Puz- und Glänzsucht, Verschwendung, Uibermut und Misbrauch der Gewalt über des Mannes Herz; von gänzlicher Vernachlässigung aller Pflichten, als Frau und Mutter, unüberwindlichem Leichtsinn, Dreistigkeit, Hochmut und Bettelstolz; sind, — wenn schon nicht immer auseinmal, und in einem so hohen Grade, — leider sehr gewöhnliche Züge im Karakter unsrer Hausfrauen. Diese Sucht, jede neue Mode mitzumachen, sie koste auch, was sie wolle; bei ieder öffentlichen Lustbarkeit, jedem glänzenden Feste zugegen zu seyn, es erfodre auch noch so viel Aufwand; keiner ihrer Basen, Freundinnen, Gevatterinnen und Bekannten in irgend einem Artikel des Luxus etwas nachzugeben, und wären sie an Rang und

Vermögen auch noch so weit unter ihnen; diese Gränzenlose Gier nach Figurmachen; diese gänzliche Nichtbekanntschaft mit Oekonomie und häuslicher Einrichtung; dieses Sorglose Leben und Geniessen auf Kosten anderer Leute; diese schnöde Behandlung des Mannes, wenn er sich ihren Verschwendungen widersezt; dieser Mangel an Delikatesse in Auftreibung neuer Summen zur Befriedigung ihres Uippigkeitsteufels: sind eine so gemeine Schooßsünde unsrer Bürgerweiber, daß jede grosse und kleine Stadt häufige Beispiele davon liefert. Von zehn zu Grunde gerichteten Familien haben gewis neune ihr Unglük weiblichem Leichtsinne zu danken; und Dame Wagner ist also ein eben so wahres, als Lehrreiches Beispiel für ihre Schwestern in dem Kreise der sittlichen Welt, aus dem sie der Dichter mit dem treusten Beobachtungsgeiste genommen hat.

Mit gleicher Wahrheit sind die verzogenen Kinder, der biedere, menschlichthätige Sievers, und, vor allen, die sanfte Dulderin, Sophie, der Natur um uns her abgeborgt. Wir erkennen unser Bild, und lassen uns um so williger täuschen, je näher die Menschen uns verwandt

wandt sind, die uns zu Zeugen ihrer Schwäche und Stärke, ihrer Thorheit und Größe machen.

Die Vorstellung des Vetters in Lissabon gehört zu den vorzüglichsten des hiesigen Theaters. Jeder unsrer Schauspieler giebt sich die sichtbarste Mühe, den Foderungen des Dichters Gnüge zu leisten. Was ich gegen diesen oder jenen Zug ihres Spiels noch etwa auf dem Herzen habe, davon bei der nächsten Wiederhohlung. Hier heb' ich nur die Karaktere des Wagners und der Sophie aus, deren Darstellung auch nicht den kleinsten Wunsch zu einer höhern Versinnlichung übrig läßt.

Herrn Schröders Wagner ist ein so vollkommnes Werk der Schildrung nach dem Leben, daß er von allen den Schauspielern, die diese Rolle auf dem deutschen Theater übernehmen, schwerlich jemals erreicht, noch vielweniger übertroffen werden wird. Wie sehr karakterisirt jede Aeusserung, jede Bewegung, jede Miene, jeder Ton die Schwäche und Weichheit, die den Hauptzug dieses Karakters ausmacht. Wie tief sind die Spuren des Grams, die die zerrütteten Umstände seiner Familie auf seine Stirn gezogen haben, wie abgespannt alle seine Gesichtszüge,

wie

wie gesenkt und gebeugt sein ganzer Körper! Wie sanft ist sein Blik, wie nachgebend der Ton seiner Stimme, selbst bei den bittersten Beleidigungen und Vorwürfen seiner hartherzigen Gattin: indes gekränkte Liebe und unvermeidliches Elend sein Innerstes zerreissen, und die Leiden seiner Seele in jeder zurükgepreßten Thräne, in jedem gebrochnen Laute seines zitternden Mundes sichtbar werden! Wie rührend ist der Kampf zwischen Pflicht und Schwäche, zwischen Liebe und Vernunft, wenn er sich hinsezt, die Zeilen niederzuschreiben, die die lezte und einzige Summe, die ihm noch zur Erhaltung seiner Familie übrig ist, in die Hände seiner verschwenderischen Frau spielen sollen! Der schwere, seine Brust fast zersprengende Seufzer, der seinen Lippen entbebt, wenn seine wankende Hand die Feder ergreift; die heisse Thräne, die auf das unglükliche Papier fällt, und die er so schwach, als zärtlich, seiner Tyrannin zu verbergen sucht, sind so ganz im Sinn und Geist dieser Situazion und seines Karakters angebracht, daß der getäuschte Zuschauer sich aus dem Theater in die wirkliche Welt versezt glaubt. Und die herrliche Szene mit seiner Tochter, seine wehmütige Bitte um

Brod,

Brod, seine niedergeschmetterten Hofnungen; sein in die höchste Verzweiflung übergehender Schmerz, seine die Sprache fast erstikkenden Thränen; sein Sichwegwenden von der liebkosenden Tochter, sein Fußfälliges um Vergebung Bitten; und hernach seine dumpfe Fühllosigkeit, sein werdender Wahnwiz, seine lezte Schwäche für ein undankbares und doch geliebtes Weib; seine dankbare Freude endlich, als er sich gerettet und sein verirrtes Weib auf dem Wege zur Besserung sieht: wie gern möcht' ich das alles so warm und lebendig hinwerfen können, als es der Künstler hinstellt und hinzaubert.

Sanfter, aber eben so innig wird unser Herz durch das schöne Bild bewegt, das uns Madam Schröder von dem Karakter der duldenden Sophie giebt. Schade nur, daß sich so wenig beschreiben läßt, was sie vortreflich macht; daß sich ihre edle Symplizität, ihre reine, unverkünstelte Natur, ihre rührende Duldung, ihre sanfte Uiberredung, das einfache und doch so bezeichnende Spiel ihrer Augen, ihrer Mienen, ihrer Arm- und Händebewegungen, so wenig durch die Feder ausdrükken lassen! Es könnte sonst für die junge Künstlerin, die noch nicht

durch

durch Theatermanieren, Tänzerfitlefanz und Menuettportebras für diese ächte Naturdarstellung verdorben ist, nichts unterrichtenders gesagt und gelehrt werden. Und doch werd' ich mir bei einer Wiederhohlung dieses Schauspiels dies Vergnügen nicht versagen können, das mir jezt der Raum nicht verstattet. Ich werde mich denn bemühen, das bescheidne Selbstbewußtseyn zu entwikkeln, mit dem sie leidet und schweigt; den zärtlichen Schmerz, der sich in ihrem Gesichte mahlt, da ihr ihre Lage nicht erlaubt, ihrem Vater das grosse Opfer der kindlichen Liebe zu bringen, das er fodert; das rührende Geständnis, das sie von ihrer heimlichen Verbindung ablegt; das Ausschütten ihres vollen Herzens bei den Vorwürfen des Vaters in dem Tone der zärtlichsten Schonung; Ihre Heldenentschlossenheit zur Rettung ihres Vaters auf Kosten ihres Herzens bei der Nachricht, daß ihr Gemahl nicht mehr lebt. Ich werde mich bemühen, sag' ich, dies alles der Künstlerin nachzuzeichnen, aber, ob es mir gelingen wird, dafür kann ich nicht stehen.

Dramaturgische Monate.

Dritter Band.

Zweites Stük.

XXXI.

Am funfzehnten und sechzehnten December 1789, Wiederholungen; am siebzehnten: die Jagd, komische Oper in drei Aufzügen, von Weisse, die Musik von Hiller.

Es war eine Zeit, wo Weisse und Hiller die Lieblinge des Schauspiellustigen Publikums waren, wo der Teufel ist los, die Jagd, der Aerntekranz nicht genug gegeben werden konnten, und den Theaterdirektoren ein ansehnliches Geld trugen; wo Weissens Lieder und Hillers Melodien von allen Lippen ertönten,

und den anziehendsten Geist der Fröhlichkeit in jede Gesellschaft brachten. Das hat sich nun alles verändert. Unser musikalischer Geschmak ist vornehmer geworden. Mit einer so gemeinen Sache, als gesunder Menschenverstand, giebt er sich in der Oper nicht mehr ab. Die leichte Symplizität des Hillerschen Gesangs macht uns Langeweile, wir wollen Gambaden und Seiltänzersprünge. Gesang ist uns nicht mehr sanftes Hingleiten der Stimme in menschlichen Tönen der Empfindung, er ist Pfeifen eines Kanarienvogels, bei dem die Stimme sich jezt bis zu den Suffiten versteigt, dann wieder tief in das Soufleurloch heruntersurzelt. Man kömmt daher nicht selten in Versuchung, die vor einigen Jahren erschienene Geschichte des abderitischen Theaters — troz den Protestazionen des Verfassers dagegen! — für eine Geschichte unsers vaterländischen Publikums zu halten, wenn man darin folgende Beschreibung des Musik — und Gesangsgeschmaks dieses originellen Völkleins ließt:

"Die Abderiten hatten von einigen athenienssischen Fremden gehört, daß die Musik nicht nur die Natur nachahmen, sondern auch in der Nachahmung der Natur auf edle, der Nachahmung

würdige Gegenstände verfallen, und dem Ohr auf eine edle, feine Art wohlthun müsse. Sie hatten ferner von ihnen gehört, daß, da die ersten Musiker unstreitig den Gesang von den Vögeln abstrahirt hätten, eben deswegen der Gesang simpel, Empfindungsvoll, ungekünstelt und natürlich seyn müsse. Sie waren aber viel zu sehr Abderiten, als daß sie die fremden Griechen recht hätten verstehen sollen. Sie verstanden sie nemlich so: daß der Gesang Nachahmung des Gesangs der Vögel seyn müsse; und ließen daher von ihren Musikern für ihre Sänger Gesänge komponiren, in denen sie alle Läufe der Nachtigall, der Lerche, der Kanarienvögel, und aller möglichen Vögel in der Welt, nachahmen mußten. Sie begriffen nicht, daß eben dadurch der Gesang wieder das unnatürlichste Ding von der Welt wurde; und das, was bei den Vögeln Wahrheit, und der ganze Ausdruk ihrer Natur, ohne Kunst und Gaukelei war, bei ihnen, die sie Menschen, und keine Vögel waren, das ungereimteste und wiederwärtigste Ding von der Welt werden mußte. Die Fremden hatten blos sagen wollen, daß der Ausdruk der Empfindung der Vögel durch Gesang, die ersten Musiker zuerst auf die Idee gebracht

bracht habe, daß auch menschliche Empfindung sich durch Gesang müsse ausdrükken können; und daß, wie die Vögel für jede Art ihrer Empfindungen offenbar einen ganz eigenen Ausdruk hätten, indem ihr Gesang bald fröhlich wirble, bald schmelzend klage, bald zärtlich lokke: so müsse auch der menschliche Gesang Ausdruk jeglicher Empfindung in dem ihr eigenen Ton seyn. Durch dieses, oder ein ähnliches Raisonnement, meinten die Fremden, wären die ersten Musiker auf die einzige und wahre Idee des Gesangs gekommen.„

"Von alledem aber faßten die Abderiten nicht einen Buchstaben, sondern glaubten, die Natur des Gesangs völlig erschöpft zu haben, wenn ihre Sänger wie Nachtigallen pfiffen, wie Lerchen trillerten, und wie Kanarienvögel schmetterten. Daß menschliche Stimme ganz etwas anders, als Vögelstimme sey, daß, da die menschliche Stimme ihre Empfindung in Worten, und nicht blos in unartikulirten Tönen ausdrükke, auch Menschengesang schon darum ganz was anders seyn müsse, als Gesang der Vögel, die nur blos unartikulirte Töne für die Empfindung, und keine Worte haben: das fiel keinem Abderiten ein. Es konnte ihm auch nicht einfallen, eben, weil er ein Abderit war.„

"Die

"Die abderitischen Sänger mußten also jezt pfeifen, trillern und schmettern, wie irgend ein Vogel in der Welt. Bald mußte ihre Stimme bis zu den Fixsternen steigen, bald wieder einige tausend Klafter tief auf Gottes Erdboden herabzufallen scheinen; mußte alle Läufe, Wendungen und Biegungen einer Nachtigall- oder Kanarienvogelkehle nachmachen, alle Augenblik den Hals zu brechen drohen; und je mehr der Sänger hierzu Grimassen schnitt, je mehr diese unnatürliche Anstrengung der Stimme ihm sauer ward: desto mehr wurd' er beklatscht und bejauchzt. Mit einem Worte, die Abderiten wurden jezt mit einmal geschworne Liebhaber der Bravourarien.,,

"Außer den Bravourarien führten die Abderiten noch eine ganz besondere Gattung des Gesangs ein, den sie den Nasengesang hießen. Die Sänger mußten nämlich diesen Gesang aus der Nase hervorziehn. Je nasenhafter nun ein Sänger diesen Gesang hervorbrachte, für einen desto größeren Virtuosen galt er. Ja, ein abderitisches Genie erfand sogar eine Nasenschraube, mit der die Sänger ihre Nase zusammenquetschen mußten, um diese Arien con naso

obligato so vollkommen nasal, als nur möglich war, herauszubringen.„ *)

In der That, mit wenigen Veränderungen ist dies Gemählde von abderitischer Art und Kunst ein getreues Bild unsrer eigenen Opernliebhaberei. Wie jenes merkwürdige Völkgen, haben wir uns von dem Pfade der schlichten und geraden Natur entfernt, und gefallen uns sogar um so mehr, je weiter wir uns von ihr entfernt haben. Es ist so weit mit uns gekommen, daß wir uns des Geschmaks am simplen und ungekünstelten Gesang schämen, uns ärgern, wenn er, wider unsern Willen, noch Eindruk auf uns macht. Daher unsre Lauigkeit, wenn einmal wieder eine Hillersche Oper auf unser Theater gebracht wird; unsre Aeusserungen von Mißfallen und Langeweile, wenn ein Lied aus der Jagd, oder dem lustigen Schuster, von unsern Bühnen ertönt; die Machtsprüche unsrer seynwollenden Musikkenner: "es ist nichts mehr mit dem Hillerschen Gesang, seine Zeit ist vorbei. Diese natürlichen, leichten Melodien, die auch die gemeinste Menschenkehle mitsingen kann, sind nicht mehr Mode.„

Ge-

*) Das Theater zu Abdeen. Erster Theil. S. 19 bis 23.

Gerade, als die Natur jemals aus der Mode kommen könnte, oder, als ob wir uns etwas darauf einbilden dürften, wenn sie wirklich aus der Mode kömmt. Desto schlimmer für uns, wenn es wirklich so ist! Daß wir vorwärts gerükt sind, beweißt es wenigsten nicht; und wir sollten uns eigentlich unsrer Schaam über unser unwillkührliches Gefallen an der Natur schämen. Aber sich schämen, im eigentlichen Verstande des Worts, ist überhaupt die Sitte unsers Jahrzehnds nicht. Denn wahrlich! sonst müßten wir bei den mannichfaltigen moralischen und litterarischen Thorheiten, die unser Zeitalter karakterisiren, uns schon lange die Augen aus dem Kopf geschämt haben.

Indes liegt es doch nicht blos an unsern Publikums, daß Weissens und Hillers lyrische Stükke nichts mehr gelten, es liegt hauptsächlich an den großen Sängern, die sie vorstellen. Diese Opern erfodern schlechterdings Akteurs, und wo — einzle Ausnahmen machen hier nichts! — sind die Sänger, die auf den Nahmen: Schauspieler, Anspruch machen dürften? Die berühmtesten unter ihnen können nichts, als singen, und das nicht einmal, wenn man das Wort, singen,

recht versteht, was doch wohl nichts anders heißt, als menschliche Empfindung menschlich durch musikalische Töne vortragen. Aber auf gut abderitisch, wie Kanarienvögel schmettern, wie Lerchen trillern, und wie Nachtigallen pfeifen, wird ein Mensch, der seine fünf Sinne bei einander hat, doch schwerlich menschlichen Gesang nennen. Können aber unsre sogenannten und theuer bezahlten Virtuosen mehr als das? Wie wären diese Herrn und Damen nun instande, Weissens Karaktere darzustellen, und Hillers einfache Melodien wahr und menschlich wieder zu geben? Was sie thun und sagen, ist hölzern, und was sie singen, Gauklerfirlefanz, Salto mortale eines Seiltänzers, der durch einen Reif hin und herschießt. Bei ihrer äußersten Armuth am Gefühl für Wahrheit und Schönheit, wird also Hillerscher Gesang in ihrem Virtuosenmunde entweder kaltes Brunnenwasser, bei dem einem die Zähne für Frost zusammenklappern, oder sie verschnirkeln, verkünsteln und verfirlfanzen ihn so, daß Hiller eben so wenig darin zu erkennen ist, als die Natur in einem Garten, wo die Schneiderschere ihr Wesen getrieben, und die schönsten Bäume und Hekken zu Pfauen, Löwen,

gelten Drachen und Thürmen mit Wetterfahnen verschnizzelt hat. So muß denn Hillersche Einfachheit des Gesangs wohl aus der Mode kommen. Wer läßt sich gern mit kaltem Brunnenwasser begießen? Oder wer mag, wenn er nur irgend auf Menschensinn Anspruch macht, zum Beispiel, die rührende, Kunstlose Melodie von "du stiller Wohnplaz süßer Freuden„ im Ton einer Bravourarie vortragen hören?

Aber nein, man mag das wohl. Wenn Lene und Zekkel, Hanchen und Michel, Töffel und Röschen sich in Bravurarien produzirten, dann wäre den Weisseschen Opern auf einmal wieder geholfen. Freilich ist ein Schuster und eine Schusterin, ein Bauer und ein Bauermädchen, die auf und niedergurgeln, und Kolleraturen machen, daß die begleitenden Instrumente kaum nachkönnen, eine Ungereimtheit, bei der ein ordentlicher Mensch, der seinen Verstand ein bischen lieb hat, die Hände in die Seite stemmt, und sich für Lachen ausschüttet. Aber für solche ordentliche Menschen ist, nach Maaßgabe unsers vornehmen Musikgeschmaks, auch die Oper nicht. Die Oper ist das Land der Ungereimtheiten, und also auch der tollste Unsinn da an seinem rechten Plaz.

Man würde mir sehr Unrecht thun, wenn man alles dies für eine Erklärung gegen die Fortschritte unsrer theatralischen Musik, und den erhöhten Musikgeschmak unsrer Publikums überhaupt aufnehmen wollte. Mit Entzücken hör' ich die Meisterwerke unsrer Benda, Gluk, Mozart, Dittersdorf und Schweizer. Sie übertreffen an Größe und Reichthum der Ideen, an Kühnheit der Gedanken, an Stärke des Ausdruks unstreitig diese Kompositzionen zur Jagd, zum lustigen Schuster und zum Aerntekranz. Das zu fühlen, bedarf's eben nicht viel Kunstkennerei. Aber demungeachtet werden diese Hillerschen Kompositzionen immer ein sehr schönes Denkmal seines Genies bleiben. Sie sind, nach dem Stoffe, der ihnen ihr Daseyn gegeben, und nach der Fähigkeit der Sänger, für die er schrieb, gerade das, was sie seyn sollen, um den Beifall zu verdienen, den sie ehemals erhielten. Sie werden immer ihren Werth behalten, und jeder, der von der Natur und dem Zwek des Gesangs wahre Begriffe hat, wird ihnen seinen Beifall noch immer fortschenken, ohne darum weniger für einen Kenner paßiren zu dürfen.

Daß

Daß Collé und Sedaine*) Hrn. Weisse den Stof zu seiner niedlichen Oper gaben, ist bekannt genug; so wie der Wert seiner Nachahmung. Ich kann mir also eine umständlichere Anzeige davon ersparen. Auch die Engländer haben ein Stük des nemlichen Inhalts von Mansfield.**) Es ist ein Lustspiel, voll schöner Dialogen, aber, was bei einem englischen Dichter auffält, alzu arm an Handlung, alzu simpel in der Ausführung, um auf der Bühne große Wirkung thun zu können.

*) Jener hat la partie de chasse de Henri IV, ein Schauspiel, dieser le roi & le fermier, eine Oper, geschrieben.

**) The King and the Miller.

XXXII.

Am achtzehnten November: **Der dankbare Sohn**, Lustspiel in einem Aufzuge, von Engel; dazu: **Lilliput**, oder **Rosalia von Felsheim**, Lustspiel in vier Aufzügen, vom Freyherrn von Soden. Am neunzehnten November: **Die Einwilligung wider Willen**, Lustspiel in einem Aufzuge, aus dem Französischen des **Güjot von Merville**, und **das Gespenst mit der Trommel**, Lustspiel in fünf Aufzügen, von **Destouches**.

Der dankbare Sohn ist das dramatische Debüt eines Schriftstellers, dessen Nahme für jede seiner Schriften Empfehlung ist: das reizendste Gemählde einer ländlichen Familienbeglückenheit, mit ächten Farben der Natur hingeworfen, durchaus anziehend. So oft man es auch schon gesehen haben mag: man sieht es immer gern wieder, weint und lacht darin mit gleichem Interesse; findet sich immer unterhalten, und bedauert bei jeder Vorstellung, daß ein Dichter, der so debütirte, so karg mit seinen Talenten blieb, und die größeren Werke seines dramatischen Genius ent-

entweder nicht vollendete, oder die schon vollendeten dem Publikum noch immer vorenthält.

Auf der Hamburger Bühne wird der dankbare Sohn vollends immer ein Lieblingsstük bleiben, denn Schröder ist Vater Rode, und zwar so ein vortreflicher, daß man sich vergebens nach noch so einen auf dem deutschen Theater umsehn wird. Wer ihn in dieser Rolle sah, und verstand, was er sah, hält dies gewiß für keine Hyperbel. Diese Wahrheit vom Anfang bis zum Ende, diese edle Einfalt des Tons und der Geberden, diese reine, ich möchte sagen, greifbare bäurische Natur, ohne Platt — und Gemeinheit, sind Eigenheiten, die ich wenigsten noch in keinem Vater Rode wiedergesehn habe. Je mehr andere Schauspieler man in dieser Rolle sah, und je mehr man ihn sieht, destomehr leuchtet es einem ein, daß nur er ganz Vater Rode ist; destomehr überzeugt man sich von der Wahrheit, die sein Spiel beseelt, destomehr Feinheiten entdekt man, deren Entwiklung allen andern Rodespielen, verborgen blieb. Wo ich war, und Schröder erschien in diesem Karakter auf der Bühne, ich sah ihn; und so bekannt ich auch mit seinem Spiel zu seyn glaubte, so ward ich doch

immer

immer von neuem überrascht, so fand ich doch immer neue Schönheiten auf, die mich festhielten, und meinem Beobachtungsgeiste neuen Stof zum Denken und Prüfen darboten. Ich will es versuchen, dem Künstler und Kunstliebhaber einen Begrif davon zu machen.

Der ehrwürdige Graukopf schwankt aus seiner Hütte hervor. Aus dem langsam nachschleppenden Fuß, und den schwer sich dehnenden Armen sieht man, wie mühsam er sich dem erquikkenden Schlaf entwunden hat. Aber, er muß die Sonne aufgehn sehn, oder es ist ihm den ganzen Tag nicht wohl. Da steht er nun, die Hände vor der Brust gefaltet, und labt sich an ihrem Anblik. Von ihrem erwärmenden Strahle gestärkt, blikt er frischer und jugendlicher um sich. Er erinnert sich seines Sohns, wie auch der vielleicht schon auf ist — im Felde schläft man nicht lange — und in die Sonne sieht. Bei dieser Erinnerung funkeln seine Augen für Freude, seine Bewegungen werden lebhafter, und seine Worte strömen rascher aus. Mit dankbar gen Himmel gerichteten Augen, und mit dem innigsten Ausdruk der Vaterfreude ruft er:

"Guter,

"Guter, redlicher Junge! Wer mir das gesagt hätte, als du noch klein warst, daß ich so viel Freude an dir erleben sollte?„

Mutter Rachel kömmt auch heraus, und beide sprechen nun von dem lieben Sohne. Er beruhigt das bekümmerte Mutterherz, belehrt es, daß das Blut und das Leben seines Sohns dem König und dem Vaterlande gehören. Er hofft, es wird bald Friede werden. Diese Hofnung röthet seine alten, ehrwürdigen Wangen. Er wird dann seinen Friz wiedersehn. Diese Vorstellung erwärmt ihn mit Jugendkraft. Freude blikt aus seinen Augen, Freude bebt aus dem Ton seiner Stimme:

"Wir werden Friede haben, eh' wir uns versehn; und dann kömmt unser Friz nicht weit von hier in dem Städtchen zu liegen. Da schlendern wir denn alle Woche einmal hinein.„

Mutter Rachel ist mit diesem einmal nicht zufrieden. Zwey, dreymal muß sie zu dem lieben Friz hinein. Wie uns da wohl seyn wird, und ob wir ihn wohl noch kennen werden? frägt sie mit der ehrlichsten Treuherzigkeit. Vater Rode schüttelt den Kopf mit weiser Verwunderung

derung über die sonderbare Frage, und mit dem unnachahmlichsten Ton altkluger Naivheit antwortet er:

"Hm! Ich werde doch meinen Sohn wohl kennen.„

Aber in Offizierskleidern, meint Mutter Rachel, über und über mit Golde besezt, und ein Band um den Hals, mit einem Sterne dran? Er trägt ja einen Stern? Ja, erwiedert er, sich in die Brust werfend, vergnügt in sich hineinschmunzelnd, und mit der Hand in die Seite klopfend:

"Den trägt er, weil er so brav gethan hat.„

Der Küster vom Dorfe, der immer Frizzens Briefe vorlesen muß, kömmt und erkundigt sich nach Neuigkeiten von dem lieben Sohne. Da fällt denn dem guten Alten ein, daß er gestern schlafen gegangen, ehe noch seine Tochter, Gretchen, aus der Stadt zurükkam. Ob sie wohl was mitgebracht hat? Die Mutter sagt, einen Brief, und geht, sie zu wekken.

Nun erzählt er dem Küster, denn den lezten Brief hat der Herr Pfarrer gelesen, daß sein Sohn Staabsrittmeister geworden, und seine eigne Schwadron bekommen hat. Der Küster

steht

steht verwundert. Das macht dem ehrlichen Alten nicht wenig Freude. Mit einer Art fröhlicher Selbstgnügsamkeit fährt er fort:

"Ja, sieht er, Herr Küster, mein Sohn trift's immer so, daß der König dabei ist, wenn er sich brav hält. So ist er zur Offiziersstelle, zum Gnadenzeichen, zur eignen Schwadron gekommen."

Er erzählt die Affaire, und mit einer Anschaulichkeit, mit einer Lebhaftigkeit, daß man dabei zu seyn, meint. Das ganze Regiment ist schon zerrissen gewesen; die meisten Offiziere bleßirt oder tod;

"Mein Sohn hat auch schon einen Streifschuß bekommen."

bemerkt er mit leichtem, flüchtigem Akzent, und sezt mit dem stolzen Lächeln des nicht Sonderlichachtens hinzu:

"Daraus macht er sich nichts."

Rasch und bezeichnend, als ob er selbst Augenzeuge gewesen, rükt seine Erzählung weiter:

"Er rast mit Gutem und Bösem an die dreihundert Mann wieder zusammen."

Feurig und hintereinander fort, mit Gesicht, Ton und jeder Bewegung mahlend, mit einem Geiste

der Darstellung, als wär er mitten im Gewühl der Schlacht, als ständ' er an seines Friz Stelle, dränge in den Feind, haute ein, brächte Tod den Fliehenden, Sieg seinem Könige; ganz begeistert und durchströmt von der That des Sohns, erzählt er weiter:

"Er führt sie gegen dem Feind; er haut ein; man schießt ihm ein Pferd unter dem Leibe tod; er läßt sich ein frisches geben; er kömmt mit funfzig Mann wieder zurük."

Der ganze Mann glüht. Alles an ihm ist Thätigkeit. In seinem Herzen stürmt die Schlacht, in seinen Händen arbeitet das Schwert, in seinen Fingern zukt Gefecht. Er sieht den König, wie er seinen Sohn bei der schönen That überrascht, wie er ihm auf der Stelle die Schwadron giebt, und verspricht, sein Glük weiter zu machen. Und nun, nachdem er Athem geschöpft, mißt er den Küster mit großen Augen, wirft den Kopf mit häurischem Hochgefühl in die Höhe, sezt die Hand mit einer Art vornehmen Airs in die Seite, und mit einem Tone, der deutlich macht, wie viel er sich auf diesen Sohn einbildet, beschließt er seine Erzählung durch die Worte:

"Ja, ja Herr Küster, was ich ihm sage. Das hat mein Sohn gethan."

Gretchen bringt den Brief von Bruder Friz, der gute Alte kann es kaum erwarten, daß der Brief geöfnet wird. Mutter und Tochter müssen alle Anstalten treffen, daß er gelesen werden kann. Außer dem Gelde, mit dem der Brief beschwert ist, hat Friz auch noch einen Korb voll Wein für seinen Vater ausgemacht. Davon soll der Küster auch eine Bouteille haben, und eine soll beim Briefiesen getrunken werden. Ein Tisch wird herausgetragen, Gläser, Bouteille, und etwas zum Anbiß wird gebracht. Aber das wird dem ehrlichen Rode alles zu lange; voller Ungeduld sieht er den Brief an, in seinem Fingern ist ein Streben, ihn aufzubrechen. Er kann nur nicht lesen. Hastig giebt er ihn dem Küster. Zwar hat er der guten Rachel versprochen, nicht eher lesen zu lassen, bis sie dabei ist. Aber sie macht sich allzuviel in der Hütte zu thun, und er ließt ihr ja doch nichts heraus. Er möchte so gern wissen, ob's bald Friede giebt, ob Friz bald kommen wird? Der Küster muß sich sezzen. Der Brief wird geöfnet, und der ungeduldige Alte sizt, den Kopf in seinen Arm gestüzt, alle Muskeln von Erwartung gespannt, ganz Ohr und Aufmerksamkeit, da, und lauscht und horcht.

Der Küster beginnt: "Mein lieber Vater!„ Bei dieser Benennung wird sein ganzes Vaterherz in seinem Gesichte sichtbar. Auch auf seine Zunge drängt es sich:

"O du herzensguter Frizze!„

Der Friede ist unterzeichnet. Das ist eine Freude! Dank und Frohsinn glänzen in seinen Augen. Friz bittet um Erlaubniß, den bisherigen Monatsgehalt von sechs Thalern zu verdoppeln. Dieser neue Beweis der kindlichen Liebe rührt ihn innig, Blik und Ton sind weich. Der liebe Sohn schreibt von einer großen Freude, die ihm widerfahren, die größte, die ihm in seinen Leben begegnet ist. Der Alte lächelt Seelenfroh, seine Ohren rükken dem Papier näher; seine Augen sind auf den Küster gerichtet, als wollt er's ihm vom Gesicht herablesen, was dem Herzenssohn begegnet ist.

"Ja? was denn, was denn?„

"Der König hatte die Gnade, mich zur Tafel zu ziehen.„ Rode erhebt sich mit freudigem Erstaunen halb von seinem Sizze, schlägt mit beiden Händen auf den Tisch, und schreit laut auf:

"Zur Tafel? meinen Friz zur Tafel? alle Welt! Da werden sie Augen gemacht haben, die Herren von Adel!„

Und

Und die Hände auf den Tisch gestemmt, den Leib ganz zu dem Vorleser herübergebeugt:

"Nun? nun?

Der Küster ließt weiter: "Er sprach sehr viel mit mir, und gab mir viel unverdiente Lobsprüche meines Verhaltens wegen. Endlich fragte er mich, von welchem Hause ich wäre? wo mein Geburtsort läge, wen ich zum Vater hätte?„ Das überrascht den ehrlichen Graukopf. Die Freude hat er sich nicht träumen lassen. Recht innig in sich selbst vergnügt sieht er aus, und mit dem herzlichsten Tone des Wohlbehagens ruft er:

"Ey! so hat ja gar der König nach mir gefragt? Der liebe Herre!„

Was denn wohl der herzensgute Friz darauf geantwortet, was er dem Könige wohl von seinem alten Vater gesagt haben mag? Das ist er begierig zu wissen. Er möcht' es gleich selbst aus dem Briefe herauslesen. Alles an ihm ist Hast und Neugier:

"Nun? und was hat er ihm denn geantwortet? O fix, Herr Küster, fix!

Friz hat seinen alten Vater vor dem Könige eine feierliche Lobrede gehalten; hat ihn einen der würdigsten Unterthanen des Königs genannt; hat

laut gestanden, daß er stolz auf diesen Vater ist, sich seiner freut, und ihn um alle Väter in der Welt nicht vertauschen würde. Dieses rühmliche Zeugniß von seinem geliebten Sohne rührt den wakkern Greis bis zu Thränen. Die Augen gehn ihm über. Er hebt die Hände feierlich empor, blikt dankbar und freudig aufwärts, der Ton seiner Stimme ist der gebrochne Ton des ganz durchdrungnen Herzens:

"Gütiger Gott! Es ist, als wenn ich ihn reden hörte, ihn sähe!„

Seine Rührung steigt, sein Herz wird immer voller, wenn er die fortgesezte Lobrede seines Sohns hört. Wenn er hört, wie gerührt und lebhaft sein Fritz zu dem Könige von ihm gesprochen; wie er für Freuden geweint hat, so dem Könige des Vaters Tugenden erzählen zu können; wie der König von seiner kindlichen Liebe gerührt worden, wie er das Glaß genommen, laut vor der ganzen Tafel des alten Vaters Gesundheit getrunken, ihm befohlen, es nach Hause zu schreiben, und den biedern Greis seiner Gnade zu versichern. Nun läßt's ihn nicht länger sizzen, er springt auf, weiß sich für Freude nicht zu lassen. Er kann's kaum glauben, seine Augen

blikken

blikken in den Brief, als ob er sich selbst davon überzeugen wollte. Das Vergnügen läßt ihn kaum zu Worten kommen:

"O ist das möglich, Herr Küster? der König?„ Taumelnd für Freude, läuft er zur Hütte, ruft die alte Mutter, kann sie nicht erwarten, die überströmendste Freude tönt auf seinen Lippen:

"Mutter! Mutter! laß alles stehn und liegen, und komm heraus.„

Rachel kömmt heraus, und sein volles Herz geht auf seine Lippen über. Die Freude beflügelt seine Zunge, eine Empfindung drängt, und überdrängt die andere. Er mögte die Ehre, die seinem Sohn und ihm wiederfahren ist, mit allen ihren Veranlassungen und Umständen gern auf einmahl und mit einem Worte erzählen können. Darum seine Eile, sein Rollen der Worte, die Lebhaftigkeit seiner Geberde zu allem, was er sagt; seine in Freudegefühlen erstikkende Sprache, seine helle Thränen, die ihm über die Bakken strömen, oder zu strömen scheinen:

"Unser Sohn hat bei dem König gespeißt, und der König hat nach unserm Dorfe und nach mir gefragt, und da hat er dem König geantwortet, daß ich ein rechtschaffener Un-

terthan wäre, und hat ihm gesagt, daß er mich für alle Väter in der Welt nicht vertauschen wollte. — Ach! ich weine vor Freuden — und da hat der König öffentlich meine Gesundheit getrunken, und hat mich dabei seiner Gnade versichern lassen.„

Zitternd für Vergnügen und Wolbehagen, nimmt er die Flasche, schenkt der Mutter, dem Küster und sich ein; stößt mit ihnen an, zieht seine Mütze ab, und trinkt feierlich und jubelnd seines guten Königs Gesundheit; trägt dann dem Küster auf, seinem Sohne zu schreiben, wie er sich an dem Könige revangirt hat, und daß er's dem Könige sagen, und ihn auch seiner Liebe versichern solle; dann werden die Gläser von neuem gefüllt, und auch des lieben Sohns Gesundheit getrunken. Diese Gesundheit ist seinem Vaterherzen ein wohlthätiges Gefühl, sein ganzes Wesen hebt sie empor; alle seine Mienen drükken Dank, Seegen für ihn aus:

"Hüpft mir doch immer das Herz, wenn ich meines Sohns Gesundheit trinke! Gottes Seegen mit ihm! Ach! er hat mir ein so gutes Zeugnis vor unserm Könige gegeben.„

Er

Er reißt seine Mütze von neuem ab, preßt sie zwischen seine für Vaterfreude bebenden Hände, strekt sie hoch empor, als ob er gleichsam den Himmel damit erreichen, und das Zeugnis von seinem Sohne ganz dicht an den Thron des großen Belohners jeder guten Handlung niederlegen wollte; seine Augen schwimmen in Andacht, seine Stimme ist feierliche Devozion:

"Ich, lieber Himmel, ich gebe meinem Sohne vor dir das Zeugnis: er hat dankbar an mir gehandelt. Er hat sich meiner Armut und Niedrigkeit nicht geschämt. Er hat sich's zur Freude gemacht, seinen grauen Vater zu ehren. Es steht in meiner Macht nicht, ihn zu belohnen, aber, es steht in deiner!"

Unterdes ist **Michel, Gretchens** Bräutigam, gewaltsam geworben worden. Die Nachricht davon unterbricht den frohen Genuß des glücklichen Vaters. Da es Friede ist, so kann der ehrliche Alte sich in dieser sonderbaren Geschichte gar nicht finden. Er geht, den Vorfall selbst zu untersuchen; kömmt bald mit dem werbenden Feldwebel zurük, und bemüht sich, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden. Er ver-

sichert ihm, daß er seinen König liebt, daß, wenn er nicht gewiß wüste, daß es schon Friede wäre, und wenn das Wasser dem Könige an die Seele ginge, er ihm selbst den Burschen ausliefern würde. Was könnte der bessers in der Welt zu thun haben, als für seinen König zu fechten? Ja, sich selbst wollt' er anwerben lassen. Seine ganze Seele ist bei dieser Aeusserung. Sein alter, grauer Kopf verjüngt sich bei dieser Idee, seine entnervten Glieder erhalten Jünglingsspannkraft, er blikt und spricht, wie ein Begeisterter, er glüht und brennt:

"Nehm' er auch mich hin, wollt' ich sprechen. Mein Kopf ist grau und meine Knochen mürbe, aber so grau und mürbe noch nicht, daß ich nicht sollte zuschlagen können. Die Freude über meinen Sohn hat mich jung erhalten."

Seine Greisennatur liegt ausgezogen vor ihm. Seine alten Arme erhalten Sehnen, sein Blut hüpft schneller durch seine Adern; ihm ist's, als träf' ihn die Reihe, als müst' er wirklich für seinen König fechten:

"Ich will fechten, so lang ich ein Gewehr heben kann; und wenn ich vor Alter und Mü-

Müdigkeit nicht mehr kann, so will ich noch die Jüngern um mich her bitten, sich brav zu halten.„

Diese Vorstellung wird bei ihm so zur That, daß sogar seine Bewegungen mitsprechen. Er ist bereit, sich niederzuwerfen, den Fliehenden den Weg zu vertreten:

„So will ich mich dem in den Weg werfen, der fliehen will, und eh' er flieht, soll er mich alten Mann erst zertreten. Ja, Herr Feldwebel, so wollt' ich sprechen, wenns auf's äußerste käme.„

Aber der Feldwebel ist ein Schurke. Ihm ist's um Geld, nicht um Worte zu thun. Hohn und Grobheiten sind seine Antwort, bis der Alte, aufgebracht und ärgerlich, von seinem Sohne, dem Rittmeister, spricht. Nun werden gelindere Saiten aufgezogen, für den Nahmen hat er Respekt, er giebt nach. Rode, voller Freude, einen Menschen zu haben, mit dem er von seinem Friz sprechen kann, wird auf einmal wieder gutmüthig und vertraulich. Er weißt ihm einen Stuhl an, schenkt ihm Wein ein; hört mit großem Vergnügen, daß er seinen Friz recht wohl kennt, daß er unter seinem Regiment gedient,

seine

seine Fuchtel empfunden hat; erkundigt sich, wie's mit dem Frieden steht? und giebt mit frohem Herzen ein Glas Wein nach dem andern her. Der Feldwebel läßt sich den Wein recht gut schmekken, bis er ihm wiedersteht, und fordert dann dreißig Thaler oder den jungen Burschen. Umsonst werden ihm die zwölf Thaler angeboten, die Rode von seinem Sohne zum Geschenk erhalten hat: er schlägt den Bettel aus; umsonst wird er gebeten, Mitleiden mit der blutarmen Mutter zu haben: er lacht sie aus. Ein Soldat, sagt er ihnen, hat nichts mit dem Mitleiden zu thun. In Feindesland geht's noch anders; Geld heißt es da, oder zu Schanden geprügelt. Sie sollen nur ihren Sohn, den Rittmeister, fragen, der hat's nicht besser gemacht. Also Geld, oder marsch mit dem jungen Kerl! und damit geht er ab, und läßt ihnen noch ein Viertelstündchen Bedenkzeit.

Der biedere Greis steht betrübt und traurig da. Die boshafte Beschuldigung, daß auch sein Friz so verfahren, so Geld und Gut von armen Menschen erpreßt haben soll, trift ihn tief. Alle Freude ist aus seinem Gesichte fortgewischt, er hat kaum das Herz, die Augen aufzuheben, blikt

blos

blos auf das Geld, und wiegt es mit bekümmertem Herzen in seiner Hand. Den Kopf herabhängend, mit niedergeschlagenem Ton, frägt er:

"Hörtet ihr, was der Bösewicht sagte? hörtet ihr, was er von meinem Sohne sagte?"

Mit Angst und Beklommenheit, nahe dem Weinen, fährt er fort:

"Lieber Himmel, hätt' ich ihm und dir für unrecht erworbenes Gut gedankt, und das mit Freuden genossen, was andre mit Thränen verlohren hätten. Wie angst und bange wird mir's, daß ich's nur denken soll. —

Mit einem edlem Feuer, das sein ganzes Gesicht glühen macht, und mit herziger Entschlossenheit sezt er hinzu:

"O dann wollt ich arbeiten, bis mir das Blut aus den Fingern spränge. Ich wollt' ihm jeden Heller wieder ersezzen."

Aber indem erwacht sein besseres Selbstgefühl wieder, so einen Sohn kann er nicht haben, so ein Bösewicht kann sein guter, dankbarer Fritz nicht seyn. Sein Gesicht wird wieder heiter, er ist gewiß, so ein Blutgeld ist seines Sohnes Geschenk nicht. Er fühlt sich beruhigt, feurig wie-

der:

derspricht seine innere Empfindung der boshaften Beschuldigung des Feldwebels. Rasch steckt er das Geld wieder ein, überzeugend ist sein Ton, wenn er sagt;

"Nein, nein. Da stekke du wieder! Ein Bösewicht verachtet gewiß seinen Vater.„

Nun denkt er auch wieder an den armen Michel. Wenn er denn auch auf ein vierzehn Tage fort, muß, es ist ja Friede, und sein Sohn kömmt bald, der wird ihn schon losmachen. Jezt wollen sie ihn ein Stük Weges begleiten. Er nimmt Mutter Rachels Arm, und geht dem Feldwebel nach. Der Küster bleibt bei der Weinflasche zurük, den Brief vollends auszulesen. Und sieh da: "das Regiment, bei dem Rittmeister Rode steht, hat Ordre zum Abmarsch erhalten, den sechsten, höchstens, den siebenden, wird es vor seinem Geburtsorte vorbey marschiren, und weil er denn nur eine Viertelmeile davon entfernt ist, will er die Escadron so lange dem Lieutenant übergeben, und zu seinen lieben Eltern herüber reuten.„ Nun ist Michel und Gretchen, und allen geholfen. Die Alten werden zurükgerufen, und die frohe Nachricht ihnen mitgetheilt. Da ist denn Freude über Freude. Dem entzükten

Alten

Alten läßt es keine Ruhe. In seinen Füßen zukt es, sie haben keinen festen Standpunkt, sie streben fort, und seine Arme dehnen sich schon, den lieben Sohn zu empfangen:

"Ich will hinaus, Mutter. Ich will in's Freye hinaus. Ich will ihm schon von ferne meine Arme entgegen breiten. Ich will ihm zurufen, so bald ich ihn sehe: o mein Sohn! o mein Herzenssohn!„

Aber Mutter Rachel hält ihn zurük. Sie kann unmöglich allein bleiben. Sie würde sich vor lauter Ungeduld nicht zu lassen wissen. Sie muß bei dem ersten Empfang mit zugegen seyn. Der Vater soll auf die nahgelegne Anhöhe treten. Das thut er. Er steigt hinauf, die Ungeduld überspannt seine Kräfte; er schwankt bei'm Hinaufsteigen, aber doch ist Raschheit und Eile in seinem Schritt. Nun steht er oben; auf den Zehen, den ganzen Körper zum Sehen gerekt, steht er da. Erst sieht er nichts. Aber bald blinkt es, bald kömmt's aus dem Thal heraus, den Berg herüber, Pferd an Pferd, Kopf an Kopf! Kreischend für Freude, ruft er:

"Sie sind's, Mutter, sie sind's!„

Da kömmt einer zur Seite geritten, in vollem Galopp, ganz nahe am Dorfe. Er erkennt ihn, wirft die Mütze herunter, und jauchzt:

"Mutter, Mutter, da springt er herab. Es ist Frizze.

Nun ziehr's ihn gewaltig von der Anhöhe herunter, die Arme sind schon offen zum Empfang, er möchte mit einem Sprung hinab. Aber die alten Füße sind zu schwach, die Mutter ist voraus, und er arbeitet sich mit Hast, aber doch mühsam, vom Hügel herunter. Indem tritt Friz ein, und er fliegt ihm in die Arme. Die Worte fehlen ihm, das Herz ist ihm in die Kehle gekommen — seine Freude drükt sich nur in stammelnden, halb gebrochnen Tönen aus:

"Ach! mein Sohn! — Noch einmahl, mein Sohn! Jezt erst fühle ich, daß meine Arme schon keine Kraft mehr haben. Ich kann dich nicht so an mein Herz drükken, als ich wohl wollte.„

Seine Thränen erstikken seine Sprache, sie wird immer Athemloser, abgebrochner:

"Aber meine Thränen mögen dir alles sagen. Du hast einen dankbaren Vater.„

Fritz will nichts von Dank wissen. Auf seiner Seite ist die Pflicht des Danks. Aber der Freude trunkne Vater läßt den Strom seiner dankbaren Entzükkung nicht aufhalten, seine Thränen rollen fort, seine Stimme wird immer weicher, schmelzender:

„Schweig, schweig, lieber Sohn! Ich will es Gott, und will's aller Welt sagen, daß du mir mehr vergolten hast, als ich dir gegeben habe. Du bist der ganze Trost, das ganze Glük meines Alters. Du erhältst, du verlängerst mein Leben.„

Jezt ergießt sich auch des Sohnes dankbares Herz. Er frägt nach seiner Schwester, die er nur in der Wiege gekannt hat. Er hört die Geschichte der Werbung, bittet den Alten, den Werber herzulokken, aber sich nichts merken zu lassen, daß er da ist, auch gegen seine Schwester nicht. Das ist für das volle Vaterherz, das sich gern ausladen, gern das ganze Dorf zum Zeugen seiner Freude machen möchte, ein schwerer Auftrag. „Lieber Gott, ruft er mit einer Stimme, die zwischen Entzükken und Beklommenheit schwankt:„

„Lieber Gott! Wie will ich das machen? Ich möchte lieber mit lauter Stimme allen Menschen entgegen rufen: er ist da! er ist da!

Er geht und bringt den Feldwebel. Die Bauern, geben einander durch Zeichen zu verstehen, daß sie den fremden Offizier kennen. Rode bemerkt's, und nun kann er sich nicht länger halten, er bricht heraus, stellt sich zu ihnen hin, mit lauter Stimme bestätigt er ihre Muthmaßungen:

"Ja, das ist er, ihr Kinder. Es ist mein Sohn. Freuet euch alle mit mir! Wie kann ich mich allein genug freuen?"

Michel wird frei gemacht. Alles versammelt sich um seinen wakkern Erretter, die Freude ist allgemein. Aber seine Pflicht ruft ihn. Er muß wieder fort. Die guten Alten hängen den Kopf. Doch es muß seyn. Fritz bittet sie, den Rest ihrer Tage bei ihm in der Stadt zuzubringen, was er hat, zu genießen, als ob es ihnen gehörte. Mit herzlichem Dank in den Augen nimmt Rode diesen neuen Beweis der kindlichen Liebe auf, aber er kann sich nicht von seiner Hütte trennen. Er hat darin gelebt, er will darin sterben. Mit dem herzigsten, reinsten Ton der Gutmüthigkeit, der den Sohn nicht kränken, nicht undankbar scheinen will, bittet er darum:

"Wir sind alt, liebster Sohn, und wir erwarten den Tod. Laß uns hier sterben, wo wir

wir gelebt haben! laß uns in dieser kleinen Hütte sterben, die uns so lieb ist.„

Er nimmt ihn bei der Hand, und führt ihn hin:

"In dieser Hütte bist du gebohren worden.„

Die Stimme bricht, sein Gesicht glänzt von Thränen, sein Kopf sinkt an die Brust des Sohns.—

"Nur besuch uns oft hier, darum bitten wir dich.„

Wie wahr ist das alles, wie bezeichnend auch selbst der kleinste Zug! Um es ganz zu fühlen, muß man den Künstler aber sehen, und mehr, als eins mahl, sehen. Präge denn dies alles sich auch noch so sehr unserm Gedächtnis ein, wisse man bei einer Wiederhohlung auch noch so sehr voraus, was er macht und machen wird: es ist doch immer, als sähe man es zum erstenmahl. Immer fühlt man sich wieder überrascht und angezogen, und es läßt sich auf ihn mit der vollsten Wahrheit anwenden, was Rode vom Aufgang der Sonne sagt: es ist immer wieder das Alte, und doch immer wieder verändert.

Rosalia von Felsheim ist weder eins der vorzüglichsten Produkte des Herrn von

Soden, noch des deutschen Theaters über-haupt. Aber es läßt sich wohl ansehen, wo es gut gespielt wird, und wo es Waare für den Plaz ist. Gut spielen nenn' ich hier, den Ton verstehen, in dem das Stük gespielt werden muß, um Sensazion zu machen. Wird der verfehlt, so ist es auch um alle Wirkung geschehen, und der Zuschauer weiß nicht, ob er lachen oder wei-nen soll? Fast alles darin ist Karrikatur, wird also irgend eine Rolle mit feierlichem Ernste, mit dem reinen Tone der Natur gegeben, so wird die ganze Dichtung des Verfassers Unding; der Geist der Persifiage, der darin so herrschend ist, geht verlohren; statt zu lachen, gähnt man; die Menschen darin sind nicht mehr lächerlich, son-dern ekelhaft; man sucht die Thür, und verliert sicher die Lust, es bis zum Schluß anzusehn.

Hauptsächlich muß der Prinz ja nicht mit dem wahren Anstande des Fürsten gespielt wer-den. Sobald der Schauspieler diese Karnevalls-frazze, zum Beispiel, im Ton des Prinzen aus Emilia Galotti giebt, sobald seine Bewe-gungen die feine Erziehung des Mannes vom Stande verrathen, sobald eigentliche Kultur durch seine Darstellung durchsieht, sobald ist es auch um

den

den Geist dieser Rolle gethan, sobald wird auch der ganze Karakter Unsinn.

Dieser Prinz ist eine Figur im Hogarthschen Styl, und so muß er auch auf dem Theater erscheinen, grotesk in allen seinen Manieren, Karrikatur in Sprache und Geberde. Er ist ein Genie, im verrufenen Sinne des Worts, der etwas vorstellen, von sich reden machen will, ohne, daß er es recht anzufangen weiß, oder die Kräfte dazu hat. Seine sämtlichen Staaten lassen sich auf einem Spazzierritt vom Anfang bis zum Ende durchreisen, und doch spricht er von ihnen in einem Tone, als ob er damit das Gleichgewicht von Europa zu erhalten, instande wäre. Von einem äußerst unbedeutenden und unbemerkten Grafen des deutschen Reichs, hat er sich zu einem lächerlichen Fürsten erhoben, und einen eben so abentheuerlichen, als erbärmlichen Hofstaat zusammengekrüppelt, in dem er, der erste Buffon seiner Fastnachtsposse, die Hanswurstrolle eines unumschränkten Herrn über Leben und Tod spielt. Alles also, was er sagt und thut, ist Farce, tölpische Nachahmung von Fürstengröße und Fürstenansehn. Seinen Prinzenanstand scheint er einem schlechten Schauspieler

abgeborgt zu haben, der die Rolle eines Königs parodirte. Er spreizt, rekt und ziert sich, bläßt die Bakken auf, nimmt das Maul voll, spricht immer in Wir und Man; wirft sich bei jeder, auch der geringfügigsten Veranlassung, in einen Stuhl, und strekt und dehnt sich darin, als ob er auf einem Thron säße, und Audienz ertheilte. Dabei blikt aus dieser ganzen Theaterdurchlauchtigkeit alle Augenblik der Mensch auf der unrechten Stelle hervor, der beschränkteste, engste Kopf, das gewöhnlichste, alltäglichste Edelmannsgeschöpf, an dem auch nicht die kleinste Spur von eigentlicher Leibes- und Geisteskultur sichtbar ist.

So nur, und nicht anders muß dieser Prinz sich in der Nachbildung des Schauspielers produciren. Feinheit und Würde vertragen sich schlechterdings nicht mit seinem Karakter, denn Feinheit und Würde stehen mit solchen Donkischottiaden geradezu im Widerspruch. Nur ein Großprahler, Windbeutel und Plattkopf kann sich zu dieser Fastnachtsprinzenrolle erniedrigen, und so muß der Schauspieler ihn auch karakterisiren. Alles an ihm muß überladen, Pomphaft, strozzend, und dabei links, verkrüppelt, ungeschmeidig und albern seyn. Er muß sich eine so leere, flache

und

und einfältige Schafsphysiognomie zu geben wissen, daß man Lust bekömmt — Schöpsenfleisch zu essen, wenn man ihn ansieht. Dann ist er, was er seyn soll, und erfüllt seinen Zwek, dieses Afterprinzen Brüder im heiligen römischen Reiche lächerlich zu machen, redlich.

In der That ist auch von dem Dichter alles auf diese Behandlung des Karakters angelegt. Darum hat er seinem erdichteten Hofe den Spottnahmen, Lilliput, gegeben, darum ihn aus Abentheurern, lustigen Brüdern, lokkern Studenten, und Soldaten zusammengeraft; darum läßt er diesen lächerlichen Hofstaat selbst von den Hofschranzen dieses Quasiprinzen nach Nothdurft persifliren; darum diesen gefürsteten Donkischott Ungereimtheiten begehen, die sogar in einem Narrenhause keine üble Figur machen würden. Und, wie der Prinz, so seine Suite. Alle bleiben in ihren Hofchargen dem Stande treu, aus dem sie stammen, sind Soldaten, Studenten und Schneider mit — Hofair.

Aber selbst, wenn dies Stük in dem ihm eigenen Ton gegeben wird, ist doch nicht darauf zu rechnen, daß es allgemein, und überall eine günstige Aufnahme findet. Wo die Zuschauer

keine andere Welt kennen, als die gerade vor ihnen liegt; wo man entweder nie aus seinen vier Pfählen herausgekommen ist, oder sich doch wenigsten nie um einen andern Menschenkreis bekümmert hat, als um den, zu dem man selbst gehört; wo man nie Gelegenheit fand, Augenzeuge von den Lächerlichkeiten solcher Duodez-Staaten, und ihrer Regierung zu seyn; wo man weder weiß, was für ein Ton an solchen kleinen Höfen, noch in der großen Welt überhaupt herrscht; da wird man diese Lilliputer Hofwelt mehr abgeschmakt, als lächerlich, finden, und die ganze Darstellung des Dichters, unwahr, unnatürlich, und ungereimt schelten. Darin hat man denn aber doch sehr Unrecht. Man kann an dieser Welt keinen Geschmak finden, dagegen ist nichts zu sagen; aber mit einem Machtspruch ihre Wahrheit streitig machen, ist das Zeichen einer sehr eingeschränkten Beurtheilungskraft. Uiber Dinge, die man nicht kennt, muß man nie entscheiden, und seine Nase nie höher tragen wollen, als sie reicht. Das ist Nasenweisheit, und Nasenweisheit war noch in keinem Lande eine liebenswürdige Eigenschaft; am wenigsten aber das Zeichen eines gebildeten Verstandes.

Uibrigens würde Herr von Soden in weit unterhaltenderes Lustspiel aus seinem Lilliput gemacht haben, wenn er die ekle platonische Liebhaberei zwischen Rosalia von Felsheim und Reinthal, ganz daraus weggelassen hätte. Sie schadet der Wirkung des Ganzen auffallend. Es ist wirklich unleidlich, dieses platonische Gewinsel, Gekäue und Gegirre mitanzuhören, diese romantischen Affektazionen mit anzusehen, und ganze Szenen hindurch sich mit dieser Seelenliebhaber — und Buhlerei martern lassen zu müssen. Gehörten diese platonischen Saalbader aber unausbleiblich in den Plan seines Lustspiels, so hätt' er wenigsten mit ihnen das Narrengeschlecht seines Stükkes vermehren, und uns mit ihrer Thorheit amüsiren sollen. Hätt' er das gethan, hätt' er Rosaliens Platonismus von Reinthal persifliren, und mit allem Aufwand von Spott und Laune besiegen lassen, so würde er das Unterhaltende seines Lilliputs sehr erhöht, und manche drollige Szene, manche treffende Satyre mehr in seine Dichtung gebracht haben. Aber so, wie die Sachen jezt stehen, wo Reinthal aus demselben weinerlichern, winselnden Ton pfeift, kömmt dem Zuschauer Gähnen und

Schlaf an. Troz ihren empfindsamen und moralischverliebten Deklamazionen, sind diese beiden Mondseelen doch immer nur ein paar Narren, und noch obendrein ein paar sehr fade, ekle und langweilige Narren.

Nicht minder fad' ist die Dame Berger, Maitresse und Sängerin seiner Donkischottischen Durchlaucht. Der Dichter hat sie so grell und ekel, so Mannsüchtig und frech gezeichnet, daß man die Szenen, in denen sie erscheint, schwerlich ohne Empörung der Delikatesse mit ansehen kann. Wahr mag immerhin diese Schilderung seyn, aber gewiß sind die Originale dazu doch nur äußerst selten; und aufgestellt zur Unterhaltung, sollten solche ganz Sittenlose weibliche Karaktere nie werden. Genug, daß sie uns hier und da im gesellschaftlichen Leben anekeln; wozu sollen sie auch noch auf der Bühne ein Geschlecht herabwürdigen, das durch so viel liebenswürdige Eigenschaften die Wonne unsers Lebens ausmacht, jede gesellige Freude erhöht, und so manchen Kummer des Lebens erleichtert?

Mit allem Rechte ist daher dieser empörende Karakter bei der hiesigen Vorstellung ganz weggelassen, und aus sehr triftigen Gründen Rosaliens

und

und Reinthals platonische Pinseleien um ein Drittheil verkürzt worden. Sowohl diese Auslassung, als auch diese Verkürzung, sind allen Theatern zu empfehlen, die dieses Stük aufführen wollen. Beide sind offenbare Vortheile für dasselbe, wie jeder empfinden wird, der es in seiner originellen, und hernach in dieser auslassenden und verkürzten Gestalt aufführen sieht.

Die Einwilligung wider Willen*) ist eine französische Kleinigkeit, die sich bei der Vorstellung gar nicht übel ausnimmt, so leicht und flüchtig sie auch hingeworfen scheint. Ihr Verfasser, Guijot von Merville, ist einer der ältern theatralischen Dichter Frankreichs, der, nebst drei größern Lustspielen, noch ein halb Duzzend solcher kleinen Stükke für das französische, italienische, und Gesellschafts-Theater zu Paris geschrieben hat. Von den leztern sind einige sehr drolligt, und verdienten bei dem großen Mangel an guten Nachspielen auf unseren Bühnen, wohl eine Uibersezzung, wenn nur die Kunst, diese französischen Kleinigkeiten — deren Dar-

*) Le consentement forcé.

Darstellung vorzüglich Leichtigkeit und Gewandheit erfordert — wohl zu spielen, bei unsern Schauspielern nicht eine so seltne Sache wäre, als sie es leider! ist.

Das Gespenst mit der Trommel hat seinen Ursprung einem englischen Stükke des Addison *) zu danken, dessen Sphäre das dramatische Fach nie war, obgleich es seinem Cato nicht an einzelnen Schönheiten fehlt, besonders, was die Diktion betrift, die zum Theil vortreflich ist. Schon Addisons Trommelschläger schmekt sehr nach französischem Schlendrian; Destouche's Nachahmung ist vollends ganz darnach geformt. **) Die Karaktere des Haushofmeisters mit seinen drei Nationen, und der geschwäzzigen Jungfer Salome, werden dies Stük immer in Werth erhalten, so kalt, frostig und langweilig es auch im Ganzen ist. Von dem Beifall wenigsten, der hier noch immer diesem Interesseleeren Produkte zu Theil wird, gehört der größte Theil dem vortreflichen Spiele des Herrn Schröders, und der Madame

*) The Drummer.

**) Siehe Lessings Dramaturgie. Erster Band, Nummer 17.

dame Stark in den genannten Karakteren. Auch dürften diese beiden Rollen wohl nur selten auf irgend einem deutschen Theater mit der Vollkommenheit vorgestellt werden. Das Talent, solche matte, an eigentlicher Handlung arme Stükke, durch ein gefälliges, rasches und lebhaftes Spiel zu heben und interessant zu machen, liegt ganz außer dem Kreise unsrer meisten, selbst mit Ruhm und Preis gekrönten Theaterherrn und Damen. Das schleppt und zieht sich in solchen Vorstellungen bis zum Erschrekken. Die Hand kömmt einem gar nicht vom Munde weg, so unaufhörlich fühlt man sich zum Gähnen gereizt. Was alles in solchen Stükken macht, bestimmte, verfeinerte Karakteristik, feine Nüancen, bezeichnendes Mienenspiel: davon träumt ihnen nichts. Und da nun aus den andern Karakteren dieses Gespenst mit der Trommel, den einzigen Windhausen ausgenommen, sich wenig oder gar nichts machen läßt; da alles auf diesen Schulwiz und diese Salome ankömmt: so ist natürlich das ganze kahle Produkt hin, wenn nicht Schauspieler, wie die hiesigen, Kraft und Leben durch dieselben in die Vorstellung bringen.

Herrn

Herrn Schröders Schulwiz ist eine wahre Augen- Ohren- und Geisteswelde. Man kann nichts vollendeteres denken, als dieses sein Gemälde des bedächtlichsten, zeremoniösesten und süßlichsten Pedantismus. Alles an ihm entspricht seinem Karakter, Gesicht, Bewegung, Kleidertracht. Vom Scheitel bis zur Zeh, von der Halskrause bis zu den Manschetten, und von der Parrükke bis zu den Schuschnallen, steht der steife, gedrechselte, hölzerne Schulwiz da. Die kleinzusammengezognen Augen, das höflichgefällige Schmunzeln, der hohe Ausdruk von Superklug- und Mitsichselbstzufriedenheit, der süßlichgespizte Mund, die schleppende, gedehnte Sprache, die abgezirkelten Bewegungen der Arme und Finger, der Gang, als ob er auf Eyer träte: alles, was er sagt und thut, ist Versinnlichung seines Karakters. Seine drei Rationen sehen dem Manne aus allen seinen Gliedern, aus allen Drehungen und Wendungen seines Körpers, sogar aus seinem Westenzipfel, seinen Rokschössen heraus. Eine Szene zum Mahlen, ist seine Liebesverbung um die ehrbare und tugendsame Jungfer **Salome.** Die Hochzeitbittermiene, die er dabei macht, die lieblichblinzelnden Augen, die

seyn

seynsollende Schäkerphysiognomie, die er sich giebt; die Schlauköpfigkeit, mit der er sein weises Haupt hin und herwirft, indem er die Flasche Sekt und die Zukkerbrodtüte hervorzieht; die pedantische Zartheit, mit der er den silbernen Fingerhut aus einem halbduzzend kleinen Papierchen herauswikkelt, und ihn selbst an den niedlichen Finger seiner theuren Amasia stekt; wer kann das sehen, ohne über das Leben seiner Darstellung laut aufzuschreien? Und — doch, wie rein von Uibertreibung, wie treu der Natur, bis auf die kleinste, feinste Nüance!

Ein schönes Gegenstük zu diesem herrlichen Gemählde liefert Madame Stark in der Rolle der Salome. Die wahre alte Jungfer, mit allen Attributen der ihr zukommenden Natur. Der altfränkische Kopfpuz, die schön gepuderten grauen Haare, der groß- und buntblumigte Stoff ihres Kleides, das große Bund Schlüsseln über der Schürze; der wakkelnde Kopf, die schnatternde, hintereinander fortrollende Sprache, der Keif- und Zankton ihrer Stimme; die fixe Bewegung ihrer Hände, ihr Kreisch und ihre Ohnmacht, wenn sie den selgen Herrn sieht; ihre Liebäugelei mit dem Haushofmeister, ihre Affektazion

tazion von jungfräulicher Schaamhaftigkeit, wenn Schulwiz ihr sein Herz anträgt, und den silbernen Fingerhut anstekt; ihr Thun, als ob sie ihm nicht in die Augen sehen könnte, indes sie zwischen den Fingern durch lüstern nach ihm hinschielt: alles dies ist vortreflich, und eben so wahr, als ächt komisch.

XXXIII.

Am vierten Januar 1790: Die Strelizen, ein Schauspiel in vier Aufzügen, von Babo.

Der Stof dieses Schauspiels ist unstreitig sehr reichhaltig zur Erregung unsres Interesse, und der Held desselben, Peter der Große, ganz gewiß einer der merkwürdigsten Männer, die die Geschichte aufzuweisen hat, und einer der größten, die je auf einem Throne gesessen haben. Fast alle Fähigkeiten, die einen außerordentlichen, und alle Eigenschaften, die einen großen Mann bezeichnen, waren in dem Karakter dieses an Leib und Geist ausgezeichneten Mannes vereinigt. Herr von Stählin, der eine sehr Lesenswürdige Sammlung Anekdoten aus dem Leben

dieses

dieses ungemein bedeutenden Fürsten herausgegeben hat, bemerkt in einer Abhandlung über den Beinahmen, groß, daß diese Benennung von keinem Fürsten oder Helden nach seinem Tode, und mit unabgeredter Einwilligung aller Völker, bis auf spätere Zeiten fortbehauptet worden, dem nicht folgende Eigenschaften und Umstände das Recht darauf ertheilten: "ein großer Geist, Mutterwiz "und Verstand; eine große Begierde, etwas "großes auszurichten; große Gefahren und Hin"dernisse, die sich ihm entgegen gestellt; große, "unermüdete Arbeit, Tapferkeit und Beständig"keit, womit er sie ausgeführt, und endlich ein "großer und allgemeiner Nuzzen, den der Staat "oder das Reich dadurch genossen.„ Diese Bemerkung wendet er dann sehr einleuchtend und überzeugend auf den Ruhmwürdigen Regenten an, von dem hier die Rede ist, und zeigt, wie genau dies alles bei Peter, dem Großen, eintreffe, und wie sehr er sich durch sein ganzes Thatenvolles Leben dieser Ehrenvollen Benennung würdig gemacht habe. Noch treffender, bezeichnender, und darstellender beschreibt Herr Professor Lichtenberg diesen in seiner Art ganz einzigen Fürstensohn, wenn er von ihm sagt: "Vielleicht

"ist nie ein Mensch mit größern Anklagen des
"Leibes und des Geistes aus den Händen der
"Natur gegangen. Sein Körper war stark und
"Riesenmäßig, und sein Geist, zugleich weit um-
"fassend und gegen das kleinste Detail empfind-
"lich, hatte sich durch die feinsten Ramifikazionen
"von angebohrnem Interesse für die Vorfälle
"dieses Lebens, über eine Fläche und in eine
"Tiefe derselben verbreitet, an die in Jahrtau-
"senden sich so innigst anschließen zu können, nur
"sehr wenigen zu Theil wird. An den Pult,
"woran er mit der größten Bequemlichkeit stehend
"schrieb, reichten Leute von nicht kleiner Statur
"kaum mit der Nase. Dieser Maaßstab steht
"fest, und daß Peter, spielend unter seinen
"Kindern, zuweilen niederkauerte, machte ihn
"deswegen nicht zum Zwerg. Indes hat man
"den Maaßstab seiner Geistesgröße hier und da
"zu verjüngen gesucht, allein für den, der das
"Ganze übersieht, ist er unveränderlich groß. Er
"hatte hier gleiches Schikksal mit Friedrich,
"dem Großen, und vielleicht mit allem, was
"je wahrhaft groß in der Welt war. Die
"Zwerge rükken und schieben nur deswegen an
"dem Pult, weil es ihnen unerträglich ist, die

Stüzze

"Stüzze für den Einbogen eines andern so hoch,
"und selbst jenseit des höchsten Flugs ihrer empor-
"strebenden Nasen, liegen zu sehn. Wer wissen
"will, was dieser Mann war, der lese sein Leben
"einmal unmittelbar nach dem von Ludewig,
"dem Vierzehnten, und gebe genau auf
"sich selbst acht. Ich verehre daher innigst den
"Geist des Mannes, der die Statüe dieses
"Kaisers auf einen Granitfelsen stellte, und sie
"denselben Bergan galoppiren ließ. Dieser
"Gedanke ist gewis aus Begeisterung erwacht
"sen, und durch unmittelbare Berührung eines
"großen, unbefangnen Genies mit einem großen
"Gegenstand, ohne irgend etwas von convenzio-
"neller Vermittelung. Ein polirtes marmornes
"Postament, mit athenienſischen Hohlkehlchen
"und Riemchen, in weichlichem Ebenmaaß, hätte
"den großen, überwichtigen Zögling der Natur
"nicht getragen. Sein Fußgestell mußte der
"Fels seyn, auf den die Erde gegründet ist, und
"diesen mußte er kühn hinanreuten, mit Aus-
"druk hohen innigsten Gefühls eigner Stärke bei
"jedem Tritt. Wie viel Helden der ältern und
"neuern Zeit möchte es wohl geben, deren Bild-
"säule ein solches Postament ertrüge, ohne lä-

"cherlich zu werden? Peters Bildsäule giebt "selbst diesem Postament noch Würde. Er fand "die Unsterblichkeit auf diesem Weg, den andere "Große, die Testudo von Schreibpulten ihrer "Hofpoeten hinanreutend, gesucht, und ver"fehlt haben.„

Wahr und schön ist diese Schilderung, ganz der Talente dieses feinen Natur- und Menschenbeobachters würdig. Nur äußerst selten erscheinen die Könige der Erde mit allen den außerordentlichen Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet, mit denen Peter, der Große, seine Fürstenlaufbahn begann und endete; nur äußerst selten gehen bei ihnen geistige und körperliche Festigkeit so Hand in Hand, wie bei diesem. Wie selten sind die Regentenköpfe, die sich rühmen könnten, so frei von jedem Geist- und Herzentehrenden und verkleinernden Vorurtheil zu seyn, wie er es war; die sich ihnen selbst da, wo sie ihren schweren Fittig dicht und undurchdringlich um sich verbreiten, und eine Art Ehrwürdigkeit an sich gerissen haben, so muthig entgegen stemmten, wie dieser geistige und körperliche Riese! Als er im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters an einem Fieber sehr gefährlich, und, ohne alle Hof-

nung

nung, darniederlag, am Hofe eine allgemeine Bestürzung herrschte, und in den Kirchen Tag und Nacht für ihn gebetet wurde, fragte, nach altem Gebrauch, der Kriminalrichter bei ihm an, ob er nicht neun zum Tode verurtheilten Straßenräubern und Mördern die Freiheit schenken dürfe, damit sie für die Gesundheit seiner Majestät bitten möchten? Peter verwarf diesen elenden Behelf zur Abwendung seines Todes, mit der Erklärung: die Nichtausübung der Gerechtigkeit an so verworfnen Bösewichtern könne in den Augen des Himmels nie für ein gutes Werk gelten, noch weniger die Fürbitte solcher Gottesvergeßnen Schelme sein Leben, auch nur um eine Minute, verlängern; und befahl, dies gerechte Urtheil an den neun Mördern noch des morgens den Tages zu vollziehen. Wie mancher unsrer neuern Kronenträger würde einer ganzen Räuberhorde das Leben schenken, um durch ihre Fürbitte einige Tage mehr in seinem fürstlichen Pflanzenleben zu erhaschen!

Mit Muth und Festigkeit stand er auf gegen Popenbetrug und frommen Aberglauben, zerstörte die Gaukelbuden religieuser Taschenspielereien; brachte weinende Marienbilder um ihre Wunder-

kraft, indem er die heilige Maschienerie enthüllte; entlarvte die falschen Propheten, und ließ sogar einem derselben, der durch eine Ueberschwemmungsprophezeihung ganz Petersburg beunruhigt hatte, auf der nemlichen Stelle, wo die Weissagung von ihm ausgegangen war, vor allem Volk, funfzig mit der Knute zuzählen; zur öffentlichen und nachdrüklichen Warnung vor diesem so dummen, als schädlichen Aberglauben. Wie bei so manchem unsrer spätern Szepterführer ist gerade das Gegentheil Sitte. Die falschen Propheten, wohl genährt und fetirt, stehen dicht an dem Thron, und nicht viel was besseres, als die Knute, harrt derer, die ihre Werkstätte zertrümmern wollen. O heiliger Peter Alexiewitsch, bitte für uns, und deine Brüder in der Krone!

Die Liebe dieses großen Mannes zur Aufklärung leuchtet aus allen Anstalten seiner Kraftvollen Regierung hervor. Dabei war sie eine Aufklärung der rechten Art, auf eben so weisen, als sichern Grundsäzzen beruhend; nicht blinder Eifer eines Aufklärungsschwärmers, noch weniger gewaltthätige Eindringlichkeit eines falschen Ehrgeizes, der nur Aufsehn erregen will.

Ihm

Ihm war die Wahrheit um ihrer selbst, nicht um des Lermens willen theuer, den sie erregt; er hielt sie hoch, ihres Einflusses wegen, den sie auf Blüthe und Vervollkommung des Staats, auf Menschen und Menschenglük hat. Und so ließ er ihr Licht leuchten vor den Leuten, beförderte sie, erhielt sie aufrecht gegen Priesterkabale und Wunderkrämerei, und stemte sich, ein unerschütterlicher Fels, gegen hierarchischen Despotismus; aber nie, um unserm vortreflichen Lessing einen schönen Ausdruk abzuborgen, nie wollt' er, als Gottes guter und verständiger Gärtner, daß allen Bäumen seines Landes eine Rinde wachse; riß nicht, wie ein stürmender Orkan, die Wurzel sammt dem Stamm aus, sondern hieb nur mit kräftigem Arm die wilden Schößlinge weg, die den Wachsthum des schönen Baums, Wahrheit, hinderten.

Wißbegierig, Feuer und Flamme für alles Gute, Nüzliche und Wahre, bekümmerte er sich eifrig um alles, was seine Russen kultiviren, ihren Wirkungskreis erweitern, und die innere Kraft seiner Staaten vermehren konnte. Uiberall sah er mit seinen Augen, hörte mit seinen Ohren, besuchte Künstler und Handwerker bei ihren Arbeiten,

beiten, und ließ sich von ihnen unterrichten. Akker und Schifbau, und jede dem Staate heilsame Handthierung, ward durch ihn befördert. Er selbst übte sich darin, zimmerte Schiffe, regierte und führte sie, schmiedete Eisen, drechselte, und schämte sich des Umgangs mit der niedrigsten Volksklasse nicht, wenn er von ihr lernen, und durch sie um eine Kenntnis reicher werden konnte. Eben so werth waren ihm Gelehrsamkeit und Wissenschaft. Sein Untersuchungsgeist stieg sogar in die Gräber herab, künstlich unverweslich erhaltne Körper zu besichtigen, und von ihrem wie? und warum? sich zu belehren. Die alte vaterländische Geschichte mehr im Umlauf zu bringen, befahl er, die in den Mönchsklöstern zu Novograd und Kiow verborgnen Annalen an die Synode zu Moskau auszuliefern, und gab dadurch fähigen Geschichtschreibern zu ihrer weitern Verbreitung Gelegenheit. Durch die Uibersezzung ausländischer nüzlicher Bücher in die Sprache seines Landes, bildete er den Verstand und die Sittlichkeit seines Volkes. Von ihm ward die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg gestiftet; von ihm erhielten seine auswärtigen Gesandten den Auftrag, ihm

von den nüzlichsten und berühmtesten Gelehrten ihres Aufenthalts Nachrichten zu geben; er selbst theilte seine Vorschläge zur Einrichtung dieser Stiftung mit, und sezte eine große Summe dazu aus. Er führte die allgemeine Toleranz in Rusland ein, verstattete allen Sekten und Religionsgesellschaften die freie Ausübung ihres Glaubens und ihrer Grundsäzze, ließ sie sich ihren eigenen Kirchenrath wählen, und nach den Gesezzen und Gewohnheiten ihrer Gemeinden, alle bei ihm vorfallende Ehen- und Kirchensachen schlichten, unabhängig von der Synode der herrschenden Religion.

Ansehn der Person galt bei ihm nicht, und Rang und Geburt waren in seinen Augen Spreu, wenn sie nicht durch Eigenschaften des Geistes und Herzens geadelt wurden. Er selbst fühlte sich nur Mensch, nicht Kaiser, haßte jede knechtische Verehrung seiner Kaiserwürde, und verbot die altrußische Gewohnheit, sich vor ihm auf die Knie zu werfen, bei Knutenstrafe. Von allem fürstlichen Gepränge dachte er klein, war einfach in Sitte und Lebensart, sparsam in der Kleidung, und trug sogar geflikte Strümpfe. Jede Art des Hofluxus schien ihm lächerlich, und

jeden Prunk, der seine öffentliche Erscheinung herrlicher machen sollte, erbärmliche Eitelkeit. Bei einem Besuche am Hofe Friedrich des Ersten von Preussen, verbat er sich alle Festivitäten und glänzende Ehrenbezeugungen; kam deswegen ganz spät des Abends in Berlin an, und trat bei seinem dortigen Gesandten ab. Friedrich, der Erste, ließ ihn, wie wohl die Nacht schon eingebrochen war, sogleich durch seinen Oberzeremonienmeister und zween vornehmen Hofkavaliere bewillkommen, und Peter versprach dem Könige auf den andern Mittag seinen Besuch. Um 9 Uhr des folgenden Morgens stand ein prächtiger Zug von sechs der schönsten Königlichen Equipagen vor des Zaars Quartier, ihn nach Hofe zu holen. Aber Peter schlich sich ganz sachte zur Hinterthür hinaus, besuchte einige junge rußische Edelleute, die er in Berlin studieren ließ, und ging, blos von ihnen begleitet, ohne alles Gepränge, über eine Hintergasse nach dem Königlichen Pallaste. Die Kutschen hielten einige Stunden, hoffend und harrend, vergebens vor seiner Thür, und musten dann, unverrichteter Sache, wieder nach Hause fahren.

So

So karakterisirt seine ganze Lebensweise den Prunklosen, geraden, bürgerlichen, thätigen und arbeitsamen Mann. Früh um vier Uhr stand er auf, und ließ sich die nöthigen Sachen vortragen, fuhr um sechs Uhr nach der Admiralität, dem Senat, oder wohin ihn sonst seine Geschäfte riefen; speißte um ein Uhr wenig, und ganz gemeine Speisen; trank rußisches Halbbier, guten rothen Franzwein, auch wohl ein paar Gläser Ungarischen, und schlief dann ein paar Stunden. Um vier Uhr Nachmittags, unterhielt er sich mit seinen Ministern und Räthen über die ihnen des Morgens aufgetragnen Berufsarbeiten, machte dann wohl noch eine kleine Spazzierfahrt, und aß selten des Abends.

In Gesellschaft war er aufgeräumt, gesprächig, familiär, und ohne alle Zeremonien, liebte, lustige und fröhliche Menschen, nur durfte die Freude nie ausschweifen. Er sah's gern, wenn seine Gesellschaft brav trank, und nahm selbst einen kleinen Rausch nicht übel. Aber alles mußte ordentlich, ohne Zank und Streit abgehn, und jeder das Herz auf der Zunge haben. Heuchelei und Zurükhaltung waren ihm, vorzüglich bei solchen Gelegenheiten, in der Seele zuwider.

Wenn

Wer auf irgend einer dieser Unarten ertappt wurde, mußte einen ansehnlichen Pokal zur Strafe austrinken, damit ihm das Reden verging, und die übrige Gesellschaft etwas zu lachen bekam. Jovialität war überhaupt ein hervorstechender Zug in seinem Karakter. Er liebte die Weiber, naschte gern den Sold der Minne, aber nie bis zur Ausschweifung, und nie hatte er eine erklärte Maitresse. Sünden dieser Art, wenn nur nicht dadurch der Friede und das Glük einer Familie gestört wurde, verzieh er jungen Leuten sehr gern, und selbst, wenn er sie bestrafen muste, bestrafte er sie nie hart.

Die Lebhaftigkeit seines Geistes und Temperaments machte ihn zuweilen etwas hastig zu Werke gehn, verleitete ihn zum Jähzorn, wobei seine Hand und sein Stok dann nicht selten ziemlich nachdrüklich ihr Wesen trieben. Sein Zorn aber ging gewöhnlich bald vorüber, und suchte dann auf die bestmöglichste Art seine Uibereilung bei denen wieder gut zu machen, die sie hatten empfinden müssen. Herr von Stählin erzählt davon manche karakteristische Anekdote, unter denen mir folgende vorzüglich darstellend scheint:

Peter

"Peter, der Große befand sich im Fin
"nischen Meerbusen, zwischen Petersburg
"und Kronstadt, auf einer Jacht, und
"mußte wegen einer Windstille den ganzen Tag
"stille liegen. Nach eingenommenem Mittags-
"mahle hatte er sich, seiner Gewohnheit gemäß,
"in der Kajütte schlafen gelegt. Einige von
"seinem Gefolge spielten und lermten auf dem
"Verdekke so laut, daß er davon aufwachte.
"Der Zaar fuhr in seine Pantoffeln, so wie sie
"das hörten, wusten sie auch schon, daß es
"Prügel sezzen würde, liefen davon, und ver-
"stekten sich. Peter, mit einem Schifstau
"in der Hand, kam aus der Kajütte auf das
"Verdek herauf, und fand Niemand, als einen
"jungen Mohren in aller Einfalt an der Treppe
"sizzen. Er nahm ihn sogleich bei'm Schopf,
"wammste ihn mit dem Schifstaue tüchtig
"durch, und sagte weiter nichts, als: wenn
"ich schlafe, soll man still seyn, und mich nicht
"stören; ging dann wieder in die Kajütte hinab,
"und legte sich wieder schlafen. Der arme
"Junge weinte um so bitterlicher, je unschuldi-
"ger er die Schläge bekommen hatte. Die
"Schuldigen krochen nun wieder ganz sachte
"hervor,

"hervor, und hießen den schluchsenden Jungen "sachte weinen, wenn er nicht noch einmahl ge- "prügelt werden wollte. Der Mohr kehrte sich "aber nicht daran, sondern dröhte vielmehr, dem "Zaar seine Unschuld und ihre Schuld anzuzei- "gen. Das geschah denn auch; sobald der "Kaiser ausgeschlafen hatte, kam er aufgeräumt, "als ob nichts vorgefallen wäre, wieder auf das "Verdek, fand die Vorerwähnten in aller Stille "Karten spielen, den Mohren aber noch immer "weinen und schluchsen. Er erkundigte sich, "was ihm fehle? und hörte dann des armen "Jungen Unglük. Nun gut, sagte Peter, "da du diesmal unschuldig Schläge bekommen "hast, so sollen sie dir einandermal, wenn du sie "verdienst, abgerechnet und geschenkt werden. "Kaum etliche Tage hierauf versah's der Mohr "in einem Stükke, wodurch er den Kaiser "sehr aufbrachte. Der Herr ergrif ihn schon "bei'm Schöpf, um ihn tüchtig durchzuprügeln; "der Junge aber fiel in voller Angst auf die "Knie, und schrie aus vollem Halse: Pardon, "Pardon! um Gotteswillen! Ew. Majestät ha- "ben mir befohlen, Sie zu erinnern, daß Sie "mich neulich unschuldig geschlagen haben, und

"mir

"mir versprochen, daß sie mir die Schläge ab
"abrechnen wollten. Das ist wahr, sprach der
"Kaiser mit aller Gelassenheit, ich erinn' es
"mich. Stehe auf, diesmal verzeih' ich dir,
"denn du hast die Schläge neulich voraus be-
"kommen." *)

Peter war überhaupt, wo es auf Strafe und Züchtigung ankam, äußerst rasch und schnell. Ein begangnes Unrecht, ein erwiesenes Verbrechen ward von ihm, ohne langes Zögern, oft auf der Stelle, und eigenhändig vergolten und gerügt. Ein Schifstau, sein Stok, sein Hirschfänger, was ihm zuerst in die Hand kam, ward dann zum strafenden Werkzeug der Gerechtigkeit, wovon die Züchtlinge noch lange die Nachwehen empfanden. Besonders brachten Grausamkeit, Mordsucht und Undank seine edle Seele über alle Beschreibung auf. Da glühte und brannte alles an ihm, und sein Zorn war beinahe fürchterlich. Als er im Jahre 1704, nach einer langwierigen Belagerung die Stadt Narva endlich erobert hatte, und die erbitterten Russen die eroberte Stadt und die armen

Ein-

*) Strahlins Original-Anekdoten, von Peter dem Grossen. Nummer 65.

Einwohner unmenschlich plünderten, drang er, in die äußerste Wuth gesezt, den Degen in der Faust, unter sie, und stieß einige unter ihnen nieder. Dem gefangengenommenen schwedischen Kommandeur, Horn, gab er im ersten Zorn eine Maulschelle, und schalt ihn des vielen unnötig vergoßnen Bluts schuldig, weil er ohne Hofnung zum Sukkurs, und ohne irgend ein wahrscheinliches Mittel der Rettung, so lange gezögert hatte, die weiße Fahne auszustekken. Dabei schlug er seinen noch blutigen Degen auf den Tisch, und braußte seinen Zorn in den Worten aus: "sieh hier meinen noch von rußischem, "nicht von schwedischem Blute benezten Degen, "mit dem ich meine eigenen Soldaten von den "Ausschweifungen der Plünderung in der Stadt "abgehalten habe, um die armen Einwohner "von der Schlachtbank zu retten, auf welche "sie deine unbedachtsame Hartnäkkigkeit, ohne "Noth, geliefert hat.„ Mit einer ähnlichen Heftigkeit vergalt er den Undank eines rußischen Lehrjungens, den er bei einem holländischen Ankerschmiede in diesem Handwerk unterrichten ließ. Der Bursche war so fleißig gewesen, daß der Holländer ihn nicht nur zum ersten Gesellen und

Untermeister erklärte, sondern auch dem Zaar als einen brauchbaren Menschen empfahl, und für ihn um eine Zulage seines Gehalts bat. Dieser versprach auch die Zulage dem Empfohlnen, verschob sie aber noch, um sein ferneres Verhalten zu beobachten. Nach einiger Zeit erinnerte ihn der Bursch durch eine Bittschrift an sein gethanes Versprechen. **Peter**, nahm die Bittschrift gnädig an. Als er aber bei Eröfnung des Memorials laß, daß dieser Undankbare seinen Lehrmeister aus seinem Posten verdrängen, und auf seine Kosten die Vermehrung seines Gehalts erlangen wollte: gerieth er in einen solchen heftigen Zorn, daß er dem Niederträchtigen seine Bittschrift in's Gesicht warf, ihn Hurensohn und undankbarer Rabe schalt, um jede Hofnung zur Vermehrung seines Gehalts brachte, in Gegenwart seiner Mitgesellen und aller Lehrlinge mit Batoggen abstrafen ließ, und dann an einen entfernten Ort, in eine andere Ankerschmiede schikte.

Dieser verzehrende Eifer gegen Unmenschlichkeit und Undank, konnte einem Herzen, das eins der menschlichsten und dankbarsten war, die je in einem Fürstenbusen schlugen, nicht anders, als

natürlich seyn. So genau er auch haushielt, so karg er auch in der Ausgabe des baaren Geldes war, so großmüthig belohnte er doch treugeleistete Dienste. Ausländer oder Russe, das galt ihm gleich; er war nie Knikker, wenn's auf Belohnung ankam. Sie erstrekte sich auf Weib und Kind seiner treuen Diener, noch lange nach ihrem Tode. Selbst abgelebten Greisen, die in seinem Dienste grau, und zum ferneren Dienen unfähig geworden, ließ er ihren ganzen Gehalt, damit sie den Rest ihrer Tage in Ruhe und Bequemlichkeit genießen konnten. Er errichtete ein Land- und Seehospital für kranke Soldaten und Matrosen, und eine ähnliche Verpflegungsanstalt für arme, unvermögende Leute vom bürgerlichen Stande.

Sein Volk und sein Vaterland liebte er mit einer Herzlichkeit, und zugleich mit einer Aufopferung seiner selbst, die ewig seinen Nahmen in der Geschichte ehrwürdig erhalten wird. Nicht blos für die Bildung, für die Ruhe und Sicherheit seiner Unterthanen wachte er, auch für ihr Vergnügen war er besorgt, wie ein guter Vater, dem nicht blos der Wohlstand seiner Kinder, dem auch der frohe Genuß dieses Wohlstandes am

Herzen liegt; eine Regententugend, durch die ein Fürst ganz eigentlich der Vater seines Landes wird. Seine Russen nahmen nicht blos oft an den Freuden Theil, die er selbst genoß, er gab ihnen auch Feste, Schauspiele und Ergözlichkeiten, die blos für sie waren; und erhöhte ihrer Fröhlichkeit darüber dadurch, daß er während denselben, schlecht und recht unter ihnen herumwandelte, und wie ihres gleichen, mit ihnen sprach, scherzte und sich ergözte.

So vereinigte sich in diesem großen Manne Geistesstärke und Herzensgüte in einem gleich hohen Grade; so verband er durchschauenden, weitumfassenden Verstand mit sicherer, ihren Zwek nie verfehlender Ausführung; weise Maaßregeln mit unerschütterlicher Beharrlichkeit; strenge Gerechtigkeit mit väterlicher Liebe; Eifer für die Aufklärung mit kluger Gestattung allgemeiner Geistesfreiheit; Abscheu gegen das Laster mit schonender Duldung gegen Schwäche; feste Aufrechterhaltung seines Ansehns, als Herr, mit sanfter Herablassung, als Mensch; ernste Ausübung seiner Pflichten mit geselliger Jovialität; den troknen Ton des Gebieters mit einladender Vertraulichkeit; Selbstgefühl seiner innern Kraft

mit dem Gefühle seiner Fehler und Schwächen; und Reichthum von mannichfaltigen Kenntnissen mit der unauslöschbaren Begierde, immer mehr zu lernen; kurz, alles, was einem Fürsten, als groß, karakterisirt. Selbst der Mangel an höherer Kultur, an feiner Ausbildung dieser großen Gaben seines Herzens und Geistes; selbst die rauhe Aussenseite, die seine bewundrungswürdigen Talente und Eigenschaften hatten; das blos Bürgerliche, hier und da fast Gemeine in seinen Sitten, seinem äußerlichen Betragen, schaden seiner wahren Größe nichts. Alles dies war nach dem Zeitalter, dem Lande, und den Umständen, in dem, und unter denen er zur Regierung kam, sich bildete, und selbst machte, unvermeidlich; ja beinahe unentbehrlich, um den außerordentlichen und originellen Mann aus ihm werden zu lassen, der er war. Nur gerade so ein Mann konnte zu seiner Zeit, in seinem Lande, und unter seinem Volke, die große und fruchtbare Revoluzion eines noch völlig ungebildeten Staats zustande bringen, die er zustande brachte. Nur diese kolossalische, erschütternde, und fast zermalmende Stärke vermochte es, die Erde, die wüst' und leer unter ihr lag, zum kräftigen, wirkenden Daseyn empor

zu

zu rütteln, Licht von Finsterniß zu scheiden, Verwirrung in Ordnung umzuschaffen, und den todten, leeren Raum mit Leben und Fülle zu beseeligen; gerade sie war der Geist der Schöpfung, der über diesen Wassern schweben, und sie in Bewegung sezzen muste.

Ich hoffe nicht, daß irgend Jemand, der mir bisher in der Zusammenreihung der Karakterzüge Peters des Grossen, gefolgt ist, mich fragen wird, wozu dies alles? und an diesem Orte? sonst müst' ich ihn bitten, meine Schrift nicht weiter zu lesen, denn nach einer solchen Frage ist sie offenbar nicht für ihn. Für wen die Aufstellung dieses äußerst dramatischen Karakters hier ein Räthsel ist, für den ist wahre Dramaturgie, und ihr wozu? und warum? überhaupt böhmisch Dorf; der soll lesen, was er will, eine Chronik von der lieben Vaterstadt, eine Postille, das Vademecum, Theateranekdoten, ja — sich selbst: nur keine Untersuchungen über Kunst, Wahrheit, Menschendarstellung, Natur und Wirkung der Leidenschaft. Der Kenner aber sieht aus dem Wie? dieser Aufstellung auch ihr wozu? mit dem ersten Anblikke; seinen Augen ist ihr dramaturgischer Zwek nicht verborgen, und nur für ihn denk' und untersuch' ich.

Es

Es ist nemlich für jeden, dessen Geistesaugen nicht mit Blindheit geschlagen sind, klar, daß durch diese von mir aufgereihten Hauptzüge in dem Karakter des großen Zaars, theils Herrn Babo's feine und glükliche Wahl in Auffindung eines Helden für das Drama erwiesen, theils eine unterrichtende Vergleichung seiner Kopie mit dem Originale veranlaßt, theils dem Schauspieler, in dessen Hände diese Rolle fällt, Gelegenheit gegeben werden soll, mit seinem Helden näher bekannt zu werden; und diese nähere Bekanntschaft für eine getreuere Darstellung desselben zu nuzzen. So, daß dieses historisch-skizzirte Gemälde des ersten festen Gründers der rußischen Staatsherrlichkeit, nur für den ein je ne scai, quoi? seyn kann, für den meine dramaturgischen Monate überhaupt ein Baum des Erkenntnusses sind, von dem er nicht pflükken darf, wenn er nicht, wie bei jenem Baum im Paradiese, mit Schaam erkennen will, daß er — nakkend ist.

Eben so glüklich, wie in der Wahl seines Helden, war Herr Babo auch in der Wahl des Stofs seines Schauspiels. Ein mehr dramatischer läßt sich nicht leicht auffinden. Was für eine Situazion, zu was für Szenen von Thätig- und

Wirk-

Wirksamkeit giebt sie Anlaß, wenn man nur irgend diesen Anlaß zu nuzzen versteht. Ich theile hier dies wichtige Faktum mit, wie es Herr von Stählin in seinen mehrmals erwähnten Originalanekdoten Peter des Grossen erzählt. Herr Babo scheint zwar aus einer andern Quelle geschöpft zu haben, aber das eigentliche Faktum bleibt doch immer dasselbe.

"Zur Zeit der rebellischen Strelizen, verschwur sich eine Rotte dieses argen Geschlechts, und mit derselben zween ihrer Offiziere, Sikel und Sukawnin, den Zaar, Peter, zu ermorden. Um dem Herrn nun um so viel leichter beizukommen: sollte in zweien benachbarten Häusern, mitten in Moskau, Feuer angelegt, und die Häuser in Brand gestekt werden. Weil nun der Zaar bei aller Feuersgefahr allezeit einer von den ersten zu seyn pflegte, die sich zur Veranstaltung der Löschung miteinfanden: so sollten die Verschwornen sogleich bei dem Brand erscheinen, sie zu löschen, sich bemüht anstellen, den Zaar nach und nach im Gedräng umringen, und ihm unvermerkt den tödlichen Stich beibringen.,,

"Der Tag zur Ausführung dieses verruchten Beginnens war angesezt. Die Verschwornen,

als vertraute Freunde, waren des Mittags bei Sukawnin zusammengekommen, und nach der Tafel ward mit Sausen bis in die Nacht fortgefahren. Es fehlte keinem an einer ziemlichen Ladung von Bier, Meth und Brantewein. Unterdessen, da die übrigen fortfuhren, sich Muth zu ihrem verfluchten Vorhaben anzusaufen: ging einer von den Strelizen, den das Getränk sowohl, als das Gewissen drükte, ungefähr um acht Uhr, hinaus in den Hof. Ein anderer, der gleiche Regung empfand, folgte ihm auf dem Fuße nach. Als sich diese beiden allein auf dem Hof sahen, sagte einer zum andern: "Bruder, ich weiß nicht, was daraus werden soll? daß es uns schlecht bekommen wird, hat seine Richtigkeit. Ja Bruder, ich bin gänzlich deiner Meinung, antwortete der andere. Da ist wohl kein ander Mittel übrig, als, daß wir nach Prebraschensky gehn, und es dem Zaar entdekken. Gut, sagte der erste; aber wie machen wir's, daß wir von der Gesellschaft wegkommen! Wir wollen sagen, antwortete der andere, es wäre Zeit, daß wir aufhörten, zu trinken, und uns nach Haus begäben, wenn wir unser Vorhaben ausführen wollten. Sie gaben hierauf einander die Hand, und gin-

gen

gen wieder hinein zur Verräthergesellschaft, welcher sie den abgeredten Vorschlag thaten. Man wurde einig, wer auf etliche Stunden nach Haus gehen wollte, könnte gehen, aber er müste mit einem Handschlage versprechen, sich vor Mitternacht unfehlbar wieder einzustellen; die übrigen sollten bei Sukawnin bleiben, bis die Häuser in Brand stünden, und die Feuerglokke erschallte.„

„Hierauf begaben sich die beiden hinweg, geradezu nach Presbraschensky — einem Lustschlosse vor Moskau — wo der Zaar residirte. Sie meldeten sich bei dem Dentschschik des Zaars, und verlangten den Herrn zu sprechen. Peter, der diesen Leuten schon damals nicht traute, ließ sie fragen: was sie anzubringen hätten? Sie antworteten, sie könnten es Niemand, als seiner Majestät selbst sagen, weil es von der äußersten Wichtigkeit sey, und nicht den geringsten Zeitverlust leide. Der Herr begab sich in den Vorsaal, und ließ die beiden Strelizen zu sich kommen. Sobald sie sich ihm nahten, warfen sie sich auf ihr Angesicht nieder, und sagten, sie brächten dem Zaar hiemit ihre Köpfe, die sie verwirkt hätten, indem sie sich in eine Verrätherei gegen ihn mit einer Rotte ihrer Brüder einge-

lassen, die bei Sukawnin in seinem Hause beisammen säßen, auf die abgeredeten Feuerglokzeichen gegen Mitternacht warten, und sodann ihren Kaiser ermorden wollten. Der tapfre Zaar hörte dieses entsezliche Anbringen mit Gelassenheit an, und fragte sie weiter nichts, als ob dem so gewis wäre? Ja, versezten die beiden Strelizen, dem ist nicht anders; wir sind in deiner Gewalt, hier hast du unsre Köpfe, schikke nur dahin, da wirst du sie um Mitternacht noch alle beisammen finden.„

„Man behielt die beiden Anbringer also zu Prerbraschensky in gefänglicher Verhaft, und, weil es etwa um neun Uhr des Abends war, sezte sich der Zaar sogleich nieder, schrieb an den Kapitain seiner Prerbraschenskischen Leibgarde, Lapuchin, ein Billet, worinnen er ihm anbefahl, seine ganze Kompagnie in der Stille zusammen zu nehmen, und gegen eilf Uhr vor Mitternacht, nach dem Sukawninschen Hause so anzurükken, daß es mit dem Schlag eilf Uhr rings umher besezt, und alles, was darinnen wäre, gefangen angehalten würde. Der Kapitain verrichtete treulich, was ihm anbefohlen war. Weil aber der Zaar in den Gedanken stand, er

habe

habe in seinem Billet die zehnte Stunde bestimmt, machte er sich die Rechnung, daß er um halb eilf Uhr alles gethan vor sich finden würde. Nach zehn Uhr sezte er sich demnach unverzüglich in seine Karriole, und fuhr mit seinem einzigen Denschtschik gerade nach Sukawnins Hause. Er verwunderte sich nicht wenig, daß er weder vor der Pforte, noch um das Haus selbst, einen einzigen Mann von der beorderten Gardekompagnie antraf. Nichts destoweniger bildete er sich ein, die Wachen würden vielleicht im Hause, und im Hofe herum vertheilt stehen. Ohne weiteres Bedenken, fuhr er also gerade auf den Hof, stieg an der Hausthür ab, und begab sich mit einem einzigen Denschtschik in das Haus. Alles rührte sich sogleich im Hause, als es hieß, der Zaar sey da. Peter, der Grosse, trat mit unerschrokkenem Muthe in das Zimmer, und fand Sukawnin, Sikel, und die ganze Rotte der verschwornen Verräther beisammen, die sogleich aufstanden, und ihrem Herrn die schuldige Ehrfurcht bezeugten. Er grüßte sie freundlich, gab vor, er habe im Vorbeifahren so stark Licht bei ihnen wahrgenommen, daß er geglaubt hätte, der Herr vom Hause müste ohn-

fehlbar Gesellschaft bei sich haben; und, weil es ihm noch zu früh schiene, zu Bette zu gehn, so wär' er hier angefahren, noch ein Gläschen mit ihnen zu trinken.„

"So bestürzt und zornig übrigens der Zaar in sich selbst über den beorderten Kapitain war, der, seiner Meinung nach, den Befehl zur gesezten Zeit nicht ausgerichtet habe, so wenig ließ er sich äußerlich davon merken. Er saß eine gute Weile da, indem seine Verräther standen, und auf des Zaars Gesundheit eines herumtranken, darauf er tapfer Bescheid that. Mitlerweile winkte einer von den Strelizen dem Sukawnin, und sagte etwas sachte zu ihm: "es ist Zeit, Bruder.„ Sukawnin, der seine verfluchte Absicht noch nicht merken lassen wollte, winkte ihm wieder zu, und sagte dagegen: "noch nicht.„ Indem er dieses sprach, sprang Peter, der Grosse, mit größter Beherztheit auf, schlug den Sukawnin mit geballter Faust in's Angesicht, daß er niederstürzte, und sprach mit heftiger Stimme: "wenn es bei dir noch nicht Zeit ist, du Hundssohn, so ist es bei mir Zeit. Fort, bindet die Hunde.

"Indem

„Indem trat mit dem Schlag eilf Uhr der Gardekapitain in das Zimmer, und hinter ihm die Preobaschenskischen Soldaten seiner Kompagnie, die mit Gewehr und Stükken versehn waren. Sogleich fielen die andern Verräther alle darnieder, und gaben sich schuldig. Der Zaar befahl, daß die Verräther sich selbst einander binden sollten, und einer band den andern.„

„Hierauf kehrte sich der Zaar zum Gardekapitain, gab ihm eine Maulschelle, mit dem Vorwurf, daß er nicht zur befohlnen Stunde sich eingestellt hätte. Dieser entschuldigte sich mit Vorzeigung des schriftlichen Befehls, den er aus der Tasche zog, und dem Zaar wieß; der denn seinen Fehler erkannte, daß er sich um eine Stunde verschrieben hatte, den Kapitain auf die Stirne küßte, ihn für einen rechtschafnen Offizier erklärte, und ihm die gebundenen Verräther zur gefänglichen Haft übergab.„ *)

Was für ein Auftritt! Welch' eine Fülle von Muth und Unerschütterlichkeit, Kühn- und Entschlossenheit, von Besonnenheit und Gegenwart des Geistes, von Fassung, Thätig- und Wirksam-

*) Originalanekdoten von Peter dem Grossen. Nummer 5.

samkeit! Man fährt zusammen für Schrek, wenn man sich die Szene lebhaft denkt, einen einzelnen Mann, ohne alle Hülfe und Beistand, unter einer ganzen Rotte berauschter, verschworner und lauernder Meuchelmörder sizzen, und, wiewohl er seine Gefahr kennt, mit einer Ruhe sizzen sieht, als befänd' er sich in dem traulichen Kreise seiner jovialen Freunde. Man fühlt sich Athemlos, wenn man diesen einzelnen Mann, in eben dem Nu, da diese Niederträchtigen über den Augenblik ihres schändlichen Mordes einander in die Ohren zischeln, mit dem Blik und Ton des Verderbens aufspringen, der ganzen Horde sich entgegenwerfen, mit einem einzigen Faustschlag den Rädelsführer in den Staub schmettern, und wie einen hohen, an den Himmel ragenden ehernen Thurm, unter ihnen stehn sieht, den Wettern trozzend, die über seinem Haupte schweben. Man steht für Erstaunen angewurzelt, wenn diese entathmeten Verworfenen, auf seinem Befehle, sich einander selbst zum gewissen Tode binden müssen. Man zittert für sein Leben, wenn man seine Uebereilung mit dem Gardekapitain sieht, und empfindet sein Herz plözlich wieder erleichtert, wenn er mit rascher Besonnenheit

seine Uibereilung so einzig und ausgezeichnet wieder gut macht.

Sehr schön und karakteristisch ist, was Herr Professor Lichtenberg über diesen hochhervorragenden Auftritt, in dem Leben dieses großen Mannes bemerkt "Was für Uibergänge, sagt "er, von Muth und Entschlossenheit, in höchster Gefahr, zu Gefühl erlitt'nen und angethanen Unrechts und Entschädigung dafür in "zehn Minuten, und doch so scharf bestimmt, als läge jedes Wochenbreit von einander entfernt. Wie, wenn der Höchstbeleidigte "Hauptmann sich zu dem Strelizen geschlagen "hätte? Allein, einen solchen konnte der hellsehende Sohn der Natur nicht wählen. Selbst, "daß er um eilf Uhr beorderte, und schon um "zehn Uhr erschien, verkündigt den Riesen an "Thätigkeit.„ *)

Aufrichtig wünsch' ich daher, Herr Babo möchte diese Kraft- und Thatvolle Situazion lieber nach Herrn von Stählins Erzählung, und ganz so benuzt haben, wie sie da liegt. Obgleich es auch seiner Behandlungsart nicht an großer

*) Göttingischer Taschenkalender von 1790. Seite 203.

großer Wirkung fehlt, so hat er sich doch dadurch diese Wirkung um die Hälfte verkümmert, daß sein Zaar nicht gleich bemerkt, und in seiner eigenen Gestalt unter die Verschwornen tritt; daß er sich in die Versammlung schleicht, und als Strelitz vermummt, in einem Winkel ihr Beginnen belauscht. Einmal scheint diese Kälte, dieses langsame um den Brey herumgehen, dieses sich Verstekken, und von ferne Lauern, mir gegen den lebhaften, raschen, schnellwirkenden, und schnell dreinschlagenden Geist Peters, des Großen, und das um so mehr, da er hier nicht, wie in der obigen Erzählung, der einzige in diesem Hause der Verschwörung und des Mordes erscheint, sondern seine Garde in der Nähe hat, die nur auf seinen Wink wartet. Dann wird dieser Auftritt bey Herrn Babo auch dadurch weit weniger wirksam, weil er weit weniger — wahrscheinlich ist, indem der Zaar, der in dem äußersten Zorne den Sukawnin zu Boden wirft, ganz gegen die Natur dieser Leidenschaft, noch so viel Worte für seinen Zorn hat; die sich von ihrer Betäubung wieder erholenden Strelizen mit bloßen Tiraden zurükschrekt, und sie, ihrer Freiheit nach ganz mächtig, ungehindert und unaufgehalten, verläßt,

läßt; sie, die, troz der draussen herbeirükkenden Garde, ihn noch ganz in ihrer Gewalt, und, nun ihr Komplott einmal entdekt, ihr Leben einmal verwirkt ist, nichts mehr übrig haben, als das äußerste zu wagen: entweder, den einmal drohenden Tod durch wirklichen Kaisermord zu verdienen, und im Tumult darüber, vielleicht zu entrinnen; oder, ohne ihn ausgeführt zu haben, in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen, und für ihren bloßen Vorsaz gehangen zu werden. In dem von Stählinschen Berichte hingegen, entwafnet Peters niederschmetternder Faustschlag, von dem: "Fort! bindet die Hunde!„ begleitet, das schnelle Eintreten der Garde, der kühne Ausbruch des kaiserlichen Zorns gegen den, wie er glaubt, in der Ausübung seiner Pflicht nachläßigen Offizier, seine schnelle Besonnenheit, der wiederholte Aufruf, sie zu fesseln und gefangen zu nehmen, — da alles so Schlag auf Schlag, fast in dem nemlichen Nu, ohne alle Stokkung, ohne die kleinste ruhige Pause geschieht, die ihnen Zeit läßt, zu sich selbst zu kommen, — die Verräther eben so wahr, als handgreiflich; und macht sogar ihren schreklichen Gehorsam gegen den fürchterlichen Befehl, sich zum gewissen Tode einan

der selbst zu binden, einleuchtend und unvermeidlich. Im Schauspiel steht, während dieses Auftritts, also nicht blos der Zaar tief unter dem wahren, auch der Auftritt selbst ist ungleich weniger dramatisch, als dort, das heißt handelnd, fortschreitend, die Seele des Zuschauers beschäftigend.

Sonst hat der Dichter seinen Helden nicht unglüklich, und dem Originale ziemlich ähnlich gezeichnet. Man findet in der Darstellung dieses Karakters alle die Hauptzüge angebracht, die Peter, den Großen, so eigends vor andern fürstlichen Menschenkindern heraushoben. Er ist rasch, lebhaft und kühn in seinen Entschlüssen, fest, gut und menschlich in seinen Gesinnungen; offen und gerade in seinem Betragen; bis auf einzle Tiraden, populär in seinem Ausdruk; jovial und traulich in seiner Konversazion. Auch von der, diesem merkwürdigen Manne so eigenthümlichen Besonnenheit des Geistes, hat der Dichter ein paarmal einen sehr feinen Gebrauch gemacht; zum Beispiel, in der Szene mit der

Ossakowa, wo das Geständnis von ihres Mannes Freiheit schon auf seiner Zunge schwebt, aber weislich von ihm zurükgehalten wird: um sie, in Rükſicht ihres Ver- oder Nichtverständnisses mit den Verschwornen, näher kennen zu lernen, und zu verhindern, daß nicht etwa nur Dankbarkeit sie von ihrer möglichen Verbindung mit ihnen zurükziehe. Von der nemlichen Art ist der Auftritt, wo er, als Strelize vermummt, den jungen Ossakow, den er eben die Rede der Empörung hat halten hören, vor der Thür zurükhält; eine Zusammenkunft mit ihm verabredet, und in dieser Zusammenkunft dem verleiteten Jüngling, eben so wahr, als gutmütig, und eben so feurig, als überzeugend, die Schändlichkeit der vorhabenden Empörung enthüllt. Nur deklamirt er in diesem lezten Auftritt etwas mehr, als Peter wahrscheinlich in einer solchen Situazion gethan haben würde, dessen Sache überhaupt mehr handeln, als reden war.

Einen auffallenden Widerspruch hat sich Herr Babo in der Schilderung seines Zaars zu Schulden kommen lassen. Sein Peter äußert einmal über das andere, daß er die Popen für seine gefährlichsten Feinde, für die hartnäkigsten Hinderer seiner wohlthätigen Anstalten, zur Bildung und Vervollkommung seiner Nazion, erkennt; für die, die den Saamen der Unzufriedenheit mit seinen Verordnungen und Einrichtungen insgeheim unter das Volk streuen; und läßt doch den jungen Ossakow, einen Strelizen, den Sohn eines allgemein geliebten, bedauerten, und wie die Sage geht, mit Unrecht gefangen sizzenden Strelizen, bei diesen ihm so übelgewognen, zur Anzettlung einer Empörung so geneigten Popen erziehen. Wie stimmt das in den Karakter eines so überzeugten, so hellsehenden Sohns der Natur? Wie lassen sich diese nachdrüklichen Erklärungen gegen Popen, Popenerziehung und Popenabsichten, mit diesem Bedachtlosen, unbesonnenen und wiedersprechenden Betragen

tragen vereinen? Ich, für meinen Theil, wenigsten, weiß es nicht zusammen zu reimen.

Daß der Dichter übrigens seinem Helden, bei aller seiner Glatt-Geradheit und Prunklosigkeit, einen Anstrich von höherer Politur gab, darüber hab' ich nicht mit ihm zu streiten. Ich billige es vielmehr. Es ist ein ganz anderes Ding um die Wahrheit im gemeinen Leben, und um die Wahrheit in der theatralischen Nachahmung. In jenem vertragen wir sie, wie sie da liegt, auch mit allen ihren Ekken und rauhen Außenseiten; sobald sie aber ein Gegenstand der Kunst wird, wollen wir sie nur veredelt, anständig, unseren Sinnen wohlthuend. Ein Fürst also, der unsre Bewunderung, unsere Achtung, unsere Theilnahme erregen soll, muß auch einigermaaßen äußerlich so vor uns erscheinen, wie wir einen Fürsten erwarten, oder zu sehen, gewohnt sind; das heißt, er muß wenigsten den erzogenen Bürger im Ton und Anstand sichtbar werden lassen. Wir müssen nicht, indem wir auf der einen Seite

von der Stärke, Tiefdurchschauungskraft, Festigkeit und Besonnenheit seines Geistes, seinen erhabenen, königlichen Tugenden, und der Größe seines Herzens hingerissen, ihm unsre Bewundrung zollen: auf der andern durch ein allzuplattes Etwas in seinen Sitten und seiner Benehmungsart beleidigt, und in unsrer Bewundrung gestört werden. In der wirklichen Welt beleidigt uns diese Plattheit an einem großen Fürsten weniger, weil wir die Züge davon einzelner, zerstreuter bemerken, weil wir ihn so zu sehn, nur dann und wann Gelegenheit haben; sein Wirken und Thun, als Regent, also unsre Seele mehr füllt, und uns diese Abweichungen von Adel und Feinheit vergessen macht. Auf dem Theater aber, wo wir ihn beständig sehen, wo diese Züge von Platt- und Gemeinheit nicht mehr einzeln und zerstreut, sondern zu einem Ganzen konzentrirt, vor uns entwikkelt werden, folglich diese große Kultur des Geistes auf der einen, und dieser gänzliche Mangel an Kultur der Erziehung auf der andern

Seite,

Seite, beständig und unaufhörlich disharmoniren, schwächt dieser grelle Kontrast offenbar unsre Bewundrung, und stört unsre Täuschung.

Zudem war Peter, der Große, auch nie so gemein in seinen Sitten, als man aus einzelnen Auftritten seines Lebens wohl schließen möchte. Er hatte vieler Länder, Städte und Sitten gesehn, und Reisen geben immer, besonders, wenn ein solcher Mann reißt, eine Art Kultur. Von eigentlichem Fürstenanstande wuste er freilich wohl nicht viel, er würde auch mit seiner Riesenthätigkeit und Stärke einen sonderbaren Kontrast gemacht haben; aber seine Art zu scherzen, seine gesellige Laune, seine Liebe zu den Weibern, der Geschmak auch an ihrem blos gesellschaftlichen Umgang, die ganze Jovialität seines Karakters, beweisen satt'am, daß es ihm in seinem äußern Benehmen nicht ganz an Kultur kann gefehlt haben.

Uiberdem hat Herr Babo seinem Peter von dieser Kultur nur gerade so viel gegeben, als sich seiner Nazionalerziehung, Karakter und Denk-

art nach, als möglich bei ihm denken läßt. Er hat nichts von dem, was man französische Artigkeit nennt, spricht nicht die feinere, gebildetere Sprache unsrer Zeit; und sein Anstand besteht nicht in dem leichten, geschmeidigen Tragen des Körpers, nicht in der gefälligen Haltung der Glieder, die jezt die Fürstenkinder auszeichnet; seine Manier ist gerade, glattweg, bürgerlich; seine Sprache, die Sprache eines unverkünstelten Sohns der Natur; und sein Anstand, das Tragen, und die Haltung seiner Glieder, fest, wie seine Grundsäzze, Kraftvoll, wie sein Arm, und einfach, wie seine Sitten. Aber seine Festigkeit ist nicht Plumpheit, seine Kraft nicht Tölpelei, und seine Symplizität nicht Holzhakkersitte, wozu so manche unsrer Otto von Wittelsbach — Kaspar Thorringer und Göz von Berlichingenspieler, Festigkeit, Kraft und Symplizität machen. Mit einem Worte, auch in der Babo'schen Schilderung ist der wahre Peter noch immer kenntlich,

und

und Niemand kann sagen, er hab' ihn verfranzösirt.

Der bestgezeichneste Karakter in diesem Schauspiel bleibt indeß doch immer der alte Strelize, Prostoserdof. Vor allen andern hat er die meiste Energie, und das lebhafteste Interesse. Die Erzählung von dem Tode seines Sohns, und die Art, wie er sich darüber äußert; seine treue Anhänglichkeit an der Familie seines ehemaligen Obersten, Ossakow; die dankbare Sorgfalt für die Sicherheit und das Leben seiner ehmaligen Hausgenoßin und Wohlthäterin, Ossakowa, selbst mit Gefahr seines eigenen Lebens; das Opfer, das er dieser Sicherheit, und diesem ihm so theurem Leben durch die Entdekkung des Verschwörungskomplotts bringt; sein Schmerz, als er seine Brüder, ohne Noth, durch sich dem Tode überantwortet, und sogar den einzigen Sohn seiner Wohlthäterin durch seine voreilige Schwazhaftigkeit dem Schwerd der Gerechtigkeit überliefert sieht: sind sehr schö-

ne, rührende und hervorspringende Züge in seinem Karakter, und sind es um so mehr, je wahrer sie der Dichter mit allen Eigenheiten des rohen, wilden, unbesonnen und blindlingswagenden Strelizen entwikkelt hat. Hier und da ist vielleicht ein kleiner Sprung, der mit dem Ganzen des Karakters nicht völlig zusammenstimmt, und bei dem aufmerksamen Zuschauer den völligen Eindruk dieser schönen Zeichnung schwächt. Aber das sind nur geringe Verstossungen, die man gern übersieht, und von dem verständigen Schauspieler durch Einsichtsvolles Spiel sehr leicht versteckt werden können.

Den Karakter der Ossakowa hat Herr Babo eben nicht sehr herausgehoben. Wenigstens hätte sie, nach der Rolle, die er sie spielen läßt, weit brillanter in's Licht gesezt werden können. Die Schuldlos gekränkte, ihres Ansehns und ihrer Würde entadelte, in Gefahr

des

des Lebens schwebende Verbannte, die mit ihrem schimpflich gefangengesezten Gatten tief leidende und tiefduldende Frau, in der das kochende Blut der Strelizen siedet und sprudelt; die zärtliche, um ihren Sohn bekümmerte, und angstvolle Mutter, ist hier lange nicht so sichtbar, als sie es, vermöge der Grundzüge ihres Karakters, wohl hätte seyn können. Aber auch so, wie sie sich in dem Schauspiele zeigt, fehlt es ihr nicht an Wahrheit und Wirkung. Auch so interessirt ihre Offenheit, ihre mütterliche Angst und Unruhe; ihre Athemlose Freude, als sie den geliebten Sohn zum erstenmal wieder erblikt; ihre halb männliche Entschlossenheit, so sanft mit ihrer Weiblichkeit verflößt; ihre edle Dreistigkeit bei dem Zaar; das Zusammenschrekken ihres Mutterherzens bei der Entdekkung der Verschwörung, an deren Spizze ihr Sohn steht, und die Festigkeit, mit der sie das

Todesurtheil über den Empörer ausspricht, so sehr auch die Stimme der Natur in ihrem Busen dagegen schreit. Die vierte Szene des zweiten, die achte des dritten, und die beiden lezten des vierten Akts, sind wirklich vortrefliche Szenen dieser Offakowa, und können von Niemand, in dem Sinn für Wahrheit wohnt, ohne Theilnahme angesehen werden.

Der junge Offakow ist ein gewöhnlicher Jugendkarakter, unbestimmt und schwankend; ohne eigenthümliche Kraft. Wenn er etwas seyn soll, so muß man ihn erst zu etwas machen. Selbstdenken, selbstthun ist seine Sache nicht. Man muß ihm vordenken, und zum Thun anleiten. Und selbst dann mangelt es ihm an Beharrlichkeit und Ausdauern. Er hat Feuer, aber ist es nur eine flüchtig auflodernde Flamme, nicht jenes alle Adern erwärmende, immerfortlodernde, unauslöschbare Feuer, das große

Un-

Unternehmungen sicher und unverfehlbar durchsezt, und zur gewissen Vollendung derselben hinreißt. Ein neuer Gegenstand mit Wärme und Interesse vor seine Phantasie hingepflanzt, macht sein Feuer für den alten erlöschen, und er umfaßt den neuen nun mit der nemlichen Hizze. Popen haben ihn verbildet, und Popenerziehung hat von jeher Menschenkraft erschlaft, und den frei und thätiggebohrnen Menschen zu einem Geschöpf verstümmelt, das Muth- und Thatlos, an dem Leitzaum fremder Einwirkung daher wandelt, wie der gefangen und zahm gemachte Löwe an der Kette seines zur Schauführers. Deswegen kann Fedor auch in den Augen des Zaars nur halb strafbar erscheinen; er ist hingerissen, angeleitet worden; er selbst handelte nicht, war nur das Instrument, durch das andere handelten; und Herr Babo dichtete der ganzen Situazion und dem Karakter

seines

seines scharf und hellsehenden, billigen und gerechten Helden gemäß, wenn er dem irregeleiteten und fast gewaltsam verführten jungen Empörer, Vergebung, Leben und Freiheit zu Theil werden ließ.

Die übrigen Personen des Schauspiels — selbst Sukawnin, der doch eine Art Hauptrolle spielt, nicht ausgenommen — sind von dem Dichter nur angelegt, nicht durchgeführt; sie sind eine Art Schatten zu dem Lichte, das die andern um sich verbreiten, und dienen blos dazu, die, nach der Absicht des Dichters, vorzüglich interessirenden Figuren um so höher hervorragen zu machen.

Hin und wieder läßt Herr Babo seine Personen wohl zu viel sprechen, wodurch besonders in den ersten Szenen des ersten, und in dem Anfang des vierten Akts, eine gewisse

wisse Kälte entsteht, die für die Wirkung des Ganzen eben nicht vortheilhaft ist. Dieser Vorwurf der Kälte trift auch den Schluß des Stüks. Sobald der Zaar einmal dem jungen Ossakow, und den übrigen verleiteten Strelizen Gnade angekündigt hat, und die Begnadigten sich mit ihrem "o Vater„ zu seinen Füßen geworfen haben: macht alles, was nachher noch empfunden und gesagt wird, den bis jezt erwärmten, und angezogenen Zuschauer wieder kühl. In ihrem sich Niederwerfen erkennt er den Dank und die Freude des frohen Vaters, der beseeligten Mutter, und des geretteten Sohns zur Gnüge, und freut sich innig mit ihnen; aber sie darüber schwazzen, sie die Nuzanwendung davon machen zu hören, dazu ist sein Herz zu voll. Die Sache selbst beschäftigt ihn zu sehr. Auf der hiesigen Bühne werden deswegen, so:

wohl

wohl diese Deklamazionen, als auch diese Nuzanwendung, sehr weislich weggelassen.

Uiber die Vorstellung der Strelizen, und über das darin hier eingeführte Kostüme, ein andermahl.

Dramaturgische Monate.

Dritter Band.

Drittes Stük.

XXXIV.

Vom fünften bis zum achtzehnten Januar 1790: die Strelizen, die Jagd, Menschenhaß und Reue, der Apotheker und Doktor; am achtzehnten, neunzehnten und zwanzigten: der Kaufmann von von Lyon, oder die beiden Freunde, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Beaumarchais; dazu die gute Mutter, oder, erst sieh, denn spring! Lustspiel in einem Aufzuge, aus dem Englischen, übersezt von Schröder.

Der Kaufmann von Lyon hat von jeher zu meinen Lieblingsschauspielen auf dem französ-

fischen Theater gehört. Von Beaumärchais Arbeiten ist es wenigsten die vorzüglichste, in Rükſicht auf reine dramatische Schönheit. Eine anziehende, ohne Prunk und Lermschlägerei, auf unser Herz wirkende Handlung, feine und menschliche Situazionen, wahre, übereinstimmende, und mit treuem Beobachtungsgeiste gezeichnete Karaktere, und, ein wenig Deklamazion abgerechnet, eine gefällige, natürliche, und ungekünstelte Sprache, sind Eigenheiten, die dieses Schauspiel vor vielen andern französischen Dramen dieser Gattung merklich herausheben. Herrn Schröders Entschluß, es wieder auf unsre Bühne zu bringen, machte mir daher ungemeines Vergnügen. Wohl der Kunst, dacht' ich, diese Wiederherstellung wird den in Deutschland zu Grabe gegangnen Geschmak an einfacher, unüberladner, und feiner menschlichen Darstellung wieder aufwekken, Dichter und Schauspieler wieder auf den Pfad der Wahrheit zurükführen, und unsre Publikums nach und nach von Tumult, Geschrei und Kontorsionen entwöhnen. Nur das entschiedene Wohlgefallen an Schauspielen in dieser Manier bürgt für den ächten Kunstgeschmak eines Publikums, und nur diese Spektakelfreie Nachahmung menschli-

ches

ches Lebens und menschlicher Sitte giebt ein rühmliches Zeugnis von dem wahren Darstellungstalent des Dichters und Schauspielers. Das übrige ist eitel Lüge und Seifblase! Und wo, fuhr ich in meinen Gedanken fort, liessen sich dieser ächte Geschmak, diese eigentliche Kunst besser wieder anpflanzen, als an dem Ort, wo sie von jeher am meisten zu Hause waren, als hier? Vielleicht, daß sie von hier aus dann weiter wandern, und auch auf andern Bühnen wieder in's Leben rufen, was zu den Todten gegangen ist.

Dahin kommen muß es wenigsten wieder einmahl, wenn nicht unser Theater in einem Zeitraum von zehn Jahren gänzlich ausarten, und statt, eine Schule des Unterrichts und des guten Geschmaks, oder doch wenigsten eine anständige, uns Ehre bringende Unterhaltung zu seyn, zu einer Gaukler- und Seiltänzerbude werden soll. So wie unsre Publikums jezt Schauspiele besuchen, und Dichter und Schauspieler bewundern, sind sie auf dem geraden Wege, alles Sinns für Wahrheit und Natur verlustig zu werden. Jezt muß in einem Drama, an dem sie Behagen finden sollen, alle Augenblik ein Vorhang aufrollen, bald ein Schloß, bald eine Bauernstube,

bald ein Gefängniß, bald eine Landstrasse, bald einen Turnierplaz, bald ein Feldlager produziren. Entweder wollen sie Kampf- und Ritterspiele, in denen die Helden sich die Köpfe blutig schlagen, Blutschande, Ehebruch, und alle möglichen Greuel treiben; die Pfalzgrafen, Herzoge und Könige eine Sprache reden, als ob sie in der Schenke groß geworden wären, und sich geberden, als ob sie eben aus dem Stall kämen; oder sie wollen Ohnmachten, Fluch und Seegen; Verzweiflung und lautwiehernde Freude; tragischen Bombast und Burleskenspaaß in einem und dem nehmlichen Stük. Natürlich denn, daß Schauspiele in der Manier des Kaufmanns von Lyon, für sie eine völlig ungenießbare Waare bleiben; daß für ihre nur an Schauen, Tumult, Rauh- und Derbheit des Ausdruks gewöhnten Augen und Ohren Melac, Vater, und Aurelly viel zu natürliche, Melac, Sohn, Pauline und St. Albane viel zu feine und gesittete Karaktere sind, um an ihrer Darstellung Vergnügen zu empfinden; und eben so natürlich, daß unsre Schauspieler, die sich beständig in diesen Schlachtschwerdstükken und komischen Tragödien herumtummeln, solche gesittete und unüberladne Ka-

raktere

raktere eben so wenig zu spielen, als überhaupt über Kunst und Darstellung zu denken wissen.

Wohl bekomme den ersten Ihr Geschmak! Ich habe nichts dagegen. Es muß jedem vergönnt seyn, den seinigen zu haben. Und eben so wohl bekomme den leztern ihre Kunst! Mögen sie auf den Lorbern, die sie sich erschrien und erspektakelt haben, sanft ruhn: ich beneide sie ihnen nicht. Aber, daß dieser ihr Geschmak eben nicht der feinste, und diese ihre Kunst eben nicht die wahrste ist, darauf können sie sich verlassen.

Das bleibt ausgemacht und unumstößlich: der Dichter, der nicht durch simplen Plan, durch eine Handlung ohne Geräusch und Aufwand von Dekorazionen, durch Prunklose Entwiklung der Karaktere, und durch Feinheit des Dialogs zu interessiren weiß; der die Wirkung, die sein Drama hervorbringt, von dem Spektakel borgen muß, den es macht; der Turniere, Kazbalgereien, Schlachtengewühl, Stall- und Schenkensitten nöthig hat; und Komödie und Tragödie in eins zu kneten, gezwungen ist, um sich Beifall zu erwerben: der Ehrenmann nenne sich ja nicht dramatischer Darsteller, er ist noch weit, weit vom Ziel. Das bleibt fest und unwiderlegbar,

der Schauspieler, der in einem Drama, wie der Kaufmann von Lyon, sich nicht als Künstler zu bewähren vermag, hier nicht zu stehn, zu gehn, und zu reden weiß; Empfindung und Leidschaft nicht ohne Karrikatur nachahmen kann; nur gefällt, wo ihm Gelegenheit zum Schreien und Schwadroniren gegeben wird: der Schauspieler ist noch ein grosser, grosser Fremdling in den Geheimnissen seiner Kunst, ein ärmlicher, kleiner Geist; und, wenn ein Duzzend Publikums über ihn Bravo schreien und ihn herausklatschen, zehn unberufne Dramaturgen ihn loben, und zehn bezahlte Kupferstecher ihn vor Theaterkalendern und Zeitungen verherrlichen. Die höchste Staffel der Kunst ist die Darstellung edler, unverzerrter Menschheit, und die kann nur in der feinern Gattung des Drama existiren. Nur hier kann der Schauspieler sein Talent brilliren machen. In jenen hochaufgelegten, starkgezeichneten Karakteren brillirt nur der Dichter; und wenn der Schauspieler hier beklatscht und bejauchzt wird, glaub' er nur immer, daß dies Geklatsche und Gejauchze eigentlich nur dem Dichter, nicht ihm gehört. Wer sich in diesen Stükken nicht übt, in ihnen nicht

glänzt,

glänzt, nur schreien und lermen kann, der ist auch nur ein schreiender, lermender, aber kein grosser Akteur. Je mehr er sich in solche Rollen hineinarbeitet, je mehr entfernt er sich auch von der Wahrheit, je tiefer sinkt er unter die eigentliche Würde des Künstlers hinab. Jene Karaktere kann er allenfalls auf gut Glük spielen, und doch darin gefallen; diese erfodern Nachdenken, Studium, Bildung des Körpers, wie der Seele. Hier hilft Schreien und Lermen nicht aus. Vielmehr verdirbt Schreien und Lermen hier.

Ich wünsche, daß unsre jungen Dichter und Schauspieler dies beherzigen mögen. Nur dieser Pfad des feinen, menschlichen Darstellens, ist der Pfad, der in das Heiligthum führt, alle andere Pfade sind Sandwege zum Tempel der Gaukelei und der Frazze, wo die Göttin nicht wohnt, wo nie der Kranz errungen wird, den die Unsterblichkeit vorhält, wo es für Lorbern Strohkränze, und für Diademe — Ohren giebt, die Midas, königlichen Andenkens, nicht allzuberühmt gemacht hat.

Glüklich sind die hiesigen Schauspieler, daß ihnen ein Licht vorleuchtet, wie Schröders; und Ruhm und Ehre ihnen, daß sie es fühlen,

und unermüdet dem Ziele zustreben, daß er, den unverwelklichen Kranz des Verdienstes um seine Schläfe, schon erreicht hat.

Eh' ich den Kaufmann von Lyon verlasse, ergreif' ich, aufgefodert von verschiednen Vorstehern deutscher Bühnen, die Veranlassung, die mir die einigemahl hintereinander wiederhohlte Vorstellung dieses Schauspiels giebt, etwas über den Nuzzen und die Notwendigkeit solcher Wiederhohlungen zu sagen, die an manchem Orte in Deutschland den Zuschauern so unwillkommen sind. Vorher aber diese Erklärung: das hiesige Publikum hat an meinen Bemerkungen hierüber keinen Theil. Noch nie hab' ich es gegen solche Wiederhohlungen murren hören. Vielmehr — wenn anders das vorgestellte Stük seinen Beifall erhalten hat — sieht es sie gern und besucht sie zahlreich. Was ich zu sagen habe, ist also blos für die Zuschauer, die nur aus Neuigkeitsgier, und nur, weil sie, in eigentlichem Verstande, nichts als schauen wollen, in's Theater gehen. Zur Sache.

Die beste, die fleissigste, die geschikteste erste Vorstellung ist nichts bessers, als die lezte, oder, wie es die Schauspieler nennen, die Generalprobe.

probe. Sie kann im Ganzen nie etwas anders seyn, als ein Fingerzeig, was die Schauspieler machen wollen. Jede neue Rolle ist eine Art neues Debüts, ein Auftreten zum erstenmal, das auch den besonnensten Schauspieler ängstlich und verlegen macht. Entweder ist er wie in einem neuen Kleide, dessen er noch nicht gewohnt ist, das ihn preßt, genirt; oder die Neuheit der Rolle erwärmt ihn zu sehr, herrscht zu überwiegend über sein Selbstbewußtseyn; reißt ihn mit sich fort, bemächtigt sich seiner zu lebhaft, und verleitet ihn mehr zu thun, stärker aufzulegen, als der Geist des vorzustellenden Karakters erfodert; und so ist er entweder zu wenig, oder zu viel, was er seyn soll. Hat er sich aber nur erst einmahl in seiner neuen Gestalt vor den Augen des Publikums entfaltet, so ist er seiner auch mehr mächtig, wacht nun mehr, daß er nicht zu kühl, und nicht zu warm wird; kurz, ist, wenn ich so sagen darf, wieder in sich selbst zu Hause. Die Wiederhohlung seiner neuen Rolle giebt also seinem Spiele erst das wahre Leben, macht ihn sich ganz in seinen Karakter verfezzen. Aber diese Wiederhohlung muß gleich geschehen: weil sonst andere Karaktere einer andern Ko-

mödie, die Züge der Karaktere jener Vorstellung wieder verwischen, und die spätere Wiederhohlung eines solchen Stüks wieder zu nichts anderm, als zu einer fleißigen Probe machen. Wird aber eine solche Komödie in der nächsten Vorstellung wiederhohlt: so bleiben die Eindrükke jener Karaktere in der Seele des Schauspielers; mit diesen noch festen, seiner Seele ganz gegenwärtigen Eindrükken, studirt er jezt die Karaktere tiefer; legt sie seinem Herzen näher; geht lebhafter in sie über; verwandelt sich in sie: und so wird er in dieser wiederhohlten Vorstellung derselben Komödie, nicht mehr andeuten, was er machen will: er wird machen, wird seyn; und erst diese Wiederhohlung wird die erste, wahre Vorstellung einer Komödie genannt werden können.

Der Nuzzen solcher Wiederhohlungen für den Schauspieler giebt sich hieraus von selbst, so wie ihre Notwendigkeit; aber nicht nur für den Schauspieler, auch für das Publikum ist es nüzlich und nötig, daß es ein gutes Schauspiel gleich einigemahl hintereinander sehe. Unmöglich kann es in der ersten Vorstellung eines solchen Schauspiels den ganzen Wert des Dichters, die

eigent-

eigentlichen Feinheiten des Stüks empfinden; unmöglich über dasselbe, gleich beim ersten Anblik, völlig richtig und treffend urtheilen; und eben so unmöglich über das Spiel des Zuschauers, über die Richtig- oder Nichtrichtigkeit seiner Darstellung billig und entscheidend richten. Des Zuschauers Aufmerksamkeit kann sich nicht zertheilen, sie kann nur ein Augenmerk haben. Dieses Hauptaugenmerk kann in der ersten Vorstellung natürlich nur die Fabel, die Handlung des Stüks, und ein superficielles Gefühl der Karaktere seyn. Das eigentliche Verdienst des Dichters, seine wahre Kunst, die im Detail der Karaktere, in der Verbindung der Szenen, in der Wahrheit des Dialogs besteht, geht in dieser ersten Vorstellung für den Zuschauer verlohren. Er empfindet also gerade das nicht, was seinem Herzen und Geiste das größte Vergnügen gewähren würde und müßte. Geht er nun aber, nachdem er in der ersten Vorstellung mit der Fabel des Stüks, dem Hauptgegenstande der Handlung, den Grundzügen in den Karakteren desselben bekannt geworden ist, mit diesen, ihm noch warmen Eindrükken, gleich in die nächste Wiederhohlung: so ist seine Aufmerksamkeit nicht mehr so getheilt; den

Grund

Grundriß des Stüks kennt er; jezt geht er nun mit dem Dichter und Schauspieler mehr in das Innere der Karaktere, der Szenen und des Dialogs, und empfindet nun erst ganz den Wert des Stüks und der Kunst des Schauspielers; empfindet ihn immer mehr, je öfter er das Stük sieht.

Nur freilich muß so ein gutes Schauspiel auch von den Schauspielern so gespielt werden, daß es der Mühe wert ist, sie noch einmahl darin zu sehen. So ein Stük, — wie das leider! bei den meisten Theatern in Deutschland, die nur Geld machen wollen, der Fall ist — über Hals und Kopf einstudirt, daß ein Gemächte daraus wird, das nicht kalt, und nicht warm ist, in dem der Soufleur eigentlich die Hauptperson spielt, wo man jede Rolle doppelt hört, erst vom Einsager und dann von dem Helden; so eine Quasirepresentazion, die schlechter ausfällt, als die schlechteste Probe bei einer einigermassen ordentlichen Bühne; für so einer Vorstellung muß freilich jedem grausen, sie noch einmahl zu sehn; und es ist mehr, als ein Wunder, wenn man Geduld und Nachsicht genug hat, eine solche Vorstellung auszuhalten.

Auf dem hiesigen Theater kann das nie der Fall seyn. Die Schauspieler hier werden nie übereilt. Sie haben Zeit, so viel sie billigerweise fodern können, Geist und Buchstaben ihrer Rollen auswendig zu lernen, sie zu durchdenken und sich eigen zu machen; weise und Einsichtsvolle Gesetze verbinden sie zur Ordnung, und zur genauesten Pünktlichkeit in den Pflichten ihres Berufs; Schröder ist ihr Vorsteher und Beispiel; sie beseelt Ehrgeiz, Eifer und Liebe für den Stand, den sie erwählten; und so arbeiten sie, nach dem Maaß ihrer Einsichten und Talente, mit vereinten Kräften, dem Dichter zu geben, was des Dichters ist; eine Ursach mit, warum Wiederhohlungen dem Publikum hier willkommner sind, als an so vielen Orten Deutschlands.

Mit der guten Mutter hat Herr Schröder dem deutschen Theater, das an interessanten Nachspielen noch so grossen Mangel hat, ein sehr angenehmes Geschenk gemacht. Es nimmt sich ungemein gut bei der Vorstellung aus. Es rührt und macht lachen, und Naivität und Unschuld sind darin so reizend und glüklich geschildert, daß man es mit Vergnügen mehr, als einmahl, sieht.

XXXV.

Vom einundzwanzigten Januar bis zum ersten Februar Wiederholungen. Am ersten Februar: der Ring, oder die unglükliche Heyrat durch Delikatesse, Lustspiel in fünf Aufzügen, von Schröder.

Schröders schönes Lustspiel ist nun gedrukt, die Schauspieldirektoren haben es bereits in ihren Händen, und vielleicht ist auf mancher Bühne der Tag nicht mehr fern, an dem dieses treffende Lebens- und Sittengemälde dem Publikum in einer Gestalt vorgeführt wird, in der es sein Verfasser schwerlich wieder erkennen würde. In der That, wenn man das deutsche Theater so kennt, als ich es kennen zu lernen, Gelegenheit gehabt habe, so muß einem bei der Lektüre eines solchen Stüks für die Vorstellung desselben angst und bange werden. Wie undelikat delikat wird nicht oft der feine, bescheidne, selbst in den bittersten Aufwallungen seines Unmuts noch verbindliche Major Selting auf unsern Bühnen erscheinen! Und des Majors Gattin, diese liebenswürdige, Geistvolle, gebohrne Weltdame, mit

ihrem

ihrem edlen Stolze, ihrer sanften Uiberredung, und dem stillen Gefühle unverdienter Kränkung, in was für Hände wird sie oft fallen! Wie oft wird ihre bescheidne Liebenswürdigkeit, Koketterie, ihr Weltanstand lächerliches Air, ihr edler Stolz Impertinenz, und das stille Gefühl unverdienter Kränkung Gesichterschneiden eines Ehstandsteufels werden! Am meisten wehe aber der Rolle des Grafen Klingsberg! Wo wird der gewandte, geschmeidige, immer besonnene, liebenswürdigleichtsinnige, fein launige, selbst persiflirend noch gallante Mann von Erziehung und Welt bleiben? wo die ihm so unentbehrliche Leichtigkeit des Tons, der Haltung des Körpers, der Bewegung der Glieder? Hier wird man sein Kavalierair durch einen gerekten Hals, steif emporgehaltnes Rükgrad, gezierte Armschwingungen und Hogarthische Schlangenlinien, durch gedrechselte Drehungen der Schenkel, durch einen abgemeßnen, tänzerisch auswärts daherschreitenden Gang; dort seine Leichtigkeit durch Chevalierskapprioten, trippelnde Schritte, Windbeutelmanieren und Schwäzzerschnatterwerk ausdrükken. Noch öfterer wird seine Libertinage in Studentenliederlichkeit ausarten, seine Hofmannsjovialität

lität in akkademische Fidelität, und seine Weltkonspersifilage in naseweise Rezensentengrobheit.

Indes die Zuschauer nehmen vorlieb. Ihr kritisches Gefühl versteigt sich selten so weit, über den Geist der Karaktere und die rechte Art ihrer Darstellung viel nachzudenken. Genug, wenn der Inhalt des Stüks sie interessirt, genug, wenn ein Lieblingsschauspieler die Hauptrolle hat. In ihren Augen macht der es immer gut, und wenn es auch ganz das Gegentheil von dem wäre, was sich der Dichter gedacht hat. Sie wissen es nicht besser, und so beklatschen sie ihren Liebling, und sind fest überzeugt, daß Niemand in der Welt diese Rolle besser ausführen kann, als er.

Für die Kunst ist das freilich kein Gewinn, aber doch ein sehr grosser für den armen Teufel, den sein gutes Glük zum Garrik seines Publikums gemacht hat. Mag nun diese Rolle noch so sehr unter seinen Kräften, der Geist derselben noch so sehr seinen Augen verborgen seyn: sein Kredit geht bei seinem Publikum seiner Rolle voraus; und eh er noch ein Wort gesprochen hat, ist man schon fest überzeugt, daß sich gar nichts vortreflichers denken läßt, als sein Spiel.

Was würde auch aus dem größten Theil unsrer berühmten Schauspieler werden, wenn dem nicht so wäre! Wehe diesen Virtuosen, wenn ihre sie verherrlichenden Zuschauer eigentliche Kunstverständige wären. Kläglich ihres Ruhms und ihrer Herrlichkeit entkleidet, würden sie da stehn, der strahlende Nimbus, den ihnen Unwissenheit und Mangel an etwas Besserm um die Schläfe gepinselt haben, in eine Dornenkrone, und ihre ganze Glorie in die Erbarmungswürdigste Armesünderphisiognomie verwandelt werden.

Bei dem Schröderschen Lebens- und Sittengemälde kömmt ihnen noch das zu statten: es hat so auffallende Schönheiten, daß sie auch in der gesudelsten Nachbildung nicht ganz vertilgt werden können. Um aber doch dieses Werk, so viel als möglich, von einer solchen Verbildung zu retten, und dem denkenden Künstler einige Winke über eine treuere Darstellung zu geben, will ich die Hauptkaraktere desselben hier zu entwikkeln suchen, wie sie, nach dem Maasstabe, und unter den Augen des Dichters, auf der hiesigen Bühne ausgeführt werden.

Ich mache den Anfang mit den Karakteren des Majors von Selting, der Majorin, und des Grafen Klingsberg, die schwierigsten in diesem Lustspiel für die Kunst des Schauspielers. Alle drei erfodern einen ausserordentlichen Grad von Kultur, feiner Erziehung, Welton und Weltanstand in Geberde, Manier und Dikzion. Aber diese Kultur ist nicht in allen dreien dieselbe, diese Welt äussert sich nicht bei allen dreien auf einerlei Weise. Durch Situazionen, Grundsäzze und Geschlecht verschiedentlich nüanzirt, haben sie in dem Major, der Majorin, und dem Grafen ihren ganz eignen, ganz besonders karakterisirenden Ton und Anstrich.

Major von Seltings feine Welt — die Rolle ist hier in Hrn. Zukkarini's Händen — bezeichnet eine ausserordentliche Zartheit der Empfindung, eine Gattung Uiberdelikatesse in seiner Denk- und Benehmensart, eine auf's höchste getriebene Pünktlichkeit in seinen einmal angenommenen Grundsäzzen, und ein Blik der Bescheidenheit, ein Ton der Verbindlichkeit, der beinahe über seinen Stand und sein Geschlecht geht. Aus Zartheit der Empfindung macht er auch nicht den kleinsten Gebrauch von dem Vermögen, das ihm

seine

seine Gemahlin zugebracht hat; aus Uiberdelikatesse begiebt er sich aller Rechte, als Mann und Herr. Da ist keine Spur von ehlicher Vertraulichkeit im Ton und Betragen. In seinem eigenen Hause scheint er ein Gast, und seiner verbindlichen Stellung, wenn er seiner Gattin gegenüber steht, und dem Ausdruk seiner Stimme und Geberde nach, der hoffende, wünschende Liebhaber, nicht der Ehemann, nicht der Herr vom Hause. So sehr Amaliens scheinbar leichtsinniger Karakter sein Ehrgefühl verwundet; so sehr auch ihre glänzenden Zirkel, ihre prächtigen Gastmale, ihre Spielgesellschaften, ihr Umgang mit Libertins und Avanturieurs gegen seine Grundsätze sind: ihm entfährt kein Vorwurf; er nimmt sich nie heraus, als Mann und Herr dagegen zu sprechen; so viel Stof auch dieses alles der Verläumdung auf seine Kosten giebt, so empfindlich er auch über diese Lästerungen ist: er läßt sich von dieser Kränkung, dieser Empfindlichkeit nichts merken. Und selbst, wenn er sie einmal ausläßt, geschieht mit es einer so bescheidnen Zurükhaltung, mit einer so ungemeinen Schonung, mit einer solchen Delikatesse in Wendung und Ton, mit einem so schüchternen, höflichen

Blik, daß man diese Empfindlichkeit mehr für vorübergehende Laune, als tiefe Herzenskränkung halten sollte. Am auffallendsten ist diese Anstrengung, nichts von dem, was in ihm vorgeht, sichtbar werden zu lassen, in der Szene mit dem alten Holm. Nicht ein Schatten von Argwohn, von beleidigtem Ehrgefühl ist in seinen Mienen zu sehen, auch nicht eine mürrische Falte. Nur ernst sieht er aus, nur ein verlohrnes Wölkchen von stiller Schwermuth hängt um seine Stirn. Von allem, was die Welt an seiner Gattin lästert, scheint er nichts zu glauben; vielmehr äussert er volles Vertrauen in ihre Tugend, so sehr sein Herz auch das Gegentheil ahndet. Er wallt feurig auf, wenn ihr Karakter verdächtig gemacht wird, bezeigt kalte Verachtung gegen alle ihr nachtheiligen Gerüchte, obschon er sich tief von ihnen getroffen fühlt; spricht lebhaft, beinahe begeistert, von der Reinheit ihrer Grundsäzze, werden sie angefochten, wenn er, gleich mit bitterm Schmerz das Gegentheil fürchtet. Mit Ernst und mit Würde, aber doch immer mit der raffinirtesten Delikatesse, fodert er von Klingsberg eine entscheidende Antwort über das Verhältnis, in dem er mit seiner Schwester,

Karoline Selting, steht; ist gegen ihn ganz Weltmann, fein und höflich, wiewohl er seine Frau mit ihm in Verdacht hat. Selbst denn noch, wenn er seinen peinigenden Verdacht Wahrheit werden glaubt, und wider Willen zu einer Erklärung hingerissen wird, faßt er sich alle Augenblik wieder, sucht seinen Verdacht zu bemänteln, und spöttelt, da er sich verrathen sieht, über des Grafen vorschnelle Eitelkeit. Ja, als Klingsbergs Offenheit ihm endlich sein Vertrauen abgewinnt, als er endlich vor ihm den tief in seinem Busen verschloßnen Kummer enthüllt: thut er es mit einer Delikatesse, aus der in jedem Zuge der Mann von Kultur und der gebildetesten Erziehung herausblikt. Noch feiner, delikater und gebildeter ist sein Betragen, wenn es mit seiner Gattin zur Sprache kömmt; wenn er sich ausströmt, und nichts auf dem Herzen behält, was ihn drükt. Tiefe Empfindung schwebt auf seinen Lippen, sein Herz sizt auf seiner Zunge, er verschweigt nichts, was dies traurige Verhältnis zwischen ihnen veranlaßt hat. Aber, wie behutsam sind seine Worte gewählt, wie schonend der Ton seiner Vorwürfe, wie ausgesucht zart sein ganzes Benehmen, selbst in die-

sem wehmütig bitterm Ausguß seines so lange zurükgehaltnen Grams! Und, als die feyerliche Art, mit der Amalia das Duell zwischen dem Grafen und dem Baron Birk verbietet, seinen Verdacht von neuem aufwekt, ihm Besorgnis für Klingbergs Leben zu seyn scheint: wie weit ist er davon entfernt, diesen neuen Verdacht mit der Bitterkeit zu äussern, mit der er sich seiner bemächtigt! Er sieht nur starr vor sich hin, macht ihr auch nicht den kleinsten Vorwurf, und überläßt sich blos dem Gefühl seiner, wie er glaubt, unheilbaren Herzenswunde. Das Ohngefähr bringt zulezt den stillen, bescheidnen Dulder mit seiner liebenswürdigen Gattin näher zusammen, ihre Herzen verständigen sich; die Wahrheit und Unbefangenheit in Amaliens Blik, Ton und Handlungsart, siegt über seine Zweifel, überwältigt seine falsche Delikatesse; er sinkt zu ihren Füssen, und giebt Liebe um Liebe. Aber auch in diesem dankenden Hingeben, in dieser freudigen Wiedergewinnung seines ehmaligen Glüks, hat sein Dank und seine Freude noch ganz den Ausdruk der Feinheit, Bescheidenheit und Delikatesse, die ihn als Weltmann auszeichnet, und seine Art von der Art aller anderen Weltleute unterscheidet. Ma-

Madam Schröder, als Majorin, entwikkelt in ihrem Karakter alle die Züge von edlem Anstande, fröhlicher Unbefangenheit, Geistvollem Geberd'ausdruk und Zwanglosigkeit in Sprache und Betragen, die einer Dame erb- und eigenthümlich zugehören, die so lange, wie Amalia, mit und in der grossen Welt gelebt hat. Sie ist frei ohne Schlüpfrigkeit, lebhaft ohne Ausschweifung, gesellig ohne Familiarität; wizzig ohne Sünde gegen dar Dekorum, fein in ihren Empfindungen ohne Ziererey, voll Würde gegen Gekke und Wüstlinge, ohne Gespreiztheit; tolerant gegen Schwächen, ohne Parade, und tugendhaft ohne Flitterprunk. Man sieht es ihr an, daß sie mehr Städte kennt, als ihre Vaterstadt, daß sie sich nicht blos in diesem oder jenem engen Zirkel bildete; daß sie mit Menschen von allerlei Ständen umging; daß sie weises Kopfnikken, süßlich verzerrtes Lächeln, abgezirkelte Armbewegungen, und steife Knieverbeugungen nicht für Erziehung und Weltmanieren, Ehrbarkeitspedanterei, einen klein zusammengezogenen Mund, und ein affektirtes Augenniederschlagen bei jedem etwas freien Scherz, nicht für Sittsamkeit und Tugend hält. Diese kleinstädtische

tischbürgerliche Nachäffung der grossen Welt ist in der wahren feinen Welt nicht zu Hause. Amalia, sich ihrer Unverdorbenheit bewußt, weiß, daß wahre Tugend, und ächter Adel des Herzens keine Männerchen machen; weiß, daß Liebenswürdigkeit des Karakters sich nie zur Schau trägt; daß froher Sinn nicht ängstlich Worte wägt; daß dem Reinen alles rein ist; daß man in und mit der Welt leben kann, ohne geradezu an ihren Thorheiten Theil zu nehmen, oder ihre Lächerlichkeiten sich selbst eigen zu machen. Und so geht sie ihren Weg frei und heiter, offen und Prunklos fort, Arm in Arm mit der Sittlichkeit und dem Anständigen, ohne ihrer Moralität einen tragischen Talar umzuhängen, und ihrer weiblichen Sittsamkeit Thürme und Fahnen aufzustekken, damit sie jeder sehe. Ihr delikater Gemal kränkt sie durch Mistrauen, Zurükhaltung und respectueuse Höflichkeit. Sie sezt seinem Mistrauen eine freie, offene Stirn, seiner Zurükhaltung edlen Stolz, seiner respektueusen Höflichkeit lachenden Spott entgegen. Da dies den Kranken nicht heilt, behandelt sie ihn milder, schonender; giebt seinen Grillen nach, wird freundlicher, spricht zu seinem Herzen,

zen, fodert ihn zur Anbringung seiner Beschwerden auf. Dann rechtfertigt sie sich mit Würde, ohne durch Posaunenschall — der, im Vorbeigehn gesagt, weibliche Unschuld immer sehr verdächtig macht — ihre Schuldlosigkeit zu verkündigen; bietet ihm bestimmt, und ohne Rükhalt, über alles, was er gegen sie haben mag, eine völlig gnügende Aufklärung an, sobald er sie fodert. Alles dies thut sie mit dem edelsten Tone des Freimuts, des Sichselbstbewußtseyns, der Toleranz und Liebe, eben so treffend, als fein, eben so rührend als anständig, und eben so bescheiden, als hochherzig. Ihre Augen bestätigen ihre Worte, und ihre Worte versiegeln das Geständnis ihrer Augen. Selbst die Beschämung des Zurükkehrenden führt sie mit der äussersten Delikatesse herbei; selbst ihr Sieg über sein Mistrauen, seine Zurükhaltung und respektueuse Höflichkeit, verräth noch die Feinheit ihrer Erziehung, die ungemeine Kultur, die ihr Weltkenntnis und der Umgang mit den gebildetesten Menschen aus den civilisirtesten Ständen gegeben haben.

Immer bleibt sie dem Menschenzirkel getreu, in den sie der Dichter hingestellt hat. Durch-

aus ist sie die Frau aus der grossen Welt, die Arm, Hand und Fuß, alle Glieder ihres Körpers, gebraucht, wozu sie Gott gegeben hat; nicht nach theatralischem Zuschnitt und Tänzerregeln. Ihre Geberde ist nie trivial, aber auch nie prezieuß; ihre Dikzion nie pomphaft, aber auch nie gemein. Mit jedem spricht sie in dem Ton, der ihm zukömmt. Uiber den Grafen Klingsberg behauptet sie eine gewisse Superieurität, die seine Weltdreustigkeit in ihre Schranken zurükweißt; einen Geist feiner Persifilage, der, weil er mit attischer Anmut von ihren Lippen lächelt, sticht, ohne tief zu verwunden; einen höflich gebietenden Ernst, der seiner Libertinage Zaum und Gebiß anlegt, ihm Ehrfurcht und Gehorsam gebietet; denn wahre Seelenwürde spricht die Befehle aus, und Achtung für seine wirklich guten Eigenschaften, und eine sich nicht verleugnen könnende Gutmütig- und Herzlichkeit ist darin sichtbar. Eben so karakteristisch ist ihr Ton und Betragen gegen Karoline Selting, Komtesse Wildheim, und Frau von Holm. Mit der ersten spricht sie vertraut und schwesterlich, mit der andern, spöttelnd und schraubend, und mit der lezten, in dem trokkenen

Akzente

Akzente der Wahrheit, nachdrüklich und Kraftvoll; aber immer im Geist und Sinne ihres Standes und ihrer Erziehung, ihres von dem Dichter vorgezeichneten Karakters.

Graf Klingsberg, wie ihn Herr Schröder, als Dichter und Schauspieler, giebt, steht unter den Weltleuten dieses Stüks oben an. So gewandt, geschmeidig und abgeschliffen, so sich jedes Menschen, der ihm aufstößt, durch Auffindung seiner schwachen Seite sicher und unfehlbar bemächtigend; so schnell beobachtend, und das Beobachtete anwendend; so besonnen sich aus jeder begangnen Unbesonnenheit herauswikkelnd; so leicht sich in jede Gattung der Konversazion schmiegend; so gleichmütig Spott und Nekkerei hinnehmend, und sie auf der Stelle erwiedernd; so kaltblütig höflich Beleidigungen ahndend; so allen alles, mit einem Worte, so in jeder Situazion des Lebens zu Hause, wie Klingsberg, ist der Menschen keiner, die der Dichter um ihn her gruppirt hat. Nie von Schwärmerei und Empfindsamkeit verschroben, hat er die Dinge in der Welt gesehn, wie sie sind; sich des guten Tages, der ihm im Leben ward, gefreut, und auch mit dem Bösen vorlieb genommen; seine

Phan-

Phantasie so viel, als möglich, in rosenfarb gekleidet, und sein Element Fröhlichkeit und Genuß seyn lassen. Durch diesen Geist der Fröhlichkeit und des Genusses ist ihm die praktische Weltkenntnis geworden, durch die er jezt so gewandt und geschmeidig, so abgeschliffen und besonnen, so schnell in Beobachtung und so fein in der Anwendung des Beobachteten, so sich immer gleich, immer unterhaltend, immer aufgelegt, und überall einheimisch ist. Freilich hat diese praktische Weltkenntnis in ihm nicht immer Maaß und Ziel gehalten; freilich seine Moralität in gewissen Punkten etwas leicht, üppig und schlüpferich gebildet, und seinen Genuß nicht immer auf den geraden Weg des Rechts und der Billigkeit geleitet. Aber, da wahre Fröhlichkeit nie ohne Güte des Herzens bestehen kann, und Empfänglichkeit für Freude, auch zugleich immer Empfänglichkeit für alles Wahre, Schöne und Gute ist: so schimmert durch allen seinen Leichtsinn, durch alle seine Schlüpfrig- und Üppigkeit doch mancher hervorstechende Zug von wahrem moralischen Wert, Mut, Festigkeit und unerschütterlicher Ehrliebe durch, und giebt selbst seiner Libertinage einen Anstrich von unwiderstehlicher Lie-

bens-

benswürdigkeit. Diese Liebenswürdigkeit entsteht aus dem Dekorum, mit dem er seine Libertinage zu enveloppiren gelernt hat, aus der Feinheit, mit der er seine Freidenkerei äussert, aus dem Kolorit von Wohlanständigkeit, das er seinen leichten Grundsäzzen zu geben weiß. Seine Laszivität ist keine Studentenfidelität, und seine Weltdreustigkeit keine Windbeutelunverschämtheit. Er ist immer der Mann von Erziehung, von feiner Bildung in Sprach' und Betragen. So rasch und frei er in gewissen Angelegenheiten zu Werke geht, so wenig er Umstände macht, wo er Umstände zu machen, unnötig glaubt: so zweifelnd, schonend, und bescheiden verfährt er doch auch hier, so sehr ist er doch auch hier noch immer der erzogene Kavalier, der abgeschlifne Weltmann; verläßt nie die Bahn des Anständigen und Schiklichen.

So erscheint er in der Zeichnung des Dichters, und so in der Darstellung des Schauspieler Schröders. So kündigt er sich an, so bleibt er bis zum Ende des Stüks. Leicht und Zwanglos, dreist und feinhönend spricht er über seine eigenen und anderer Thorheiten, nimmt Sport ein, und theilt ihn aus. Mit fröhlicher Unbe-

sonnenheit erzählt er seine Abreise aus Spaa, und äussert doch zugleich die feinsten Gefühle der Achtung und Zärtlichkeit für seine, wie er glaubt, verstorbne Gemahlin. Mit unnachahmlicher Gewandheit, Jovialität, Gegenwart des Geistes und Lebensart, nekt und züchtigt er die in seinen Rang und sein Vermögen vergaften Thörinnen, Karoline Selting, und Komteß Wildheim. Mit thätigem Eifer, mit warmer Herzlichkeit sucht er den delikaten Hauptmann von seinen Zweifeln und Grillen zu heilen, mit Nachdruk, und doch mit Schonung, das Misverständnis zwischen Mann und Frau zu heben, sie zu vereinigen und zu versöhnen, selbst da seine Eitelkeit durch die Wahrscheinlichkeit einer Eroberung der Majorin, in's Spiel kömmt. Mit unerschöpflicher, leicht dahinströmender Laune, die doch den Spaaß nicht zu weit treibt, rächt er die Tugend seiner Gemahlin an den Lästerungen der neidischen, Schmäh- und Spielsüchtigen Dame Holm. Mit der durchdachtesten Delikatesse gegen seine Henriette handelt er in der Szene mit Birk, in Betref des Rings; läßt höfisch persifilirend seinen Empfindungen über diesen verdächtigen Handel freies Spiel, und

kalt

kalt und verbindlich, männlich und fest sezt er sich in dem darauf folgenden Duell seiner Prellerei entgegen; aber auch die großmüthigste Toleranz bezeichnet sein Betragen, sobald der beschämte Abentheurer sich ihm frei, und, ohne Rükhalt, entdekt. Am hervorragendsten aber entfaltet er sich, als in der Schule der Welt gebildeten Virtuosen, während seines Abentheuers mit der Unbekannten. So viel Schritte auch diese vermeinte Unbekannte ihm engegen thut, so sehr auch durch das Interesse, das sie an allem, was ihm begegnet, nimmt, seine Eitelkeit geschmeichelt, seine Eroberungsgier gekirrt wird: so äusserst bescheiden, zurükhaltend und delikat nimmt er sich doch dabei. Selbst bei seiner abentheuerlichen Zusammenkunft mit ihr, wo Ungeduld und Erwartung ihn auf's äusserste treiben, und seinen lebhaften Geist kaum mehr halten können, beharrt er auf seinem einmal gegebnen Ehrenwort, weicht nie von den Gesezzen, die seine Erziehung, Welt und Lebensart vorschreiben. Und, als er nun in der Unbekannten seine totgeglaubte Henriette wiederfindet, wie angenehm ist sein Erstaunen, wie liebenswürdig ist auch da die trauliche Zudringlich-

lichkeit, mit der er sie in seine Arme schließt, mit der er seines Leichtsinns gegen sie vergißt, und blos die Gegenwart denkt! Wie anziehend seine weiter ausschweifende Jovialität, seine ungezwungne Fröhlichkeit, mit der er sich ihres Lebens freut, und von nun an nur ihr, und ihrer Liebe seine noch übrige Existenz zu widmen, sich entschließt. Stets ist er auf seiner Stelle, immer der Mann, der durch lange Uibung gelernt hat, aus jeder Blume Honig zu saugen, die sich ihm darbietet; jeden Lebensgenuß mitzunehmen, ohne Skrupel und Grübeln; dessen Herz, so oft es sich auch verirrte, durch den Geist wahrer Fröhlichkeit geleitet, sich von eigentlicher Unmoralität doch immer rein erhielt.

Die übrigen Karaktere auf einandermahl.

XXXVI.

Vom dritten bis zum siebzehnten Februar: die Strelizen, Kurd von Spartau, der Kaufmann von Lyon, Betrug durch Aberglauben, und die Indianer in England. Am siebzehnten, der Faschingsstreich, Lustspiel in fünf Aufzügen, nach Montfleury, von Gotter; dazu die gute Mutter. Am zwanzigten, zweiundzwanzigten und dreiundzwanzigten, Verirrung ohne Laster, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Bek.

Der Faschingsstreich ist eine sehr glükliche Verteutschung von Montfleury's Fille capitaine, ein wahres Fastnachtsstük, aber auch zugleich eine der unterhaltendsten Possen des französischen Theaters. Es hat eine Reihe äusserst komischer Situazionen, Schwarz, seine Frau, und die Schäkerin, Charlotte, sind ungemein launigt gezeichnete Karaktere, und der Dialog enthält eine Menge närrischer und wizziger Einfälle, die dem Zuschauer reichlichen Stof zum Lachen bieten. Charlottens Verkleidung als Capitain,

erhöht die Lächerlichkeit der Situazionen zwischen Schwarz und seiner Frau ungemein, und bringt den Grad von Lebhaftigkeit in das Stük, der unentbehrlich ist, wenn wir über bloße Possen lachen sollen.

Deswegen müssen Schauspiele dieser Art auch mit der möglichsten Raschheit, mit dem genauesten Ensemble, mit aller nur erdenklichen Jovialität gespielt werden. Wehe dem armen Dichter, wenn solche Karaktere lahm, gedehnt, und hölzern gegeben werden; wenn dem Schauspieler die Reden nicht aus dem Munde wollen; wenn die Sprache schleppt; wenn nicht ein Wort das andere drängt, ein toller Einfall den andern jagt; wenn dem Zuschauer Zeit gelassen wird, über das Wizzige oder Unwizzige dieser Einfälle viel nachzudenken. Wehe dem Dichter, wenn durch diese Lauheit in Spiel und Sprache ein Fieberfrost über die Zuschauer kömmt, der sie auch nicht die kleinste Spur von dem muntern Geiste des Stüks bemerken läßt. Aber auch eben so wehe dem Dichter, wenn die Schauspieler diese Possen noch possenhafter machen wollen, als sie schon sind; wenn sie sie übertreiben, wenn man ihnen die Mühe, lachen machen zu wollen, in jedem Gesichter:

sichterschneiden, in jedem Arm- und Beinaufheben ansieht, in jedem verhunzten Naturton ihrer Stimme anhört. Darin besteht das wahre Komische wahrlich nicht. Es besteht in dem richtigen Gefühle des wirklich Lächerlichen, und in der glüklichen, menschlichen Anwendung dieses Gefühls; in der Lebhaftigkeit der Darstellung, die aber Maaß und Ziel hält, und nie über die Gränzen des Wahrscheinlichen schreitet. Alle Uibertreibung bleibt ohne Wirkung, im Komischen, wie im Tragischen; und aller Spaaß, dem man's anmerkt, daß er Spaaß seyn soll, macht Langeweile, statt zum Lachen zu reizen. Am wenigsten darf ein eigentlich närrischer Karakter närrischer gemacht werden, als er schon an und für sich ist. Ein Narr ist dadurch lächerlich genug, daß er ein Narr ist. Der Schauspieler hat also nichts zu thun, als dieses Närrische, dem darzustellenden Karakter gemäß, auszudrükken; und gar nicht nötig, zu diesem Närrischen noch seine eigene Narrheit hinzuzuthun, um Lachen zu erregen. Kein Narr ist lächerlich, weil er lächerlich zu seyn, Lust und Vorsaz hat; er ist es, ohne daß er's weiß, und wider seinen Willen. Wenigsten hab' ich nie einen Narren gekannt,

der ein Narr hätte seyn wollen; der sich selbst dafür gehalten, und doch ein Narr zu seyn, fortgefahren wäre. Vielmehr dünkt sich ein jeder Narr einen recht gescheiten Mann, und eben darin besteht seine Narrheit.

Um sich von der Wahrheit dieser Bemerkungen zu überzeugen, darf man den Faschingsstreich nur hier, und dann auf einem Theater sehen, wo blosse Spaaßmacher die komischen Rollen darin haranguiren; wo Wiz und Einfall entweder, blos dem Soufleur nachgekäut, alle Augenblik zwischen den Brettern, oder, dem Zuschauer Silbenweis zugezählt, und zugeschnarrt, zwischen den Zähnen des Akteurs stekken bleiben. Und, wer dort nicht gähnt, wo er hier lacht, nicht einschläft, wo er sich hier divertirt, nicht schon im zweiten Akt auf und davon geht, wo er sich hier bis zum Ende angenehm unterhält: der ist entweder Virtuos in der eisernen Geduld, sechs Stunden hintereinander die Fischangel in der Alster zu halten, und nichts zu fangen; oder er besizt das grosse Talent, eine Parthie auf's Land zu machen, und da, am Spieltisch, vom Morgen bis zum Abend, kein anderes Wort aus seinem Munde gehn zu lassen, als:

ich passe, Gasko, Tourné und Matador. Ein Talent, um das ich ihn, so bewunderungswürdig es auch ist, ganz und gar nicht beneide.

Herr Schröder, als Schwarz, und Madam Schröder, als Charlotte, scheinen übrigens nicht auf so tolerante Zuschauer zu rechnen, und das lohn' ihnen der gute Geschmak! Der erste ist ganz von der Jovialität seines Dichters beseelt, und entwikkelt seinen Karakter mit aller der Drolligkeit und Laune, die ihm so eigen sind, und sein komisches Spiel so mannichfaltig machen, daß er in jeder Personage des Lustspiels, selbst, wenn sie uns noch so verwandt mit andern dünkt, immer ein neuer Mensch scheint. Die lezte giebt ihre Charlotte mit aller der Munterkeit, allem dem fröhlichen Mutwillen, den der Dichter hineingelegt hat; und besonders ihren verkleideten Hauptmann mit aller der Leichtigkeit und Ungezwungenheit, die Rollen dieser Art erfodern; mit alle dem militärischen Ungestüm, der hier den Narren, Schwarz, in Schrekken sezzen soll, ohne jedoch die Delikatesse zu beleidigen, die ihr Geschlecht, selbst noch in diesen Travestieen, bezeichnen muß, wenn es uns liebenswürdig bleiben will.

Ganz darf diese Rolle in den Händen der Schauspielerin nie werden, was sie, buchstäblich genommen, wohl seyn sollte. Die Künstlerin darf nie völlig so rauh, ungestüm, polternd und barsch seyn, als ein wirklicher Hauptmann, ein Mann mit Uniform und Portepee seyn würde. Ihre Stimme darf nie die ganze Härte, den ganzen donnernden Kommandirton haben, der in einer wirklichen Hauptmannskehle zu Hause ist. Ihre zarte Weiberhand darf nie mit dem Degen ganz so frei umspringen, nie ganz so gewandt und geläufig damit herumfuchteln, als ob sie fechten gelernt hätte; nie den Fuß so derb und erschütternd auf die Erde stampfen, als hätte sie, das Espanton in der Hand, je eine Kompagnie Soldaten in Zucht und Ordnung gehalten. Immer muß ihre Weiblichkeit durch alle ihre angenommene Rauheit hervorschimmern, immer ihre bescheidnere, sittsamere Natur verrathen, daß es ein Frauenzimmer ist, das diesen Karakter übernommen hat.

Uiberhaupt ist das Fach der verkleideten Mannsrollen das delikateste, was eine Schauspielerin übernehmen kann. Achtung für ihr Geschlecht ist hier das erste Erfodernis. Diese

Ach-

Achtung wird sie bewahren, daß sie nie gegen die Anständigkeit sündigt, die keinem Geschlechte so unentbehrlich ist, als dem ihrigen; und um so mehr, da die Linien dieses Schiklichen und Anständigen in dem Betragen und Aeusserungen eines Frauenzimmers so äusserst zart und fein sind. Die Dreistigkeit, die dem Manne so wohl steht, kann bei ihm so leicht beleidigend und empörend werden. Der dralle, rasche Gang, der kekke, kühne Blik, der vollere, tiefere Ton der Stimme, das nervigte Armaufheben, das lebhaftere, ausmahlendere Händespiel, wodurch der Mann so anziehend karakterisirt wird: wird uns in der Nachahmung von einem Weibe, wenn sie gar zu treu ist, zurükstossen. Bei ihm werden wir den grossen männlichen Schritt Schaamlos, den kühnen, kekken Blik unsittlich, den vollern, tiefern Ton ekelhaft, das nervigte Armschwingen, und das lebhaftere, ausmahlendere Händespiel widerwärtig finden. Noch mehr wird das von Karakteren gelten, wie Philint im Triumph der guten Frauen, *) und Amalia im Lustspiel dieses Nahmens, **) die

*) von Schlegel.

**) von Weisse.

eine Art verkleideter Stuzzerrollen sind, und also auch mit der ihnen zukommenden Frivolität dargestellt werden müssen. Hier wird die Schauspielerin ihr Geschlecht noch weniger vergessen dürfen, wenn sie nicht unsre Augen von ihrem Spiel abwenden machen will. Ist vollends hier ihr Spiel zu treu; hat vollends hier ihre Phisiognomie ganz das naseweise, übermütige, frei herumschweifende, das Stuzzerfrivolität versinnlicht; haben vollends hier ihr Ton und Betragen alle das zudringliche, üppige und verwegne solcher Glüksritter: so verscheucht sie gewis jeden Zuschauer, der nur irgend ein Gefühl für Sittlichkeit hat, ja selbst die, denen dieser Mangel an Sittlichkeit sonst eben kein Dorn im Auge ist.

Wenn also Rollen dieser Art uns auf dem Theater Vergnügen machen sollen, so müssen sie schlechterdings mit der Bescheidenheit, Zurükhaltung und Delikatesse ausgeführt werden, mit der sie bei Madam Schröder erscheinen; die, ohne dadurch im geringsten der Lebhaftigkeit ihrer Darstellung zu schaden, sich beständig in den Gränzen des Dekorums erhält; und, indem sie uns für ihr Spiel unsern Beifall entlokt, zugleich

gleich auch unsre Achtung für ihren Karakter miterobert.

Das Schauspiel, **Verirrung ohne Laster**, verräth durchaus einen Mann von gebildetem Kopf und Herzen, der, kein müssiger Zuschauer in der Welt, auf die Dinge, die um ihn vorgehn, genau aufmerkt, fein beobachtet, darüber denkt, und das Gedachte und Beobachtete, zur Lehr' und Warnung seiner Mitbürger, glüklich anzuwenden weiß. Man findet darin vortrefliche Szenen, Karaktere, die nicht nach Bücheridealen geformt, sondern geradezu aus dem Kreise unsrer Erfahrung aufgenommen sind; Szenen, die durch Wahrheit, nicht durch Gaukelei und Firlefanz, auf unsre Mitempfindung wirken; kurz, die unverkennbarsten Talente für die dramatische Dichtkunst, die durch eine längere Uibung, und eine innigere Bekanntschaft mit dem, was theatralisch wirkt, noch sehr brillant ausgebildet werden können.

Der Mangel an genugsamer Kenntnis dessen, was von der Bühne herab ganz allein Sensazion macht, ist es hauptsächlich, wodurch Herr Bek der vollen Wirkung seiner dramatischen Nachahmun-

gen noch schadet. Er scheint sich noch nicht überzeugt zu haben, daß die Handlung im Drama so rasch, als möglich, fortschreiten, nicht vom Dialog aufgehalten werden muß; daß die Karaktere sich mehr thätig, als sprechend, entwikkeln müssen. Wenn gleich dramatische Handlung — wie uns unsere Genie- und Kraftdichter weiß machen wollen — nicht in angehäuften Vorfällen, übereinanderpolternden Theaterkoups, in Sturm und Drang, Geräusch und Gewühl besteht; wenn gleich auch der Dialog die Karaktere mit entfalten und veranschaulichen helfen muß: so darf eigentliche Thätigkeit doch nie dem Drama fehlen; so darf der Dialog doch nie bloßes Auskramen von Meinungen, Einfällen und Grundsäzzen, nie bloßes Disputiren über das Pro und Contra dieser oder jener Sache seyn; so darf im Drama doch nichts gesagt werden, was nicht geradezu zur Aufklärung und nähern Bestimmung der vorgestellten Handlung dient; was nicht die genauste Beziehung auf die gegenwärtige Lage der Sachen hat; so muß der Dialog doch schlechterdings das Resultat der geschäftigen, interessirten, kämpfenden, lebendig wirkenden Seele seyn; so muß doch in ihm ganz unverkennbar die

vorgeführte Person, und nicht der Dichter, seine Gedanken ausströmen; so muß doch nichts aus dem Munde des Redenden gehn, was nicht unmittelbar seinen Karakter rundet; so muß doch alles vermieden werden, was die Aufmerksamkeit von dem Hauptinteresse ableiten, oder den Zuschauer wohl gar irre führen kann.

"Drama, wie ich schon an einem andern Ort gezeigt habe, *) ist handelnde Entwiklung der Leidenschaften und Gesinnungen irgend einer Person, Darstellung ihres Karakters mit denen, ihr ganz allein zukommenden Zügen, und Aeusserungen derselben, in der sie ganz eigends bezeichnenden Sprache. Es ist eine kleine thätige Welt, in der Personen der Geschichte oder der Erdichtung, ihrem bekannten oder angegebnen Karakter gemäß, sich in allen den mannigfaltigen Krümmungen ihres Herzens vor uns enthüllen, sich uns ganz, wie sie sind, zeigen; sich äussern, wie nur sie sich ganz allein, und nur gerade jezt, da sie vor uns auftreten, äussern können; in der nicht der Dichter sie uns karakterisirt, sondern sie sich selbst vor uns entfalten; so,

*) Ausstellungen, S. 261.

so, daß wir, wie in ihre Familie verzaubert, als unsichtbare Augen- und Ohrenzeugen, sie ganz, ohne Rükhalt, ganz unverhohlen, nach ihrer Lage und ihrem Karakter handeln und empfinden sehen, wie sie, nach dieser Lage und diesem Karakter, in der wirklichen Welt empfinden würden. Daher reden sie auch nur dieser Lage, diesen Empfindungen gemäß; immer nur, wie es ihnen um's Herz ist, wie sie sich, jezt zu reden, gedrängt fühlen; nicht mehr und nicht weniger, als sie jezt reden können. Sie wollen sich nicht hören lassen, wollen nicht fremden Zeugen durch ihre Meinungen gefallen. Sie sind unter sich, sind zu beschäftigt, zu voll von dem, was sie jezt betrift, als viel Worte machen, sich umständlicher über ihre Lage erklären zu können, als sie Zeit dazu haben. Nur ihre Angelegenheiten fesseln ihre Aufmerksamkeit, darauf beziehn sich ihre Handlungen, Empfindungen und Reden. Was hiemit nicht in Verbindung steht, lassen sie dahinten; und eben diese ausserordentliche Wirksamkeit ist ein Beweis, daß sie wahrhaft beschäftigt und interessirt sind; daß sie es nicht blos so sagen. Deswegen hört auch das Drama auf, für den getäuschten Zuschauer Erdichtung zu seyn, es wird

Wirklichkeit. Denn er fühlt, greift es gleichsam mit Händen, daß die Personen, die er sieht, das sind, wofür sie sich ausgeben; von dem Interesse ergriffen werden, das sie zu haben, uns versichern. Schwazzen sie aber, wo sie handeln sollten; reden sie von Dingen, die gar nicht in den Kram gehören; sentimentalisiren sie, wo Situazion und Umstände sie durchaus zum Thun beschäftigen sollten: so geht unsre Täuschung für sie zu Grabe, so sehen wir blos Dichtung, keine Wahrheit mehr; so erinnern wir uns, daß wir in der Komödie sind, werden kühl, und finden die Schwäzzer, statt interessant, lästig.„

Ob nun gleich Herr Bek seinen Dialog nicht bis zur Lästigkeit ausgesponnen hat, so ist doch des Redens, Disputirens und seine Meinung Auskramens allzuviel in seinem Schauspiel; so wird doch manches gesagt, das — so gut gesagt, so nüzlich es, an und für sich, seyn kann — doch zur eigentlichen Entwiklung der Karaktere, zum weitern Fortschritt der Handlung nicht das mindeste beiträgt. So ist, zum Beispiel, die Hälfte des Dialogs, mit dem das Stük beginnt, völlig entbehrlich, da es weder die zu erwartende Handlung vorbereitet, noch irgend einen der Karaktere

ankündigt, oder dem Zuschauer näher bekannt macht, die an der Handlung Theil nehmen sollen. Da wird bald von diesem, bald von jenem gesprochen, als von dem Umgang mit Menschen, von der Notwendigkeit, sich Freunde zu erwerben, vom Hofmachen, von Obrigkeitlichen Einrichtungen, vom Empörungs- und Freiheitsdrang, und über alles sehr viel Schönes und Anwendbares. Aber, was soll es hier, wo es mit dem, was geschehen soll, sehr wenig oder gar nicht in Verbindung steht? wo es eben deswegen Saamen, auf ein dürres Feld hingestreut, wird, der nicht aufgeht? Wäre hingegen das hier gesagte das Resultat einer eben erst vorgegangnen Handlung, Anwendung eines eben sich eräugneten Faktums: welch eine ganz andre Gestalt gewönn' es, dann wäre es handelnder, dramatischer Dialog; er veranschaulichte dies Faktum lebhafter unserm Verstande, führte es ihm, zur Anwendung auf's gemeine Leben, einleuchtender vor. Wie heilsam und unterrichtend für die jezt überall grassirende Freiheitsepidemie würd' es, unter andern, nicht seyn, wenn folgende schöne Stelle unmittelbar auf eine Szene dieses falschen Freiheitsdrangs gesagt würde? "Freiheit! Freiheit!

"ein

"ein schönes, hochtönendes Wort. Aber, wie "viele begreifen den eigentlichen Sinn davon? "Für den Haufen ist ein solches Signal schädlich, "wie Messer in den Händen von Kindern? Das "Band der Pflichten, unter dem Schirm und "Schuz der Gesezze, ist ein süsses, leichtes Band! "Da ist man ruhig, glüklich, und -- frei! Oder "würde man glüklicher seyn, wenn nichts, gar "nichts mehr bände? wenn jeder Stärkere den "Schwächern unterdrükken und mishandeln dürf"te?„ Es ist leider! der Ton unsers Zeitalters, mit jedem großsinnigen, vielbedeutenden Worte Spielwerk zu treiben, dies Wort beständig im Munde zu führen, darüber zu proseln und zu verseln, ohne es zu verstehen, ohne für die Sache wahren Sinn zu haben. Sonst waren es die Worte Toleranz und Aufklärung, die, ohne verstanden zu werden, von allen Lippen herabposaunt wurden, jezt ist es das Wort Freiheit, das jeder am Geist und Herzen gleich verschobene Enthusiast zu seinem Feldgeschrei macht: indes er von dem tiefen Sinne desselben eben so weit entfernt ist, als der Morgen vom Abend; so wie der Nahme Homer von dem größten Theil unsrer schönen Geister siegprangend ausgesprochen wird,

ob ihn gleich nicht einer je in seiner Mutter-sprache gelesen hat. Wäre das nicht, würde man wohl sonst jede unsinnige Meuterei eines tollen, durch Aberglauben und Pfaffenkabale empörten Pöbels, jede Vernunftlose Empörung gegen Gesezze, bürgerliche Ruhe und Sicherheit, jede von Bier- und Brantweindunst ausgebrütete Umstürzung menschlicher Ordnung, jede Schrankenlose Aufkündigung des Gehorsams gegen obrigkeitliche Einrichtungen, jede hottentottische Mordbrenner- und Sengerei, jede Untergrabung der bürgerlichen Geschäftig- und Thätigkeit, und die daraus folgende Beeinträchtigung des Meins und Deins in der Gesellschaft, mit dem ehrwürdigen Nahmen, Freiheit, belegen, als Freiheit ausjubeln und verkündigen? Wenn Freiheit nicht unter dem Schatten der Gesezze ruht, wenn sie nicht, wie des Niedrigsten, so auch des Höchsten im Staat, Leben, Haab und Gut sichert; wenn sie nicht Schirm und Schuz gegen Räuber und Mordgesindel, gegen trunknen und ausschweifenden Volkshefen bietet; wenn der unruhige, Zügellos herumtobende, meuternde Schwindelkopf eben so frei und frank herum wandeln darf, als der ruhige Bürger, wenn sogar dieser ruhige

Wanderer, weil er die Tollheits- und Meuterrolle nicht mitrasen will, insultirt, gewaltthätig behandelt werden darf; wenn endlich durch diese fanatische Rotte die Züchtigung eines solchen Verbrechens, unter dem Vorwande, die Rechte der Menschheit zu schüzzen, gehindert werden darf: o so laßt das Gebet, um die Abwendung einer solchen Freiheit, ja unsre tägliche Morgen- und Abendbitte seyn! Und ist das nicht die Geschichte von so mancher Revoluzion, durch die man jezt den Nahmen, Freiheit, schändet? Sehr belehrend würde also ein Schauspiel seyn, das diese Freiheitsgreuel in allen ihren traurigen und schrecklichen Folgen enthüllte, die wahre, Bürgerglük und Bürgersicherheit befördernde Freiheit, die, wie ein grosser Dichter sagt:

Licht dem Verstand', und hoher Flug zum Denken,
Dem Herzen groß Gefühl

ist, von dieser Aftergeburt der Hölle, weis' und einleuchtend unterschiede, und den Spaß züchtigte, den Kraftgenies und Kinder mit dieser ehrwürdigen Tochter des Himmels treiben.

Heil jedem Volke, das eines solchen Schauspiels zu seiner Belehrung und Warnung entbeh-

ren kann, das unter dem Schuzze weiser Gesezze, und die Rechte der Menschheit vernünftig ehrender Einrichtungen wahrhaft frei ist, so frei nehmlich, als es, zur Erhaltung der allgemeinen Freiheit, seyn kann. Denn, wie Herr Bek seinen Wiendal sehr wahr und richtig sagen läßt, völlige Freiheit jedes einzelen ist Unding. Heil also auch Hamburg, dem dieses glükliche Loos ward! Durch keine Gewaltthätigkeit beschränkt, lebt der Schwächre ungedrükt von dem Stärkern, sich, seinen Grundsäzzen, und Neigungen; und der gute, fleissige Bürger genießt ungestört die Früchte seiner Arbeitsamkeit.

Herr Bek scheint übrigens bei der Verfertigung seines Schauspiels anfangs wirklich die Absicht gehabt zu haben, gegen die zur Mode gewordne Afterfreiheit durch etwas mehr, als durch Deklamazionen, zu Felde zu ziehn; indem er den Helden seines Drama's, als einen jungen, feurigen Wildfang, zur Theilnahme an einer solchen falschen Empörung, von der ihn das Ohngefähr zum Zuschauer macht, verirren ließ. Er hat aber diesen Plan nachher mit Recht aufgegeben, da, wie sein Schauspiel einmahl angelegt

legt ist, diese Verirrung nur immer Episode, nie Hauptzwek seiner Darstellung geworden wäre. Aber eben deswegen ist nun auch das ganze, sonst sehr richtige und gründliche Raisonnement über falsche und wahre Freiheit, in diesem Schauspiel, am unrechten Orte; so wie die feine und Sinnreiche Fabel, die der Pflegevater seines Helden erzählt. Sie geht nun ganz verlohren, was wirklich Schade ist. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, sie hier abzuschreiben. Vielleicht ist die Moral, die sie enthält, für manchen unsrer Freiheitsrenomisten ein Wort zu seiner Zeit.

"Ein sehr begüterter Landmann besaß alles, was ihn unter seines gleichen beneidenswert machen konnte: fette Triften, schöne Herden; zu deren Bewachung er mehrere Hunde hielt. Einige Füchse streuten unter den friedlichen Thieren den Saamen der Uneinigkeit aus. "Laßt euch nicht so viel Wolle nehmen", sagten sie zu den Schafen. "Ihr werdet zu karg gehalten", sagten sie zu den Hunden, "sezt euch in Freiheit!" Die Thiere brachen mit einmal in Zügellose Wildheit aus; jeder that, was ihm gut dünkte. Einige treugebliebnen Hunde waren das erste

Opfer der Wut. Was nicht verzehrt ward, wurde verderbt. Ordnung, Pflege, Saat und Kultur — alles hörte auf. Die Schwächern büßten früh durch grossen Mangel, die Stärkern lebten eine Zeitlang auf jener Kosten. Endlich, nachdem ein grosser Theil durch Wut oder Hunger aufgerieben war, und die ungepflegten Fluren keine Nahrung mehr reichten, erwachten die Thiere aus ihrem schädlichen Taumel. Sie krochen bittend zum Landmann, "sey wieder unser Herr, wie zuvor, wir sind irre geführt, strafe die Frechen, die Bösen! aber verzeih uns! Stelle Ordnung, Frieden und Recht wieder her, damit wir ruhig unsre Nahrung erwerben können!" Es geschah. Aber lange büßten die Thiere für ihre übelverstandne Freiheit. Das schöne Land brauchte Zeit, sich wieder zu erhohlen.„

Doch zurük von diesen Freiheitsschreiern zur weitern Kritik des gegenwärtigen Schauspiels. Den gerügten Fehler des allzuumständlichen im Dialog abgerechnet, verdient Hrn. Beks Sprache alles Lob. Es mangelt ihm nur in wenig Stellen an völliger Gedrängtheit und Rundung, und nur hier und da an dem ganz reinen Ausdruk der Wahrheit und Natur. Feine Sentiments,

ments, ächter Wiz, und sehr richtige Beobachtungen über die Angelegenheiten des Lebens, zeichnen seinen Dialog vortheilhaft aus; und verrathen die Bekanntschaft des Verfassers mit dem feinern Ton der Gesellschaft, der unsern meisten neuern theatralischen Dichtern so fremd, so sehr über den Horizont ihrer Phantasie und Darstellung ist.

Der Stof, und ein Theil der Karaktere verdienen nicht minder Beifall. Eine rührende Familienbegebenheit, Situazionen, die an's Herz gehn, ohne bis zum hohen Tragischen gespannt zu seyn; menschliche Leiden eines zärtlichen Vaters, Verirrungen eines leichtsinnigen, aber doch guten Jünglings; Gefahren, die glüklich vorübergehn, Kummer, der in Freude verwandelt wird, und Sieg der Redlichkeit über Verläumdung und Schurkerei, geben diesem Schauspiel ein Interesse, für das kein Mensch kalt bleiben kann, der nicht etwa, statt Empfindung, blos Appetit, und, wo andere Leute das Herz haben, nur das — Einmaleins hat.

Unter den Karakteren ragen Regierungsrat Wiendal, und sein Pflegesohn, Gustav, am meisten hervor. Wiendal gehört in die Klasse

der Väter, die die Franzosen peres nobles nennen; in anziehende Hausvaterverhältnisse gesezt, in denen er die Pflichten seines Standes mit Wärme und Würde entwikkelt. Gustav ist eine Art Tom Jones, rasch und feurig, leicht und unbesonnen; seine Phantasie ist lebhaft, sein Blut warm, — sein Herz empfänglich für Jovialität, Vergnügen und frohen Genuß; aber auch gut, gerade, von Heuchelei und Tükke gleich fern. Schnell bemerkend, entdekt er Lächerlichkeit, Thorheit und Unschiklichkeit auf der Stelle, und rügt und züchtigt sie eben so schnell mit schneidendem Wizze, doch ohne Bosheit. Mit eben der Fertigkeit rächt er, wenn er über Unrecht und Unterdrükkung aufbraußt, Mishandlung, Verläumdung und Verfolgung der Unschuld nachdrüklich, und eigenhändig, wenn er kann; trägt aber nie nach, spaart nie tükkisch auf.

Beide Karaktere können ihre Wirkung auf die Theilnahme des Zuschauers nicht verfehlen. Sie sind Menschen, uns ähnlich, empfinden, denken und äussern sich, wie Wesen, die zu unserm Geschlecht gehören; und sind, dulden, leiden und wirken in Lagen, wie sie sich auf der Welt wirklich ereignen können, auch wirklich

eräugnet haben, und noch eräugnen. Sie sind also mit uns nahe so verwandt, daß wir selbst Menschen zu seyn, aufgehört haben müßten, wenn wir für sie, und mit ihnen zu empfinden, unfähig wären.

Ist es aber demungeachtet so, so liegt die Ursach zuverlässig an den Schauspielern, die sie darstellen; so ist es ihr Spiel, was den Zuschauer kalt läßt; so ist es ihr Mangel an Eindringung in den Geist des Dichters; so fehlt es ihnen an der Würde und Leichtigkeit, an der Herzlichkeit und Wärme, an dem Ton der Empfindung und Wahrheit, durch die Herr Bek seinen Dichtungen Leben und Wirklichkeit gegeben hat.

Wenn sich Wiendal nicht durch einen natürlich edlen Anstand, durch gebildete Dikzion, durch Manieren des erzogenen Mannes auszeichnet; wenn er seine Empfindungen nicht eben so fein äussert, als sie ihm der Dichter in den Mund gelegt hat; wenn er nicht mit Würde streng, mit sanfter Traulichkeit gütig ist; wenn nicht jeder Ton bei ihm gerade aus dem Herzen kömmt; wenn seine Gefühle sich nicht mit dem reinen Laut der Natur ausdrükken; wenn nicht selbst seine Heftigkeit noch den Ausdruk des leidenden

Vaterherzens hat; wenn nicht die schmeichelndste Uiberredung auf seinen Lippen sizt, seine Freude nicht innig aufwallt, seine Leiden nicht tief aus der Seele quillen; wenn sein Anstand gerekt und steif, seine Dikzion rauh und unedel ist; wenn es ihm ganz an Wärme, an Sanftheit der Stimme fehlt; wenn er ungestüm hin- und herrennt, und alle Umstehenden durch langes Armspiel von sich wegdukt; wenn er theatralich deklamirt, wo er an's Herz reden, heult, wo er weinen, schreit, wo nur gepreßter Schmerz aus seiner Brust seufzen soll; wenn er wild wird, wo gekränkte Vaterliebe ihn blos niederwirft: so ist der Geist des Karakters gänzlich verwischt, so kann er nicht wirken, so muß er den Zuschauer kalt lassen, denn er ist in beständigem Widerspruch mit sich selbst; ist ganz was anders, als er seyn soll; und es geht ihm die Wahrheit ab, die ganz allein auf unsre Mitempfindung Eindruk macht.

Dieselbe Bewandnis hat es mit Gustav. Hat sein Spiel nicht ganz den Geist der Lebhaftigkeit und, Raschheit, der feurigen Aufwallung und des warmen Bluts, der Gerad- und Unbefangenheit, der Empfänglichkeit für Freude und Genuß, der schnellen und der ungeheuchelten

Gut-

Gutherzigkeit, der tiefen Reue über eine begangne Unart, und der eben so leichten Vergeßlichkeit des Begangnen; ist er nicht ganz so fröhlich unbesonnen, ganz so Temperament, und Feuerfangend, ganz so Sohn der Natur, als der Dichter ihn gebildet; ist er kalt und trokken — denn tragische, pomphafte Deklamazion ist nicht Feuer — mangelt es ihm an Geschmeidigkeit in der Haltung seines Körpers, am freien und leichten Gebrauch seiner Glieder; strömt seine Diksion nicht ungekünstelt, gedrängt und natürlich von seinen Lippen: so ist auch er nicht in seiner Rolle zu Hause, und seine Darstellung wirkt nur halb, was sie, nach den Absichten ihres Urhebers, wirken sollte.

Die übrigen Karaktere dieses Schauspiels haben nicht die Vollendung, deren sich die beiden eben erwähnten rühmen können. Das Gegenstük zu Gustav, das Mutterföhnchen, Albert, ist eine Gattung Blifil, und ist es auch nicht. Bald scheint er nur Heuchler, bald ist er's wirklich. Bald läßt es, als würd' er nur zur Verstellung angeführt, bald handelt und äussert er sich so, als sey diese Verstellung Grundzug seines Karakters. Kurz, die eigentliche Natur des

Menschen bleibt zu sehr in Dunklem, man wird nicht recht klug aus ihm, kann ihn nicht lieben und nicht hassen. Es ist eine Personage, die auf keinem Fall die Aufmerksamkeit fesselt, die man kommen und gehen sieht, ohne, daß man sich viel um sie bekümmert. Er nimmt fast gar keinen Antheil an der Handlung, ist nur immer das Instrument, durch das andere wirken; und selbst zum blossen Instrumente, fehlt es ihm gänzlich an Empfänglichkeit. Er ist eine schlecht bezogene Laute, die die Töne, die man darauf anschlägt, nicht einmahl rein und vollständig wiedergiebt.

Dem Karakter der Madam Ellrich kann man seine Wahrheit freilich nicht ableugnen. Solcher Mütter, die ein Kind dem andern mit Affenliebe vorziehn, und blos darum, weil es besser zu heucheln, zu schmeicheln, und die Wange zu streicheln weiß; die nicht allein dies eine Kind mehr lieben, sondern auch das andere hassen, verfolgen: solcher Mütter giebt es, zur Schande der Menschheit, allerdings noch genug. Aber widerwärtig bleibt so ein unnatürlicher Karakter doch immer, und interessiren kann er nie. Für wen kann eine Mutter Anziehung

haben,

haben, die, um ihren Liebling empor zu heben, ein anderes Kind, das sie eben so gut unter ihrem Herzen getragen, und mit ihrer Milch gesäugt hat, durch die niedrigsten Schleichwege von Hinterlist und Tükke, durch eigne und fremde Verläumdung aus der Gunst desjenigen zu verdrängen sucht, der sein Glük machen will? die ein ordentliches Komplott zur Untergrabung seines Glüks stiftet, jede kleine Verirrung seines zu lebhaften Bluts in ein gehässiges Licht, und Fehler des Leichtsinns und der Unbesonnenheit, als die schändlichsten Verbrechen, aufstellt? ja selbst, wenn dieser Unglükliche durch eine zu feurige Aufwallung seines Temperaments Gefahr läuft, dem Blutrichter in die Hände zu fallen, nur ganz obenhin bewegt wird; und, als die Sache sich nun glüklicher wendet, der Schuldige weniger strafbar erscheint, ihren Haß, ihren Neid und ihre Galle gegen ihn nicht unterdrükken kann? ihn gleich darauf durch Unterhaltung eines Misverständnisses, das sich zwischen ihm und seinem väterlichen Freund ereignet, wirklich um die Gunst seines Wohlthäters, und aus dem väterlichen Hause bringt, um ihre Kreatur an seine Stelle zu sezzen? Dieser Karakter wird um

so

so widerwärtiger, je höher der Verfolgte am Geist und am Herzen über den auf seine Kosten Emporgehobenen steht; je verächtlicher, unbilliger und ungerechter diese Vorliebe für den einen, und dieser Haß gegen den andern ist. Die einzelnen Züge von Menschlichkeit und Mutternatur, die hier und da in dieser Madam Ellrich hervordämmern, vermindern ihre Widerwärtigkeit nicht sonderlich; sie haben entweder wirklich den Anstrich von Heuchelei, oder gehen doch zu schnell vorüber, um sie für wahr zu halten, um uns mit ihrer herrschenden Unnatürlichkeit auszusöhnen. Uibrigens ist auch diese Figur in dem Bekschen Gemälde blos angelegt, und der Zeichner hat seine Hand zu früh davon abgezogen.

Hofrat Blume und Hofmeister Hülsen sind ein paar Menschen, wie sie einem im menschlichen Leben leider! nur zu oft aufstossen. Jener ein kriechender Schleicher und Ja-Herr, ein süßlicher Schwäzzer, Viperngift im Herzen; der, unter der Maske der Gutmütigkeit, um so sicherer den guten Nahmen seines Nächsten mordet, und mit der Phisiognomie inniger Theilnahme, kalt und fühlloß häusliche Ruhe und Glükselig-

keit

keit zertrümmert; dieser ein unwissender, ungehobelter Schulfuchs, ein pöbelhafter, niederträchtig eigennüzziger Schurke, der im Unheilstiften und der gänzlichen Zernichtung ehrlicher Leute, seines Herzens größtes Labsal findet. Beide werden indes, zur Befriedigung des Zuschauers, nach Verdienst entlarvt, und nach Verdienst behandelt.

Der alte Gärtner, Thomas, und seine Tochter, Hanchen, wirken beide sanft auf unser Herz, der eine durch seine schlichte Ehrlichkeit, die andere durch die Unschuld und Simplizität, mit der sie spricht und empfindet. Sie veranlassen zugleich einige der schönsten und rührendsten Szenen des Stüks, in denen Herr Bek sein Talent, Theilnahme für seine Helden zu erregen, mit nicht gemeinem Glük bewährt.

Auch die Veränderungen, die der Dichter nach den ersten Vorstellungen seines Schauspiels auf der hiesigen Bühne, zu machen, für gut befunden, beweisen, daß wir uns von seinen künftigen Arbeiten für das Theater die besten Hofnungen zu machen, Ursach haben. Sie sind fein und Einsichtsvoll, und für die grössere Wirkung seines Werks ungemein vortheilhaft. Die

neuen

neuen komischen Szenen zwischen dem Barbier Reps und seiner Frau, die er hineingewebt, und sehr Zwanglos und natürlich mit der Haupthandlung verbunden hat, sind wahrhaft drolligt, und erregen unser Lachen, ohne zu grell gegen den feinern Hauptton des Stüks abzustechen.

XXXVII.

Vom ersten bis zum achten März Wiederhohlungen; am achten Frauenstand, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

Frauenstand ist ein eigentliches Damenstük. Ein Muster jeder weiblichen Tugend, von aller Schwäche, aller Unart frei, macht die hervorragende Figur dieses neuen Ifflandischen Gemäldes. Ich will es versuchen, ob ich dies Engelportrait weiblicher Vollkommenheit dem Dichter einigermassen nachbilden kann.

Sophie Lestenfeld — diesen Nahmen hat Herr Iffland seinem Ideal gegeben — überflügelt mit ihren Tugenden und Vollkommenheiten alles, was man, vom Thron bis zur Hütte, jemals in der Welt, ja sogar in Komödien und Romanen, von Duldung, Sanftmut, Ergebung,

bung, Rein- und Unbefangenheit, Aufopferung, Nachgiebigkeit, Immergleichmut, Häuslichkeit, Bescheidenheit, Symplizität und Pünktlichkeit in jeder Pflicht, als Gattin und Mutter, an einem Weibe bewundert hat. Sie ist ein Wunder von Festigkeit, Stärke und Großmut; ein mit Fleisch und Blut bekleidetes Wesen höherer Art, zu dem man, die Knie beugend, hinaufblikken, und sagen muß: gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch! Vernachläßsigt, kalt und unfreundlich von einem Manne behandelt, in dem ihre ganze Seele lebt, für dessen Zufriedenheit, Freude und Glükseligkeit sie unaufhörlich empfindet, denkt und wirkt, und gerade um dieser Sorgfalt, Anhänglichkeit und immer zuvorkommenden Liebe willen zurükgesezt; ist sie dennoch immer dieselbe, immer gut, freundlich und Liebevoll. Doch das wäre noch das wenigste. Hierin hat sie, zur Ehre ihres Geschlechts, ihres gleichen. Aber eine Kokette, die, in jedem Betracht, tief unter ihr steht, ein neidisches, hämisches, medisantes, verschrobnes, Gallsüchtiges weibliches Geschöpf vergiftet ihre häusliche Ruhe, tötet Wärme und Zutraulichkeit in dem Herzen ihres Mannes, streut den Saamen

men des Mistrauens, der Zurükhaltung, der Uneinigkeit zwischen ihm und ihr: und doch wird ihr Gleichmut nicht erschüttert. Ein vertrokneter, verlebter Wüstling, verdreht und verstimmt die reine Harmonie des Karakters, der ihren Gatten sonst so liebenswürdig machte, durch unselige Grillen von höherer, glänzenderer Wirksamkeit, durch seichte Grundsäzze von Welton, Figurmachen, Kraft und Thätigkeit; verleitet ihn durch diese Grundsäzze zu einem Aufwand, der seine Kräfte übersteigt; zu Spekulazionen und Unternehmungen, die seine Vermögensumstände zerrütten; den völligen Umsturz seines häuslichen Wohlstandes, und den unausbleiblichen Ruin seiner Familie herbeiführen; und diesem allen ungeachtet, bleibt sie, was sie ist, sie duldet und schweigt. So sehr diese Vernachlässigungen sie kränken, dieses Mistrauen sie martert, diese traurigen Zerrüttungen ihr Herz bluten machen: sie verrät nicht, was sie leidet; verbirgt mit lächelndem Blik dem Gatten ihre Empfindlichkeit, ihren Gram, ihre sie tief treffenden Ahndungen; vergißt sich sogar gegen ihre unwürdige Mitbulerin, den Herz- und Gefühllosen Verderber des geliebten Verführten nicht. Mit unermüdend

thä-

thätigem Fleisse, mit entsagender Wirtlichkeit, mit Aufopferung ihres eigenen Vermögens, sucht sie wieder gut zu machen, was sein unbesonnener Aufwand, sein leichtsinniger Unternehmungsgeist verdirbt und schadet; und hält diese Aufopferung für sogar nichts, daß sie sich dieselbe nicht einmahl zum Verdienst macht, sie blos für Pflicht der Hausfrau und Mutter erkennt. Sie wirkt alles Gute, was sie thut, so geheim und verborgen, daß auch nicht die geringste Vermuthung davon in ihres Mannes Seele kommen kann; blos, um diesem sie mit Unlaune, Kälte und Fremdheit täglich immermehr beleidigenden Grillenfänger auch die kleinste Beschämung, auch die geringfügigste Verlegenheit des Dankes zu ersparen. Vielmehr rechnet ihm ihre Liebe die unbedeutenste Gefälligkeit, den verlohrensten Schein von Zutraulichkeit und Wärme hoch an. Nur wenig Minuten des Tags über ist es ihr vergönnt, sein Antliz zu sehn, und auch für diese wenigen Minuten dankt ihm ihr für Freude röthergliihendes Gesicht. Den größten Theil des Jahrs von ihm allein gelassen, ist ihre einzige Schadloshaltung für diese Peinvolle Einsamkeit, der Genuß einiger Sommermonate auf einem

reizenden Landgute, das ihre Sorgfalt zu einem eben so angenehmen, als nüzlichen Aufenthalt gemacht hat. Hier besizt sie den geliebten Irregeführten auf eine kurze Zeit ganz; hier sieht sie ihn doch einige Wochen für sie und ihr Kind lebend; hier vergißt sie im Schooß der Natur und ländlicher Einfalt der Leiden der Stadt; macht durch Güte und Wohlthätigkeit Glükliche um sich, die ihr dankend die Hand drükken, und mit gerührtem Herzen sie segnen. Das ganze Jahr hindurch freut sie sich auf diesen Genuß, den einzigen Zeitpunkt, wo sie ganz froh und glüklich ist. Und auch um diese einzige reine Freude bringt sie der Undankbare. Das Gut ist verkauft, an ihre Nebenbuhlerin verhandelt. Hart trift sie dieser Schlag, so hart, daß sie es nicht ganz verbergen kann, wie schmerzlich ihr dieser Verlust fällt. Aber auch hier faßt sie sich bald, heitert ihren trüben Blik auf. Keine vorwerfende Thräne, kein verklagender Ausruf läßt ihre wehmütige Empfindung über dieses lezte, ihr verkümmerte Vergnügen laut werden. Mit Güte und Liebe nimmt sie auch diesen Schlag auf, und spricht und handelt, als kostete ihr diese Entsagung auch nicht die mindeste Aufopfe-

opferung. In dem nehmlichen Augenblik giebt sie ein Stük ihres Schmuks weg, um eine Schuld ihres Mannes zu bezahlen; nimmt sogar ihre Nebenbuhlerin, die sie um dies ihr so liebgewordne, von ihr gepflegte und gehegte Gut gebracht hat, verbindlich und höflich auf, da sie kömmt, mit ihrem Einflus auf das Herz des geliebten Mannes zu triumphiren; erträgt ihren Uibermut, ihre Beleidigungen, und äussert nur ganz leichte, zurükgehaltne Empfindlichkeiten darüber. Sie sieht mit stechendem Schmerz sogar ihren Gemahl von dieser persifilirenden, schiefen und verrenkten weiblichen Seele mishandeln, und läßt es ihn doch auf keine Art fühlen, wie tief er sich durch den Umgang mit dieser Erbärmlichen herabwürdigt. Sie verschlukt die Demütigung, durch so eine Kreatur, sich zurükgesezt zu sehen, und macht sich auch die leiseste Aufwallung darüber zum Vorwurf. Mit der freisten, offensten Miene geht sie dem Unartigen entgegen, spricht mit ihm traulich, und in dem lautersten Ton ihres ihm ganz ergebnen Herzens. Dieser Ton verscheucht auf einen Augenblik seine Kälte, stimmt ihn wärmer, zutraulicher; und sie giebt sich ihm hin, als wäre nichts vorgefallen, als

hätt' er ihr nie Ursachen zu Klagen und Thränen gegeben. Aber bald kehrt Mistrauen und Zurükhaltung wieder bei ihm zurük. Verführt durch die Elende, die ihn an ihren ihn entehrenden Fesseln, wie ein Kind am Gängelbande, herumleitet, martert er die arme Dulderin mit unwürdigen Anspielungen und Zweideutigkeiten, foltert sie durch den schändlichsten Verdacht; und sie trägt, rechtfertigt sich, und verstummt, da die Stimme der Wahrheit und Unschuld in ihren Munde ihn nicht überzeugt. Ihre edelsten Handlungen, ihre zärtlichsten Besorgnisse für seine Ehre, werden ihr zum Verbrechen gemacht; die unverbrüchlichste Treue und Anhänglichkeit kann sie nicht von der Schande retten, sich auf die niedrigstre Art verkannt zu sehen: und immer reißt ihre Geduld nicht; immer noch keine Klage, kein Vorwurf in ihrem Munde, nicht einmahl gegen die Stifter ihres Unglüks. Sie erliegt fast unter ihrem Jammer — und nie verläßt sie ihre Standhaftigkeit, ihre Duldung, ihre Sanftheit, ihre Ergebenheit in allem, was sie trift. Auch rein gewaschen von allem Verdacht, umstrahlt von der ganzen Glorie ihrer Tugend, hochhervorragend durch Grösse, Festigkeit und Stärke, über

Neben-

Nebenbuhlerin, Verführer und Verführten, bleibt sie ein Ideal der Bescheidenheit; ist immer nur die dankbare, die glüklich gemachte, nicht die gerechtfertigte, verzeihende, großmüthig den Gefallnen aufnehmende Edle. Kurz, in ihrem ganzem Karakter ist nichts von allem, was sonst das Geschlecht bezeichnet, zu dem sie gehört; nicht eine Falte, nicht ein Bug von Schwäche, nicht eine Spur von den Eigenheiten, die sonst das Erbtheil der weiblichen Natur sind.

Ohne Zweifel ist dieses Tugend- und Vollkommenheitsideal ungemein schön erfunden, und, als Dichtung, für Hrn. Iffl ands Darstellungstalent immer ein grosser Lobspruch. Aber erfunden ist dieser irrdische Seraph in eigentlichem Verstande; existirt hat dieser Engel im Weiberrokke nie, kann nie existiren. So ganz und gar Meisterin ihrer Aufwallungen und Empfindlichkeiten, so durchaus gleichmütig, auch bei den widrigsten Launen des Mannes; so ununterbrochen tolerant, nachgiebig, und zuvorkommend bei zurükstossender Kälte, immer wachsendem Unmute, und schneidendem Mistrauen; so nie sich vergessend, nie von überwältigender Herzenskränkung hingerissen, nie losbrechend gegen eine

stolze, höhnende, triumphirende Nebenbuhlerin; so völlig bereit zu jeder Aufopferung, jeder Entsagung aller Freuden, aller Lieblingswünsche, ohne irgend einen Ersaz dafür zu erhalten; so unerschütterlich gelassen bei allen Kränkungen, so ruhig gefaßt bei dem immer näher rükkenden Umsturz ihres ganzen Familienglüks; so unermüdet wirksam, abzuhelfen, so viel sie kann, das Unglük zu verspäten wenigsten, so viel sie vermag; und das alles für einen Undankbaren, dem ihre Liebe, ihre Anhänglichkeit, ihre Sorgfalt, die Ergiessungen ihres Herzens üble Launen machen; so auch nicht ein Haarbreit weichend von den Pflichten des Gehorsams, der Unterwürfigkeit und der Geduld, selbst nicht bei der empfindlichsten Verkennung; auch nicht die kleinste Spur von beleidigter Eigenliebe und gereizter Eitelkeit; und bei aller dieser Grösse, Ausharrung und Toleranz, auch nicht die leiseste Aufwallung vom stolzen Selbstgefühl; immer sanft, immer bescheiden, immer das Bild der reinsten Demut: wo ist das Weib, das zu ihr sagen könnte: du bist meine Schwester! wo überhaupt der Mensch, der sich erdreisten dürfte, zu behaupten: dieses überirrdische Wesen gehört zu meinem Geschlechte?

Darum

Darum kann man auch mit diesem Erzengel in weiblichem Gewande eigentlich nicht sympathisiren. Er ist so übermenschlich, daß ein Mensch zu seiner Höhe nicht hinauf reichen, nicht herzlich und traulich sich ihm anschmiegen, nur blos ihn bewundern kann. Bewundrung aber ist ein zu kalter Affekt, um je das warme Band des Einverständnisses, des Liebevollen Zusammenwallens, des Herz in Herz Schmelzens zu knüpfen. Gleichheit, wie unser unvergeßlicher Lessing sagt, ist allein das feste Band der Liebe, und wir können nur in sanfter Zuneigung zu Wesen hingezogen werden, die uns ähneln. Der Mensch, sei er auch noch so sehr am Geist und Herzen gebildet, bleibt immer Mensch, und seinen Grundsäzzen und Entschlüssen nie so getreu, daß er gar nicht von ihnen weichen sollte; ist nie seiner Empfindung, seiner Reizbarkeit so Herr, daß er gar nicht aus ihrem Gleise treten, gar nicht von ihr überwältigt werden sollte. Am allerwenigsten kann sich die menschliche Natur in einem Weibe so verleugnen, dessen Empfindungssystem ungleich feiner und reizbarer gebildet ist, als das männliche. Schwäche ist mit der menschlichen Natur überhaupt, vorzüglich aber mit der

weiblichen unzertrennlich verbunden. Deswegen ist der Mann dem Weibe zum Beschützer und Führer bestimmt; deswegen dem Manne die Herrschaft über das Weib zu Theil geworden. Und gerade diese Schwäche, die des Schutzes, der Leitung des Mannes bedarf, macht das Weib so liebenswürdig; sie giebt ihm die Sanftheit, Unterwürfigkeit und Ergebung, die das Band der Sympathie zwischen ihm und dem Mann so innig knüpfen. Aber diese unerschütterliche Stärke und Festigkeit der Seele, diese immer anhaltende Herrschaft über sich selbst, diese nie wanken zu machende Geduld, diese heroische Kälte gegen Kränkung und Beleidigung, durch die Herr Iffland seine Sophie Lestenfeld so herausgehoben hat, erfodert mehr als gewöhnliche Kraft des Mannes, um sie so durchaus zu behaupten. Wie sollte sie in einem Weibe möglich seyn, ohne seine ganze Weiblichkeit aufzuheben, also gerade das, wodurch es so anziehend für uns wird? Aber auch, wenn die Natur in der Bildung eines Weibes einmahl so über sich selbst, und ihre weisen Zwekke, hinaus zu schreiten, im Stande wäre, möcht' ich keinem Manne so einen Phönix zur Gefährtin seines Lebens wünschen. Es wäre

ein

ein Wesen, das nicht in diese Welt gehörte, das in ihr nirgends ein Geschöpf finden würde, mit dem es Arm in Arm durch das Leben gehn könnte; das selbst sein ihm zugeordneter Gefährte nur bewundernd anstaunen, nicht mit herzlicher Liebe umfassen könnte; das also mit seiner Vollkommenheit, die selbst über jede männliche Vollkommenheit so hervorragt, ihm sehr peinliche und langweilige Lebenstage zubereiten würde. Denn, wie kann man mit einem Wesen frohe, glükliche, und heitre Tage leben, dessen Erhabenheit unsre Zutraulichkeit alle Augenblikke zurükschrekt; dessen Glanz so blendet, daß wir uns ihm nicht nahen können, ohne unsern Augen wehe zu thun. So lange wir Menschen sind, taugen nur Menschen zu unserm Umgang, können nur Menschen uns unser Daseyn mit ganzer Seele geniessen machen, können wir nur mit Menschen Freud' und Leid theilen. Gewis geht es sich, sanft von Weibesarm umwunden, schön durch's Leben, gewis sind Sanftmut, Liebe und Duldung Tugenden, die das Weib zur schönsten Gabe des Himmels machen, und Heil dem Manne, dem so ein Weib zu Theil wird, er lebt noch einmahl so lange! Aber Weiblichkeit muß alle diese Tugen-

den karakterisiren, oder sie hören auf, reizend zu seyn; sie müssen keinen Anstrich von Männlichkeit haben, oder sie verlieren das, was ihnen das größte Interesse giebt, was den männlichen Troz beugt, die männliche Härte schmilzt, die männliche Säure mildert. Darum willkommen uns ein Weib, das wirklich Weib ist, schwach, aber doch liebenswürdig; nicht ohne Fehler, aber darum nicht minder unsrer Achtung wert. Wir wollen gern seine Schwächen tragen, so wie es die unsrigen trägt; gern seinen kleinen Launen nachgeben, wie es Nachsicht mit den unsrigen haben wird. Durch diese Gleichheit unsrer Natur, wo einer der Toleranz des andern bedarf, und keiner sich über den andern zu erheben, Ursach hat; durch dieses hieraus folgende wechselseitige Ertragen und Nachgeben, wird das Band der Sympathie um so fester geknüpft werden; Liebe wird mit Liebe Hand in Hand gehen, und der Mensch mit dem Menschen so glüklich seyn, als er hienieden seyn kann, und der Mensch, mit einem Engel verbunden, nicht zu seyn vermag.

Indes, wenn Sophie Lestenfeld uns auch nicht als ein Wesen unsrer Sphäre an sich zieht, so interessirt sie uns doch, als Werk der

Kunst,

Kunst, als schöne Dichterkomposizion. Aus diesem Gesichtpunkt betrachtet, ist diese Zeichnung des Talentvollen Verfassers vollkommen würdig: ein gerundeter Karakter, mit Einsicht und Wärme durchgeführt, und durch die feinsten Züge des Geistes und des Herzens herausgehoben. Auch hat der Dichter durch eine gewisse Symplizität der Sitten, mit der er seine Heldin die ideale Hoheit ihres Karakters entfalten läßt, und durch kleine Abweichungen von der Klugheit und Gegenwart des Geistes, die sie sonst durchaus leiten und beherrschen, das Uiberirrdische seiner Darstellung einigermassen gemildert, und unserer Menschheit näher gebracht. Den Beweis davon behalt' ich mir für das nächste Heft vor, wenn ich das vortrefliche Spiel der Madam Schröder in dieser Rolle entwikle.

Das Gegenstük zu diesem Ideale weiblicher Liebenswürdigkeit, Mamsell Rauning, ist, wenn schon keine schmeichelhafte, doch eine sehr getreue Schilderung der Weiber, die, aus lauter Sucht, zu brilliren, und alle Augen auf sich zu ziehn, die angebohrne Würde ihres Geschlechts verleugnen; der Sittsamkeit, Bescheidenheit und Schaam entsagen, Bildung des Verstandes mit

Frei-

Freigeisterei, Ungezwungenheit mit Frivolität, Mutwillen mit Koketterie, Spott mit Persiflage, und Weltton mit Ungebundenheit in Sprach' und Betragen zu verwechseln.

Wer sich je damit abgegeben hat, der Natur des Menschen in allen Gestalten nachzuspüren, der wird auch manches weibliche Original kennen gelernt haben, das diesem Bilde ähnlich ist. Er wird Weiber gefunden haben, die, ohne alle Achtung für sich und ihre Ehrenvolle Bestimmung, gleich lasziv im Denken und Handeln, die Blüte ihres Lebens, leicht und unbesonnen vergaukeln, und vor der Zeit alt werden. Er wird bemerkt haben, wie diese Unglükliche jeden Mann von Ehre, ja selbst den Wüstling, von einer rechtlichen Verbindung mit sich zurükscheuchen; und dann, von Temperament, Unmut und Neid gemartert, sich selbst eine Last, auch der menschlichen Gesellschaft lästig werden. Er wird sie gesehn haben, wie sie, mit jedem Tag' um einen Reiz ärmer, mit jedem Tage weniger interessirend, von ihren Liebhabern verlassen, und der Welt verächtlich, sich durch Lästerung, Unheilstiften, Zerstörung häuslicher Zufriedenheit und Verkümmerung der Freuden, die nur das Loos tugendhafter Weiber sind,

für

für die Schmach, alte Jungfern geworden zu seyn, mit aller der Galle und Bösartigkeit rächen, die alte Jungfernnatur dieser Gattung karakterisirt.

Zwar völlig so ausgeartet, freidenkerisch und schlüpfrig, wie diese Mamsell Rauning, sind — zur Ehre des schönen Geschlechts — selbst diese Weiber nur selten; aber ganz ist ihre Existenz leider! nicht zu leugnen. Demungeachtet wünscht' ich doch, Herr Iffland hätte bei der Zeichnung dieses Karakters seinen Pinsel in sanftere Farben getaucht, die Grundzüge desselben nicht so grell ausgemahlt, und die weibliche Delikatesse mehr geschont.

Wirklich stößt Mamsell Rauning, hier und da, allzusehr zurük. Die Art, wie sie im zweiten Akt die Hofräthin verläßt, die tükkisch-affektirte Theilnahme, mit der sie die Wunden, die ihr Schlangenzahn in das Herz des durch falschen Verdacht gemarterten Ehemanns grub, immer noch weiter aufreißt; der hämische Triumph endlich, mit dem sie den an seinen Herzenswunden verblutenden Betrogenen verläßt, sind, so fähig auch immer alte Jungfernnatur dieser Hyänenboßheit seyn mag, doch allzu empö-

empörend, als daß sie uns in der Nachahmung nicht mit Abscheu erfüllen sollen.

Freilich kann die verständige Schauspielerin hier viel gut machen, was der allzukühne, und seinen Beobachtungen zu getreue Dichter schlimm gemacht hat. Sie kann verstekken, mildern, die Farben sanfter verreiben. Dieses Verdienst hat Madam Gensike auf der hiesigen Bühne, in dieser äusserst delikaten und schwierigen Rolle. Mit ungemeiner Behutsamkeit behandelt sie diesen Karakter; verwischt seine Härten und Derbheiten, ohne deswegen seine Eigenheiten verlohren gehn zu lassen. Blik, Miene und Ton entsprechen dem Geiste der Galle, des Neides und der Persifilage, der über einer Rauning walten muß; und Anstand, Manier und Händespiel verrathen die Kokkette, die ältert, und doch noch gefallen, die aus der Mode ist, und doch noch glänzen will. Man sieht, daß sie sich in der grossen Welt gebildet hat, denn ihre Bewegungen sind von Natur leicht; aber sie will auffallen, und so werden ihr Weltanstand und ihre Weltmanieren oft überladen, werden seine Karrikatur. In den obenangeführten Szenen, ist bei ihr mehr Persifilage, als Tükke, mehr ver-

ächt-

ächtlicher Spott, als Hohn und teuflische Schadenfreude sichtbar; und so empört sie weniger, als wenn sie dem Dichter getreuer geblieben wäre.

Unter den männlichen Karakteren ist Hofrat Leistenfeld der ausgeführteste, und Sekretair Ramstein der menschlichschönste des ganzen Stüks. Jener nie mit sich selbst eins, hin und her schwankend, für nichts recht bestimmt; schwindelnd von falscher Grösse, sich, gegen seine Neigungen, im Geräusch und Getümmel hinopfernd, mit sich selbst und der ganzen Welt unzufrieden; aus blossem Ton den Launen eines unwürdigen Weibes unterthan, und kalt gegen das würdige; leichtgläubig, rasch und unbesonnen, auf den ersten Schein verdammend, und in seinem Schmerz ausschweifend. Dieser der wahre Mann, bestimmt und fest, frei und offen, herzlich und thätig; vernünftig prüfend, und der erkannten Wahrheit gemäß handelnd; sein ganzes Betragen würdig und edel. Die Szenen, wo er dem Hofrat einen Spiegel seiner Verirrungen vorhält, wo er ihn an die frohen Tage ihres Jugendbündnisses erinnert, wo er sich gegen den Verdacht einer Pflichtwidrigen Verbindung mit Sophien rechtfertigt, gehören nicht

nur

nur zu den schönsten Szenen dieses Schauspiels, sondern auch zu den vortreflichsten, die man auf der Bühne sehen kann.

Uiberhaupt hat dies Stük unvergleichliche Szenen, und hervorragende Züge von tiefen Blikken in das menschliche Herz. Auch der Dialog kann sich grosser Schönheiten rühmen. Doch scheint er mir im Ganzen gesuchter und ausgesponnener, als er sonst bei Hrn. Iffland zu seyn pflegt. Es kömmt mir vor, als sei er zu viel Produkt des Verstandes, und weniger der Empfindung; rhetorischer und gedachter ausgebildet, als es sich mit dem Ausdruk der Leidenschaft und des Karakters verträgt, die und den der Verfasser reden läßt. Der Dichter trägt sich zu oft darin vor, und seine Personen äussern sich nicht vollkommen so, wie sie sich wirklich in diesen Lagen und Vorfällen äussern würden, wenn die Welt, und nicht das Theater der Schauplaz ihrer Handlungen wäre. Ihre Wendungen sind so manchmal zu gespizt, zu epigrammatisch, um ihrem angegebnen Karakter ganz angemessen zu seyn.

Ich unterwerfe diese Bemerkungen, die ich mit aller der Achtung laut werden lasse, die ich den

den Verdiensten eines so allgemein, und mit Recht geschäzten Schriftstellers schuldig bin, Hrn. Ifflands näherer Prüfung; und werde mich freuen, wenn auch sie ihm die Hochschäzzung bestätigen, die ich schon mehr, als einmahl, insgeheim und öffentlich, für seine Talente zu erkennen gegeben habe.

XXXVIII.

Auszüge aus Briefen an den Herausgeber.

Berlin, den 18ten Juli 1790.

Ihre Zergliederung des Karakters der Gurli hat mir um so mehr Vergnügen gemacht, da sie beinahe eine wörtliche Bestätigung des Spiels der Madam Unzelmann ist. Wüßt' ich nicht ganz gewis, daß Sie schon in Hamburg waren, als Gurli zum erstenmahl auf unsrer Bühne erschien: ich würde glauben, Sie hätten das Spiel dieser reizenden Aktrise blos nachentwikkelt, so genau trift Ihre Zergliederung mit ihrer Darstellung zusammen. Ich möchte Ihnen wohl das Vergnügen gönnen, sich selbst davon

zu überzeugen. Sie würden dann den Glauben, daß die Ausführung dieses Karakters, nach Ihrem Ideal, keine Unmöglichkeit sey, in Wahrheit verwandeln sehn. Für uns Berliner also ist Ihre Zergliederung volle Wahrheit; denn fast in jedem Zuge finden wir unsre liebe Unzelmann wieder. Auch danken die Indianer in England blos ihrem Spiele das ausserordentliche Glük, das sie hier gemacht haben. Auf unsern andern Theatern haben sie sich nicht um die Hälfte so lange gehalten. Zuverlässig hängt die Sensazion des Stüks hauptsächlich von dem Spiele der Aktrise ab, der die Gurli zu Theil wird; und von den Schauspielerinnen, die ich kenne, ist und bleibt unsre Unzelmann beinahe die einzige, die es so in Ehren erhalten konnte, als es hier noch immer ist. Figur, Phisiognomie, Ton und Spiel, alles macht sie zu einer gebohrnen Gurli. Vielleicht erhalten Sie einmahl von mir eine beweisende Entwiklung dieser Behauptung.

Was Sie von Madam Engst urtheilen, hab' ich beinahe buchstäblich wahr gefunden. Die Rollen feiner und gewandter Koketterie sind ihre hauptsächliche Sphäre. Das lebhafte Spiel

ihrer Augen, die emporgewörfne Nase, die gespizten Lippen, der tendre Ton ihrer Stimme, die tändelnden Manieren im Arm und Händespiel: alles kömmt ihr hier zu statten. Ausserdem spielt sie noch sächsische Bauerweiber mit ausserordentlichem Glük. Ihre Marthe in den Milchbrüdern hat eine hinreissende Wahrheit.

Manheim, den 10ten August 1790.

Für mich bleiben Ihre psychologischen Entwiklungen der Karaktere doch immer das schäzbarste in Ihren dramaturgischen Monaten; und, glauben Sie mir, dieser Theil ihres Werks stiftet vorzüglich Nuzzen. Ich bin Zeuge davon, daß wir noch gelehrige Schauspieler haben, die von diesen Ihren Zergliederungen dankbaren Gebrauch machen. Ihr Meinau, Ihr Prinz in der Emilia Galotti, und Ihre Eulalia, sind mir davon einleuchtende Beweise. Fahren Sie ja damit fort. Wo bleibt Ihr so lange versprochener Schröderscher Lear? Ich brenne vor Begierde, durch Sie alle die Schönheiten wieder in mein Gedächtnis zurükgerufen zu sehen, womit dieser Meister in jeder Darstellung, vor

einigen Jahren mich so hoch entzükte. Wollen Sie Dank verdienen, so halten Sie Ihr Versprechen bald. Werden Sie uns nicht auch Schröders Philipp geben? Lohnen Don Karlos, Marquis Posa und Elisabeth nicht der Mühe, in allen ihren Schönheiten, zur Belehrung des jungen Künstlers, auseinandergelegt zu werden? Ich dächte.

Leipzig, den 22sten August 1790.

Aufrichtig, um allgemein gelesen zu werden, — und das sollte ein Werk, das, wie das Ihre, dem Unterricht bestimmt ist, doch wohl — ist Ihre Dramaturgie fast zu speziell, zu wissenschaftlich; und eigentlich nur für zwei Klassen von Lesern, für den Theaterdichter und den Schauspieler, ganz interessant. Sie sezzen zu sehr voraus, daß Ihre Leser mit dem Theater, und den darauf vorgestellten Stükken, genau bekannt sind. Deswegen sind Sie für blosse Theaterliebhaber, die nur dann und wann das Schauspiel besuchen, zu hoch.

Auch sollten Sie mehr auf Mannigfaltigkeit sehen, wenn Sie zugleich mit auf das zuschauende Publikum wirken wollen. Diese fort-

laus

laufende Reihe von Kritiken sind nicht für Leser, die Lektüre, als bloße Liebhaberei, treiben. Mehr historische Nachrichten von ausländischen und inländischen Theatern, Biographien von berühmten dramatischen Dichtern und Schauspielern, wizzige Anekdoten, Gedichte u. s. w.: das würde Ihrem Werke eine allgemeine Anhänglichkeit verschaffen, und durch diese allgemeine Anhänglichkeit auch allgemeiner wirken. Uiberdenken Sie meinen Vorschlag, und benuzzen Sie ihn bei der Veranstaltung des künftigen Jahrgangs.

Man erlaube mir, auf diese mir schriftlich ertheilten Nachrichten und Winke, hier ein und das andere öffentlich zu erwiedern.

Die Uibereinstimmung meiner Gedanken über die Darstellung der Gurli mit dem Spiele der Madam Unzelmann zu Berlin, kann mir nicht anders, als sehr interessant seyn. Sie ist ein Beweis, daß meine Foderungen keine Grillen sind, daß eine Schauspielerin, die denkt, so gut darauf kommen kann, als ich; daß sich meine Ideen von einer wirklichen Künstlerin realisiren lassen. Nach dem, was ich von Madam Un-

zelmann gesehn habe, trau ich es ihr auch ganz zu, daß sie die Rolle der Gurli so ausführt, als mein Freund es beschreibt; und ich hab' immer gewünscht, sie in diesem Karakter zu sehen, zum voraus überzeugt, daß ich in ihrem Spiel finden würde, was ich zur treuen Darstellung dieser Rolle für unentbehrlich halte. Mit einer beweisenden Entwiklung seiner Behauptung über diese im Naiven so schäzbare Schauspielerin, wird mein Freund mir, und eben so gewis meinen Lesern, ein sehr angenehmes Geschenk machen.

Meinem Manheimer Korrespondenten dank' ich für seine Auffoderungen. Es freut mich, wenn meine Karakterzergliederungen das Gute wirken, mit dem er mir schmeichelt. Ich werde damit fortfahren, so oft ich kann. Das Meisterwerk der tragischen Kunst unsres Schröders, König Lear, wird den Jahrgang meiner dramaturgischen Monate beschliessen. Seinen Philipp behalt' ich mir, wie die Beurtheilung des Don Karlos überhaupt, für das künftige Jahr vor.

Auf die Winke meines Freundes in Leipzig dies zur Antwort: das zu Spezielle, zu Wissenschaftliche meiner Schrift, wie er's nennt, ist mein Plan. Ich habe in meiner Ankündigung nichts anders versprochen. Oberflächliches, leichtes Geschwäz über die Kunst haben wie genug, mein Zwek ist nicht, dessen in unsrer dramaturgisirenden Welt noch mehr zu machen. Meine Leser zu amüsiren, ist auch nicht das Ziel, nach dem ich in diesem Werke strebe. Ich will denken, und Denken wirken. Solcher denkender Leser hab' ich, und für sie, für ihren Beifall arbeit' ich. Was also eigentlich den Kunsttheil meiner Dramaturgie betrift, da werd' ich den Weg fortgehn, den ich betreten habe; und das um so mehr, da Männer diesen Weg billigen, meinen Fortgang darauf wünschen.

Seine Vorschläge zur grösseren Mannigfaltigkeit meiner Schrift aber, hat mir mein Freund nicht umsonst gethan. Ich habe überhaupt, für den künftigen Jahrgang, mehr Veränderungen damit vor, die ich in einer Ankündigung, die mit dem November erscheinen soll, dem Publikum näher bestimmen werde. Um aber auch jezt schon meinem Freunde meine Achtung für seine

Winke zu bezeigen, bestimm' ich die folgende Nummer, für ein paar Gedichte, die ich schon für Jahr und Tag Hrn. und Madam Schröder auf ihren Schreibtisch legte.

XXXIX.

Gedichte.

An Herrn Schröder, zu seinem Geburtstage, am 4ten November 1789.

Indes ein Gratulantenschwarm
Das Glükwunschkarmen, schön mit Goldpapier umwunden,
In ausgestrekter Hand, den Hut steif unter'm Arm,
Um Deine Thüre schwirrt, und deine theuren Stunden,
Dem Studium der Wahrheit sonst geweyht,
Mit fadem Schnikschnak Dir, verzeih's Apoll ihm! tötet;
Und seinen Weyrauch Dir in's Antliz wirft, nicht streut,
Bei welchem deine Wang' unwillig oft erröthet,
Denn welchen Mann von Kopf empört nicht Schmeichelei,

Die,

Dis, statt ihm wohlzuthun, ihn fast zum Toten kizzelt?
Indes dies läst'ge Volk, Freund, um Dich reimt und wizzelt:
Schleich' ich mich, schlecht und recht, herbei;
Und, statt mit Kling und Klang dein Wiegenfest zu feyern,
Und leere Wünsche Dir in Reimen vorzuleyern,
— Du weißt es, welch ein Feind ich von dem Zeitmord bin, —
Will lieber ich mit Dir von Deutschlands Kunst und Kennern
Ein Wörtgen plaudern, Freund, wie es sich ziemt von Männern.

Du, den Germanien schon lange hochempor-
Hob auf die stolzen Marmorstufen
Zum Heiligthum des Nachlobs, dessen Ohr
Schon längst erscholl des Beifalls lautes Rufen;
Dem dichtgedrängte Reihn im hochgethürmten Wien,
Und aller Kenner Mund im prächtigen Berlin,
Der deutschen Bühne Stolz, und ihre Zierde nennen;
Dem, von dem Elbstrom bis zum Rhein,
Hell der Bewundrung Opfer brennen,
Und Wahrheit und Geschmack, in rühmlichem Verein,
Rings unbestochnen Weyhrauch streun;
Der heut, als Lear, im tragischen Gewande,
Und morgen Harpagon, jezt Klingsberg, Ogleby,

Dann Meinau, stets getreu der Wahrheit, hier im Stande
Des Königs, dort des Bettlers, nie
Dem Götzen, Afterkunst — und tönt' auch nicht ein Zeichen
Des Beifalls Dir! — das kleinste Körnchen streut;
In's Heiligthum des Ruhms auf falscher Bahn zu schleichen,
Ein deutscher Mann, wie jedes Unrecht, scheut;

Sag' an, wo ist der Ort in Deutschlands weiten Gränzen,
Wo wahre Kunst stets, was sie sollte, gilt?
Wo Farbenreiber nie für Raphaele glänzen?
Nie Vorurtheil und Wahn die Stirn des Stümpers kränzen?
Und nie Karrikatur gepriesen wird für Bild?

Nenn' mir das Publikum in deutschem Vaterlande,
Das ächten Künstlern nur verdiente Lorbern flicht?
Wo Darstellung der Welt aus jedem Volk und Stande,
So wahr sie immer seyn mag! nicht
Oft Nasen rümpfen macht? nie eine Lipp' empöret?
Verzärtelter Geschmak ihr nie den Rükken kehret?
Einseitge Kennerei, mit kekkem Angesicht,
Nie über ein Gemälde, des Farben sie nicht kennet,
Blos, weil's ihr nicht gefällt, ein dummes Urtheil spricht?

Das

Das nie das Krumme g'rade, nie Unsinn Wahrheit
nennet?
Nie, wenn es eben jezt fühlt die Erhabenheit
Von Deinem grossen Spiel mit Lessing und mit
Engel,
Noch in demselben Nu lautjauchzt bei einem —**
Und einem Purzelbaum sein donnernd Bravo schreit?

O sage, Freund, den alle Zungen preisen,
Du, dessen Ruhm gewis Dich überlebt,
Den, was in's Schauspiel geht, aus einem Mund'
erhebt,
Bestaunt aus Nachbetung vom Dummkopf, und dem
Weisen
Aus Uiberzeugung groß; wo fand'st auf deinen Reisen
Du je das Publikum, das nie,
Voll Deiner wahren Kunst, *** Opfer brachte,
Das sah's im Lustspiel Dich, nie ** Possen lachte?
Und doch ist ** Kunst, und Deine, wie mich deucht,
—Verzeih der Paralell! — fürwahr! nicht eine Muse!
Drum ist das Publikum, das nie von Wahrheit weicht,
Wohl nur zu Hauf' in Did'rots Lampedose.

Ist

lautjauchzt bei einem — **. Um des lieben Friedens willen unterdrükt der Verfasser alle die Nahmen, die hier, eben nicht des Lobes wegen, genannt sind. Der Leser kann sie mit Nahmen seiner Bekanntschaft ersezzen. Fehlen wird es ihm daran nicht, dafür soraen ein grosser Theil unsrer Theaterherren und Damen wohl.

Ist aber, lieber Freund, nichts als Utopia,
Das Publikum geweihet in den Orden
Des richtigen Geschmaks, das man, sah's Wahrheit morden,
Nie diesen Mord beklatschen sah;
So stehet, Felsen gleich, mein alter Saz auch da: *)
«Nie ist durch's Publikum ein Künstler groß geworden,
«So muß das Publikum der Künstler bilden, nicht
«Der Haufen ihn, der sich das Richteramt erlaubet,
«Der an die Wahrheit nur, wie Orthodoxen, glaubet,
«Nicht sie erkennt, nicht, von ihr überzeugt,
«Sie aus Geschmak verehrt; der einem Weibe gleicht,
«Das selbst nicht weiß, warum es haßt und liebet?
«Und seine Pflichten mehr aus Laun', als Neigung, übet.»

So wünsch' ich dann, weil's doch gewünscht muß seyn
An diesem Tage, daß Gesundheit Dir verleihn
Der Himmel woll', und Mut, fort auf der Bahn zu wallen,
Die Du so Ehrenvoll betreten hast, auf der
Du, fest und unverrükt, vor Deutschlands Künstlern allen,

Das

*) Siehe der dramaturgischen Fragmente, zweiten Band.

Das Ziel errangest, das — so Mühevoll und schwer
Der Weg auch war! — Dir Kränze, unvergänglich,
Für Deine Schläfe bot! Nur rechne, Lieber, nie
Auf ungetheiltes Lob! Vollende rühmlich, wie
Mit Ruhme Du begannst. Mach ferner noch empfänglich
Für wahre Kunst den Künstler. Doch auf Lohn,
Auf Dank von ihm, zähl' nie! Der Pflicht spricht er meist Hohn.
Ermatte nicht, wenn hier sich Gekkennasen rümpfen,
Und dort im superklugen Ton
Leerköpfige Schöngeisterrotten schimpfen.
Verdräng' auch ferner noch Getümmel, Lerm und Schrein,
Das diese Afterzunft für Wahrheit nimmt und lobet;
Die, wenn der Held des Stüks, wie ein Betrunkner, tobet,
Lautklatscht, dem Pöbel gleich, der, vom verfälschten Wein
Berauscht, in Schenken brüllt, und, wie auf Circens Insel
Ulyß Gefährten einst, gern an dem Boden klebt;
Bei einer *** untragischem Gewinsel
Den Hals zum lauten Brav' erhebt;
Ein Schauspiel, das, mit Handlung überladen,
Bunt durcheinander kreuzt, und schallende Tiraden,
Die, weder Vers noch Prosa, herrlich preißt;
Doch ächtes Meisterwerk, wie es der fein're Britte,

Der

Der fein're Gallier, entwarf im ächten Geist
Der Kunst, treu der Natur, in Plan, in Sprach' und Sitte,
Als ekle Speise von sich weißt.
Hab' immer Mut, dem Wust entgegen Dich zu stemmen,
Mit dem im Manuskript und Druk, aus Ost und West,
Gleich einer Sündflut, uns die Skribler überschwemmen,
Ihn zu begraben, Freund, sey Dir und mir ein Fest!

Geneuß in Hamburgs Schooß, das Deinen Wert empfindet,
Mit Liebe zu der Kunst Wahrheitsgefühl verbindet,
Und gern in's Heiligthum des ächten Schönen dringt,
Den Lohn, der ganz allein dem Künstler Ehre bringt.

So bleibe, was Du bist, der Stolz der deutschen Bühne,
Der Meister Deiner Kunst, Pflegvater des Genies!
Der Lorber, der Dich schmükt, blüh' immer frischer, grüner,
Stets unverwelklicher! O wahrlich, es ist süß,
Selbst ohne Dank und Lohn, dem Dienst der Wahrheit leben!

Ich sehe dann den grossen Werken zu,
Die zur Unsterblichkeit Dich immer mehr erheben,

Studir'

Studir', entwikle sie, und suche, da, wie Du,
Aus eigner Kraft ich nicht mir Ruhm vermag zu
geben,
Zum wenigsten durch diese Darstellung,
Die Prüfung Deines Werks, nicht blos Bewunderung,
Einst bei der Nachwelt fortzuleben.

An Madam Schröder,
zu ihrem Geburtsfeste,
in eben den Monate 1789.

Wenn ich Dich als Eulalia, *)
Der Reue feste Spur in bangumwölkten Blikken,
Im tiefen Schmerz ermatten sah;
Wenn ich Dein leidend Herz in Thränen fast erstikken
Sah; Deinen schneidenden, durchbohr'nden Jammerton
In meiner Seele Tiefen fühlte;
Dein Angst und Wehgeschrei um Deinen Mann und
Sohn,
Als Margareth', **) mein Innerstes durchwühlte;
Wenn ich in Todesangst sich Deine Wang' entfärben,
Dein Auge brechen sah, so wahr und doch so schön;
Und ich den Wunsch empfand, mit Dir dahin zu
sterben,
Und fort aus einer Welt zu gehn,

Und

*) In Menschenhaß und Reue.
**) Im Kaspar Thorringer.

Wo Fürstentyrannei des Volkes Edle schlachtet,
Und fühllos, wie der Stein, der ihre Wände schmükt,
Der Unschuld Klage nicht, des Leidens Flehn nicht achtet;
Wenn ich ergriffen und entzükt
Von der Symplizität, mit der Du Schmerz und Freude
In unsre Seele winkst, oft im Parterre stand;
Wenn ich mitjammerte bei Deines Herzens Leide,
Und Deine Fröhlichkeit, frohlächelnd, mitempfand;
Wenn, von der Bühne fort, im bürgerlichen Leben,
Fern von Prätension, und lautem Schauſichgeben,
Ich seine Laune, Wiz, gebildeten Verstand,
Geschäzte Freundin, bei Dir fand;
Wenn sich Dein edles Herz, das manchen Kummer stillte,
Und manche Freude gab, so ungesucht enthüllte:
Dann dacht' ich oft, ist's möglich, daß dies Herz,
So offen jeder Lust, so warm für jeden Schmerz,
In dem Novembermond zuerst begann zu schlagen?
In diesem rauhen Mond, wo Schnee und Eiß beginnt,
Ward sie, die holde Frau, der sanften Freude Kind?
Wie konnte die Natur den Widerspruch wohl wagen?

Allein, ich war ein Thor mit meiner Grübelei,
Durch Deinen Geist, Dein Herz, wird, ohne Zauberei,
Auch selbst der Januar in Nova Zembla May:

Dramaturgiſche Monate.

Vierter Band.

Von

Johann Friedrich Schink.

Drink deep, or taſte not the Pierian ſpring,
There ſhallows draughts intoxicate the brain,
And drinking largely ſobers us again.

POPE.

Schwerin.
Im Verlag der Bödnerſchen Buchhandlung,
1791.

An den

Herrn von Gerstenberg,

zu Altona.

Hochachtung und Bewundrung sind schon lange die Empfindungen, mit denen ich den Nahmen, **Gerstenberg**, denke und ausspreche. Schon in meinen Jünglingsjahren war er mir ehrwürdig, und ist es mir jezt, da ich nun auch verstehe, was ich damals nur bewunderte, doppelt. Ich bin so frei, mit diesem Nahmen die Fortsezzung eines Werks zu zieren, das der vortrefliche Mann, dessen Geist diesem seinen Nahmen Unsterblichkeit gab, seines Ehrenvollen Beifalls würdig gefunden hat. Und wenn er nun die öffentliche Zueignung dieses Buchs eben so günstig aufnimmt, als das Buch selbst;

wenn er seinen Beifall, bei einer schärfer prüfenden Lektüre desselben, nicht zurüknimmt, wenn es mir zu seiner Achtung für mich, als Schriftsteller, auch noch seine Achtung für mich, als Mensch, erwirbt, so hab' ich nichts mehr zu wünschen übrig, und dieser Gewinn ist einer der schäzbarsten meines Lebens.

Möchte doch dieser Gewinn, verehrungswürdigster Herr von Gerstenberg, mir zu Theil werden! Möchten Sie doch die Gesinnungen der Hochachtung und Bewundrung gütig aufnehmen, mit denen ich unausgesezt bin

Ihr

gehorsamst ergebenster

Schink.

Inhalt des vierten Bandes.

Erstes Stük.

Seite

XL. Entwiklung des Karakters der Hofrätin im Iffflands Frauenstand, nach dem Ideal der Madam Schröder. = = = 845

XLI. Die Sonnenjungfrau, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Herrn von Kozebue.

Schönheiten dieses Schauspiels. = 910

Uiber die Rollen der Idali und Amazili. Winke für die Schauspielerinnen über die Art ihrer Darstellung. = 915

Erinnerung gegen die Wahrheit der Sitten in den Karakteren des Ataliba, Rolla und des Oberpriesters. 916

Uiber Rolla's Darstellung von Seiten des Schauspielers. = = 918

Kritische Beleuchtung des Karakters der Cora. = = = 919

XLII. Auszug aus einem Briefe über das Italienische Theater, vom Herrn Professor Meyer.

Uibersezzung des Schröderschen Fähndrichs in's Italienische. Verän-

Ste
derungen, die der Uiberſezzer damit vorgenommen. = = = 921

Nachricht von der italieniſchen Uiberſezzung des deutſchen Hausvaters, und Iffl ands Verbrechen aus Ehrſucht. = = = = 923

Zweites Stük.

XLIII. Die vier Vormünder, Poſſe in drei Aufzügen, von Miß Centlivre, und der vernünftige Narr, Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Patrat, von Schröder.

Verdienſte der Miß Centlivre um die engliſche komiſche Bühne. = 925

Uiber die allzu groſſe Kühnheit der engliſchen Dichter in Darſtellung der Sünden gegen das ſechſte Gebot, mit Erinnerungen dagegen. = = 927

Nähere Kritik der vier Vormünder. 930

Vertheidigung des Poſſenſpiels gegen einige allzu delikate Kunſtrichter und Zuſchauer. = = = 939

Uiber die Darſtellung des Glüksritters in Miß Centlivre's Poſſe. = 942

Seite

Beurtheilung des vernünftigen Narren. = = = = 945

XLIV. Das Kind der Liebe, Schauspiel in vier Aufzügen, von Hrn. von Kozebue.

Aehnlichkeit dieses Schauspiels in Plan, Situazionen und Karakteren mit Schröders Fähndrich. = 946

Herrn von Kozebue's originelle, feine und glükliche Anwendungen von Schröders Erfindungen. = = 948

Originalgestalt dieses Schauspiels auf der Dresdner Bühne. Wichtige Erinnerungen dagegen. Entwiklung des Vortheils, den das Kind der Liebe durch die Berliner Veränderungen erhalten hat. = = = 951

XLV. Alderson, Trauerspiel in vier Aufzügen, von Brandes, und Ehrgeiz und Liebe, Lustspiel in zwei Aufzügen, von Schröder.

Quelle, aus der Brandes sein Trauerspiel geschöpft hat. = 961

Herrn Brandes eigene Erinnerungen über sein Trauerspiel. = = 962

Härte, Unbestimmtheit und Unwahrscheinlichkeit des Helden dieses Trauerspiels, Alderson. = = 969

Seite

Uiber Charlottens Tod aus heiler Haut. = = = = 974

Unnötige Dehnung des Stüks in fünf Akten. = = = = 975

Feinheit des Schröderschen Lustspiels, Ehrgeiz und Liebe. = 977

XLVI. Hoffart und Armut, Lustspiel in vier Aufzügen, von Beil, und der Schulgelehrte, Posse in einem Aufzuge, von Miß Cowlei.

Glükliche Züchtigung hochadlicher Pauvertät und Impertinenz in Beils Lustspiele. = = = 979

Tadel des ungleichen Tons, der in diesem komischen Gemälde herrscht, und der Karrikaturzeichnungen, zu denen sich der Dichter hier und da hat hinreissen lassen. = = 983

Uiber Hofmeister und Hofmeisterer-ziehung. = = = = 985

Ursachen, warum der Schulgelehrte nicht überall gleich zum Lachen reizen wird. = = = = 990

XLVII. Diego und Leonore, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Unzer.

Ein-

Eindruk dieses schönen Trauerspiels auf die Jugendphantasie des Dramaturgen. = = = = 992

Urtheil über dies Trauerspiel. = 994

Leonorens, des Patriarchen und des Pater Timotheo's meisterhaft gezeichnete Karakere näher entwikkelt. 995

Glükliche und Sinnreiche Veränderung der Katastrophe dieses Trauerspiels von dem Dichter in der neuern Ausgabe desselben. = = 1003

Uiber den ausgearteten Theatergeschmak unsrer Publikums. = 1005

XLVIII. Uiber die Medea von Euripides, von Heinrich Blümner. Leipzig, bei Sommer, 1790.

Veranlassung dieser lesenswerten Schrift. = = = 1009

Stellen daraus. = = 1011

Bemerkungen des Dramaturgen darüber. = = = = 1013

Vortrefliche Entwiklung der Menschlichkeit des Karakters der Euripideischen Medea durch Herrn Blümner. = = = = 1023

Drittes Stük.

Seite

XLIX. Verbrechen aus Ehrsucht, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

Ursachen der allgemeinen Sensazion dieses Schauspiels auf das deutsche Publikum. = = = 1025

Kurze Karakteristik der Hauptpersonen dieses Familiengemäldes. = 1026

Entwiklung der Menschlichkeit in Ruhbergs Verbrechen, aus seiner Erziehung, Temperament, seinen Leidenschaften, Umständen und Verhältnissen hergeleitet. = = = 1030

Zweifel über die Raschheit, mit der Eduard Ruhberg sein Verbrechen begeht. = = = = 1037

Schöne Darstellung der Folgen von Ruhbergs unglüklicher That. = 1041

Lob der Vorstellung. Herrn Klingmanns Eduard Ruhberg. = 1043

L. Die Entführung, Lustspiel in drei Aufzügen, von Jünger.

Inhalt des Lustspiels. = = = 1053

Uiber

Seite
Uiber Jüngers Manier. = 1070
Vortreflichkeit der hiesigen Vorstellung. = = = = 1073
LI. Bewußtseyn, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland.
Veranlassung dieses Schauspiels. 1074
Allzu grosse Härte, mit der der Dichter das leidenschaftliche Verbrechen seines jungen Ruhbergs züchtigt. 1079
Urtheil eines andern Rezensenten hierüber. = = = 1080
Erinnerungen gegen die Personage des Grafen Meldenstein. = = 1085
LII. Schröders Lear. = = 1087
LIII. Erklärungen über verschiedne Wünsche, Anfragen und Gerüchte, die dramaturgischen Monate und ihren Verfasser betreffend. = 1042
Antwort auf einige Zuschriften, die die Fortsezzung der dramaturgischen Monate wünschen. = = 1043

Seite

Uiber die Anfragen verschiedner ungenannter Korrespondenten, Nachrichten von deutschen öffentlichen und Privatbühnen betreffend. = = 1044

Erklärungen über einige Gerüchte, die allzu sehr für die schriftstellerische Fruchtbarkeit des Dramaturgen sorgen. = = = = 1045

Dramaturgische Monate.

Vierter Band.

Erstes Stük.

XL.

Am neunten, zehnten und eilften Merz, die Wiederhohlung des Schauspiels: Frauenstand.

Wenn der Karakter der Hofrätin in dem Schauspiel: Frauenstand, hier in Hamburg, troz seiner Idealität, dennoch Sensazion machte, sogar, während der Vorstellung, täuschte, uns, vor der Bühne, gleichsam seine Erzengelnatur vergessen ließ: so hat das Spiel der Madam Schröder an dieser Täuschung und Vergessenheit einen sehr grossen Antheil. Ihr Blik, ihr Ton, und die ganze Art, mit der sie die Uibermenschlichkeit dieses Karakters entfaltete,

war Blik, Ton und Art unserer Welt; und so lange sie uns dieses Tugend- und Hoheitsmuster vorhandelte, liessen wir uns auch überreden, dieses Exfrauenzimmer könne doch wohl zu den Wesen unsrer sublunarischen Erdkugel gehören.

Das soll nun kein Kompliment für die Schauspielerin auf Kosten des Dichters seyn. Es ist nie meine Art, irgend Jemand ein Verdienst anzurechnen, das er nicht hat; irgend einer Person, selbst einer Dame nicht einmahl, ein Lob zu ertheilen, für das ich keine Gründe habe; und so mag denn die nähere Entwiklung dessen, was Madam Schröder aus dieser Rolle machte, die Wahrheit meiner Aussage bestätigen.

Gleich ihr erster Auftritt karakterisirt sie, als die Frau, die die Würde ihres Geschlecht blos in der treuen Ausübung menschlicher Pflichten, nicht in einem idealen Tugend- und Hoheitsprunk sezt. Aus Gefälligkeit für ihren Mann, der gern Figur machen will, ist ihr Anzug gepuzter und brillanter, als er wohl sonst für eine Frau, die sich auch um die kleinsten Angelegenheiten des Hauswesens bekümmert, sogar in der Küche und am Feuerheerd ihr Wesen treibt, paßt, und überhaupt mit ihrer Flitter- und Schimmerfreien

Denkart

Denkart übereinstimmt. Aber selbst dieser gesuchtere, gallantere Hauspuz ist bei der Künstlerin Wiederschein der edlen Symplizität, die ein Hauptzug im Karakter der **Hofrätin** ist, und die all ihr Denken und Empfinden, ihr Reden und Handeln bezeichnet. Die Kunstlose, einfache Frisur, ohne Schmuk, Blumen und Federntand, der Schnitt ihres Kleides, zwar modern, aber doch nicht der neueste des Modejournals; die Garnirung desselben, zwar gustos, aber doch nicht prunkend und flimmernd; kurz, die ganze Anordnung ihres Puzzes, bestätigen die Bescheidenheit, die ihre Augen, ihre Dikzion und ihr Betragen ankündigen.

Sie kömmt, ihrem übellaunigen, verstimmten, mit aller Welt und sich selbst unzufriedenen Manne einen guten Morgen zu bieten. Dieser, durch eine moralische Vorlesung seines Onkels über seine unselige Sucht nach Flittergrösse, seine unordentliche Lebensart, und die Vernachlässigung seiner liebenswürdigen Gattin, mehr als jemals, in seine peinliche Unbehaglichkeit versenkt, erwiedert ihren freundlichen guten Morgen kalt und frostig. Dennoch bleibt ihre Freundlichkeit dieselbe. Selbst, als er sich diese bestimmten

Morgenzusammenkünfte für die Zukunft verbittet, und, auf den Fuß der grossen Welt, nur zufällig mit ihr zusammentreffen will, zeigt sie ihm noch ein gefälliglächelndes Gesicht. Sie gebietet dem kleinen Wölkchen, das, bei dieser neuen Verkümmerung ihrer häuslichen Freuden, leicht auf ihrer Stirne schwebt, zu entschwinden, nimmt einen muntern und schäkernden Ton an. Aber auch dieser muntre, schäkernde Ton bleibt ohne Wirkung, mit trokner Höflichkeit verläßt er sie, und sie und der Onkel, gleich getroffen von diesem unfreundlichen Betragen, bleiben zurük.

Zärtlich bekümmert sieht sie ihm nach, läßt dann ihren sanftgetrübten Blik auf ihren Busen sinken, die Hände leicht ineinander geschlungen, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Laut von sich zu geben, ein Bild stillleidender Geduld. Onkel Lestenfeld, an ihrem Kummer väterlich theilnehmend, beobachtet sie, sucht durch Gespräch ihr gepreßtes Herz zu erleichtern, und beginnt es mit der Bemerkung: "der Vetter ist "übel aufgeräumt." Ihr Blik bleibt gesenkt, ihre ineinander geschlungnen Hände behalten ihre Lage; ein leiser Seufzer hebt ihre Brust, und

ein wehmütiges: "Sie haben Recht!„ ist alles, was sie erwiedert. Mehr erlaubt sie sich nicht, im Gegentheil geht sie in den Ton ruhiger Unbefangenheit über, der sogar nach und nach heiter und frei wird, als der Aufseher über ihr Landgut kömmt, und ihr von dem blühendem Zustande desselben Nachricht bringt. Jezt erwacht sie, wie zu einem neuen Leben, spricht mit Enthusiasmus von diesem ihren Lieblingsaufenthalte, von den Freuden, die dort ihrer warten. Dort kann sie das Glük des häuslichen Lebens rein und unverfälscht geniessen. Dort ist auch ihres Gemahls Herz offen für diesen Frohgenuß, dort ist er Mann und Vater. Mit Entzükken sieht sie der künftigen Woche entgegen, wo ihr eigentliches Seyn wieder beginnen wird; wandelt schon im Geist an ihres Mannes Arm durch Feld und Hayn, sieht schon in Gedanken den jugendlichen Vergnügungen ihres Kleinen zu, wie er mit dem von ihr selbst gestrikten Nezze Fische fängt, und ihr triumphirend seinen Fang erzählt. Ihr ganzes Wesen ist Fröhlichkeit und Wohlbehagen, ganz Leben und Feuer. Im rosenfarbnen Licht erscheinen alle Gegenstände um sie her. Der Geist der innigsten Zufriedenheit haucht aus

ihrer Kehle. Schwärmerisch und begeistert strömt der Ton ihrer Stimme von ihren Lippen:

„Dort kömmt alles mir freudig entgegen. Die Alten grüssen mich vertraulich, rasch hüpfen die Kinder vor mir her. Da seh' ich Menschen, denen ich Gesundheit gegeben habe durch Arzenei und Trost; Frucht, die ich pflegte, Bäume, die mein August sezte, eine Laube, worin er arbeitet.„

Ein sanftes Rot überzieht ihre Wangen. Die süsse Empfindung, glükliche Menschen gemacht zu haben, und noch machen zu können, blinkt in milden Strahlen aus ihren Augen. Die Vorstellung vom Wiedergenuß langentbehrter Glükseligkeit im Schooß ländlicher Ruhe und Einfalt, giebt ihrer Phantasie immer mehr Lebhaftigkeit, dem Ausdruk ihrer Empfindung immer mehr Sanftheit und Melodie:

„Hab' ich den Tag emsig und nüzlich vollbracht, und mein August ist zufrieden mit mir: so leuchtet der Strahl der Abendsonne so schön zu unserm kleinen Mahle. Alles zieht aus den Feldern heim zu seinen Hütten; der segnende blaue Duft ruht auf der ganzen Landschaft. Wenn nun die Abendglokke

glokke zu Dank, Zufriedenheit und Ruhe ruft, dann fühle ich mächtig: ich bin ein glükliches Weib!„

Voll von diesem Gefühle hat sich rings um sie her die Szene verändert. Alle andern Erinnerungen sind in ihrer Seele schlafen gegangen. Leichter, als athmete sie schon den reinern Odem der Natur, hebt sich ihre Brust. Heiter, als blinkte schon der Strahl der aufgehenden Sonne darin, lächeln ihre Augen. Sie lebt und webt schon in ihrem Elysium. Onkel Lestenfeld muß ihr versprechen, mit ihr zu ziehen. Da will sie ihm das Zimmer zurecht machen lassen, was die Aussicht auf die Landstrasse hat. Gleich darneben will sie eine Voliere anlegen, daß die Vögel ihm die Grillen wegsingen können, wenn Nebel und Regen ihn zu Haus halten; und über ihre Blumen soll ihm die Souverainität aufgetragen werden. Sie wird einen Freund mehr haben, der an ihren Freuden Theil nimmt, ein Gefühlvolles Herz mehr, für das Genuß der Natur Interesse hat. Diese Sorgen- und Kummerfreie Stimmung dauert fort, bis einige Winke des Onkels sie wieder an ihre vergeßnen traurigen häußlichen Verhältnisse erinnern. Er

sagt ihr, wiewohl schonend und nur fern andeutend, daß es ihm in ihren vier Wänden nicht mehr so gefällt, wie sonst; daß er sich nach einem Kreise sehnt, wo er Pflege, als Produkt der Anhänglichkeit, nicht als Almosen empfängt; nach einem Geschöpfe, das sich an ihn schließt, mit Herzensergebenheit ihn durch das Leben gleitet. Er hat einen Ring, sein Weib trug ihn, den seinen hat sie mit in's Grab genommen. Er kennt ein Mädchen, dem er seines geliebten Weibes Ring wohl übergeben möchte. Dieses Mädchen kennt auch sie, es ist ihre Schwester. Ihr soll sie diesen Ring geben und sie fragen, ob sie ihn annehmen will? Will sie nicht, so geht er mit ihm in's Grab. Dies ist sein Auftrag, er geht, und läßt die sanfte Dulderin allein.

Mit beflortem Blik betrachtet sie den anvertrauten Ring, stekt ihn langsam an den Finger, und traurige Ahndungen klemmen ihr Herz zusammen. Ihr Auge, halb empor gehoben, verräth, was in ihr vorgeht; Schwermut schwimmt in ihm, und leise haucht sie diese Schwermut in den Worten aus:

"Es gefällt ihm nicht mehr bei uns."

Nach einer kleinen Pause bricht sie mit bedeutendem Akzent in die Frage aus:

"Warum?„

Und mit dem innigsten Tone des Gefühls, der zu erkennen giebt, daß das darum für sie kein Geheimnis ist, beantwortet sie die sich selbst aufgeworfne Frage:

"Es ist freilich manches anders worden.„

Tiefseufzend wiederhohlt sie sich's:

"Manches!„

Gepreßter, schmerzlicher sezt sie hinzu:

"Und dadurch verlier' ich ihn.„

Und, Blik und Stimme sinkend, fährt sie fort:

"Wenn ich ferner so verliehren sollte!„

Indem tritt der Hofrat ein, und sie preßt einen neuen Seufzer zurük. Ihr Trübsin weicht, lächelnd geht sie ihm entgegen, Lieb' und Ergebenheit ist in allen Zügen ihres Gesichts ausgedrükt. Die Arme! so viel sie auch geahndet hat, den Schlag ahndete sie nicht, der sie jezt treffen soll. Zwar prophezeihte ihr ihr weissagendes Herz noch manchen Verlust, aber den Verlust ihrer einzigen, lezten Freude, den sah sie nicht voraus. Ihr Landgut ist verkauft. Die schöne Hofnung zum Genuß ungetrübten häus-

lichen Friedens, sie ist dahin! Nicht mehr wird ihr Alt und Jung freundlich entgegen kommen, nicht mehr ländliche Gesundheit und Frohsinn ihr dankbar entgegen lächeln. Sie wird keine Frucht mehr pflegen, nicht mehr unter selbst gepflanzten Schatten sitzen, nicht mehr der Morgensonne zuvorkommen, nicht mehr, von ihrem Abendstrahl beleuchtet, ihr ländliches Mahl einnehmen! Vorbei sind nun die Träume, auf einige Wochen den Mann ganz zu besitzen, den ihre Seele liebt; an seiner Seite sich des Seegens ihrer Felder und Gärten zu erfreuen, mit ihm zu säen, Unkraut auszujäten, zu ernten, Blumen zu pflükken, Früchte zu brechen. Umsonst hat sie das Fischnez gestrikt, sogar ihr Kleinet, kömmt um ein Vergnügen, für das er so leidenschaftlichen Hang hat. Dem guten Onkel wird kein Zimmer zurecht gemacht, keine Voliere angelegt, nicht die Souverainität über ihre Blumen anvertraut werden. Ach! in dieser einzigen verkümmerten Freude, auf ihrem Gute zu leben, liegt der Verlust aller ihrer Freuden. — Ganz verliert sie nun den geliebten Mann, ganz den Freund, dem sie so gern eine Stäte in ihrem Hause bereitet hätte. Und ihr Kind, ach! auch

das

das muß seine liebsten Wünsche entbehren. Wahrlich! diese Prüfung ihrer Toleranz ist die härteste, die sie bisher traf. Sie mit Gleichmut aufnehmen, auch hier ihre Empfindlichkeit nicht laut werden lassen, ist ein Kunststük, dem sich selbst die größte Virtuosin in der Geduld nur mit grossem Kampf unterziehen würde. Aber sie thut es; bei dem Dichter mit einem Heroismus, der über die Gränzen der menschlichen Natur hinausgeht, bei der Schauspielerin aber mit dem Sträuben, durch das sie wieder zu der Natur herabsteigt, über die sie der Dichter empor gehoben hat.

Die Nachricht von dem Verkauf ihres Gutes beugt sie in eigentlichem Verstande, zerknikt auch das kleinste Blümchen von Freude, das auf ihrem Gesichte eben wieder aufzublühen schien. Ihr unwillkührlich zurükwankender Fuß, ihr gepreßtes Athemhohlen, ihre peinlich zusammengedrükten Hände bewähren auffallend und einleuchtend, wie sehr diese unerwartete Hiobspost sie trift. Wehmütig schlägt sie die Augenwimpern auf, eine halbe Thräne zittert darunter hervor; leis' und schmelzend bricht ihr Schmerz aus:

„Ach August!„

Und

Und mit dem unverhohlenem Ausdruk des gekränkten Herzens, doch nur sanft vorwerfend, klagt sie weiter:

"Eben wollt' ich dich fragen, ob wir nicht die andre Woche hinausziehen würden."

Dann dringender, wärmer, ausströmender:

"Vorhin war der alte Werner *) bei mir. Es soll alles so gut stehn, die Früchte, die Saat! Ach! es soll dies Jahr reizender seyn, als jemals."

Was ihr diesen Verlust noch empfindlicher machen muß, ist ein gänzlicher Mangel an Theilnahme von dem Unartigen, der sie mit jedem Tage um eine neue Freude ihres Lebens bringt. Schmeichelnde Uiberredung, herzliches Mitempfinden, Achtung für den Kummer, der unsre Augen trübt, Bemühung, ihn zu lindern, und seine Last zu erleichtern, läßt uns auch den empfindlichsten, den schmerzlichsten Verlust mit einer Art von Ergebung ertragen, macht uns, wenigsten auf eine Zeitlang, vergessen, was wir verlieren. Aber dumpfe Verschlossenheit gegen unser Leiden, trokner Widerspruch unsrer gereizten Empfindlichkeit,

*) Der Aufseher über das Landgut.

keit, kalte Befremdung bei unserm Schmerz über eine uns verkümmerte Freude: erhöht die Größe unsres Verlustes, wir sträuben uns um so mehr dagegen. Dies ist hier der Fall. Hofrat Lestenfeld scheint nicht nur des Kummers seiner Gemahlin gar nicht zu achten, er äussert sogar Verdruß darüber; denn er deklamirt gegen ihre Liebe zu diesem ländlichen Aufenthalte, sezt ihren Geschmak daran herunter, schilt ihr Paradies einen ennüyanten Winkel; und, als sie mit Feuer und Wärme darauf erwiedert:

"Ach! so schien es mir niemals!„

findet er es unbegreiflich, kann nicht fassen, wie Strohdächer, Gras und Armut einen Seelenerhebenden Anblik gewähren können. Umsonst sucht sie ihn durch die schöne und wahre Bemerkung zu widerlegen: "daß die einfache Natur die Seele stärkt, wie Grün das Auge;„ umsonst fügt sie zu dieser Bemerkung eine andere, tief aus ihrem Herzen quellende hinzu:

"Dort genossen wir uns Tage, hier — kaum halbe Stunden;„

er beharrt auf seinem troknen Machtspruchston, und vermehrt ihre Empfindlichkeit noch durch die kalte, halb bittre Frage:

"Also

„Also, du wirst mir es nicht verzeihen, daß ich das Gut verkauft habe?„

So kalt behandelt bei ihrem empfindlichsten Verluste, so äusserst untheilnehmend bei dem Kampfe, den ihr diese Aufopferung kostet; so mannichfach vernachlässigt und zurükgesezt: wie kann sie, wenn sie nicht zum Geschlechte der Engel, wenn sie wirklich zu uns gehört, anders, als die gekränkte, unartig mitgespielte Frau reden und handeln? Unter solchen Umständen muß auch die sanfteste weibliche Natur aus ihrem Gleise treten, ihre Unterdrükkung fühlen, sich dagegen sträuben, und laut darüber werden. So müssen wir wenigsten nach den Beobachtungen und Erfahrungen schliessen, die wir täglich sowohl über weibliche, als menschliche Natur überhaupt, zu machen, Gelegenheit haben. Wenn also Herrn Ifflands Sophie Lestenfeld von allem, was wir beobachtet und erfahren haben, gerade das Gegentheil thut, ihre äusserst gereizte Empfindlichkeit in sich zurükpreßt, das Gefühl ihrer Unterdrükkung verleugnet, dem kalten, unhöflichen Freudenräuber sogar ein heiter lächelndes Gesicht zeigt, und ihm verspricht, ihn über ihren Verlust weiter keine Klage hören

zu

zu lassen: so ist das ein Kunststük, das wir der weiblichen Natur nicht zutrauen, dessen wir den Menschen überhaupt, so lange er nehmlich unter dem Monde herumwallt, schlechterdings nicht fähig halten. Wenn sie vollends, da dieser von der kleinen Sucht nach Fliter und Schimmer gänzlich verdrehte Schwächling mit ein paar brillantnen Ohrringen die ihr eben gestohlne Lieblingsfreude zu ersezzen glaubt, ihre Toleranz so weit treibt, daß sie diesen elenden Tand, der sie ihr Paradies kostet, auf der Stelle einhängt, um seiner Prunk- und Prachtliebe ein Kompliment zu machen; wenn sie über den jämmlichen Vorwurf, daß sie in Gesellschaften nur das Verdienst einer Hausfrau zeigen kann, lächelt, schäkert; und in einem Tone der Herzlichkeit, Traulichkeit und Frohheit mit ihm spricht, als hätte sie kein unfreundliches Wort aus seinem Munde gehört, als hätt' er ihr nichts genommen, was ihr lieb war, obschon seine Unfreundlichkeit und ihr Verlust tief in ihr Herz schneiden: so sehn wir uns wieder mit grosser Verwundrung an, wie dieser Seraph im Weiberrokke sich zu uns armen Erdensöhnen und Erdentöchtern verirrt hat?

In

In der Darstellung der Madam Schröder rükt indes diese Tochter einer höhern Region unsrer Zone etwas näher. In ihrem Gesicht bleibt immer eine kleine Falte des Grams zurük. Sie lächelt, aber ihr Lächeln läßt mehr wie ein Lächeln; wenigsten lächelt der Frohsinn nicht so. Ihrem freiem, munterm Tone hört man die Mühe an, die sie sich giebt, zu verbergen, was sie nagt. In der Versicherung, daß sie das verlohrne Gut nicht übien Mutes machen soll, ist Anstrengung sichtbar, so wie in der Gefälligkeit, mit der sie die Brillanten auf der Stelle in ihre Ohren hängt. Sie sagt und thut alles, was ihr der Dichter vorgeschrieben hat, aber weniger ideal, minder überirrdisch. Sie sucht zu vergessen, was sie verlohren hat, aber sie vergißt nicht. Es wird ihr schwer, zu verbergen, was sie drükt, abzuziehn ihre Gedanken von dem Verluste ihrer lezten und reinsten Freude. Geberde, Ton und Spiel haben einen Anstrich von Trübsinn, von Gepreßtheit und Wehmut; und weder ihr angenommenes Lächeln, noch der nachgeahmte Ton der Heiterkeit sind so treu, daß wir nicht sehen sollten, sie empfindet, wie ein Weib in ihrer Lage empfinden muß, das Gefühl hat für Vernachläs-

sigung,

sigung, für tägliche Schmählerung ihrer Wünsche und Hofnungen.

Durch diese Behandlung tritt sie denn nun auch uns, und wir ihr näher. Unser Mitgefühl für ihre Leiden und Freuden, für ihre Prüfungen und ihr Ausharren, ist nun um so herzlicher, inniger und wärmer, da sie Menschen ähnlich empfindet, mit menschlichen Schultern trägt, und überall, selbst während ihres größten Heroismus, — wie Blik, Geberde und Ton andeuten, — der leidenden Natur ihr Recht wiederfahren läßt.

Die Szene rükt weiter. Der arme Mann — denn, wahrlich! wer der ärmlichen Begierde, ein glänzendes Haus zu machen, ein Mann von Einflus zu heissen, in den Vorzimmern der Grossen zu paradiren, und mit einem traulichen Kopfnikken von ihnen beehrt zu werden, häusliche Freude und häusliche Glükseligkeit aufopfern kann, ist, in eigentlichem Sinne des Worts, wahrhaft arm; — der Bedaurungswürdige Kämpfer um das geschäzte Nichts einer eitlen Ehre, muß sich verschiedenemal krümmen und winden, um die Kleinlichkeit seiner Stekkenreiterei in den Augen seiner sanften, wahrer und

richtiger empfindenden Gattin zu rechtfertigen. Sie zu beruhigen, und nicht ganz in ihrer Meinung von ihm zu sinken, versichert er sie seiner fortdauernden aufrichtigen Zuneigung. Nur protestirt er — der arme, arme Mann! — gegen jedes zu bürgerliche Ehestandsverhältnis, gegen zu Hausesizzen und Attentionenspiel, wie er's nennt. Es erschlaft, nach seinen, durch ein elendes Vorurtheil eingeengten Begriffen, die Seelenkräfte, und strebt gegen den Plan der Erhebung seiner Familie. Mit diesem jämmerlichen Trost entfernt er sich, um an der Toilette einer — Rauning seinem kläglichen Gözzen, Großsucht, ein paar Weyhrauchkörnerchen zu streuen.

Da steht nun die arme Verlaßne! Die gewaltsam zurükgehaltnen bittern Empfindungen ihres Herzens, die bisher nur in ihren schwer sich erhebenden Blikken, auf ihrer sanft umschatteten Stirne sichtbar waren, lösen sich jezt in tief aus dem Innersten ihrer Seele aufströmenden Klagen auf:

„Nun ist alle meine Freude dahin!„

In den weichern Ton der um jede Hofnung getäuschten Liebe übergehend, wird ihre Klage

milder,

milder, aber noch immer ist sie tiefes Gefühl des immer mehr dahinschwindenden Glüks ihres Lebens:

"Auf dem Lande war er wieder derselbe. Er zog Bäme an, lehrte seinen Friz, arbeitete, wie ein Mann, für sein Vaterland!

Dann wieder mit dem Ausdruk der Trostlosigkeit, die alles verlohren giebt:

"Jezt ist es um alle Hofnung gethan!„

Sie sezt sich, ganz in den Gedanken ihres grossen Verlustes versenkt. Ihr kleiner Friz hüpft freudig herein. Werner ist da gewesen. Jezt wird es wieder zum Fischen gehn. Hart trift sie die Vorstellung, daß auch dieses Kind um seine Lieblingsfreude betrogen wird. Trüb sinkt ihr Blik auf den armen Jungen herab, und mit mühsam unterdrüktem Schmerzenston erwiedert sie ihm:

"Nein, mein gutes Kind!„

Friz, der nicht weiß, was vorgefallen ist, beharrt unschuldig naiv auf seinem Sinn. Gepreßter noch, als vorher, bemerkt sie, wie sehr das Kind an diesem Vergnügen hängt. Die Nothwendigkeit, ihm schlechterdings alle Hofnung dazu zu nehmen, zieht die Falte des Kummers

in ihrem Gesichte dichter zusammen. Schmerzlich wendet sie ihr Gesicht von ihm ab, ergreift seine Hand, und mit Anstrengung die Thränen zurükhaltend, sagt sie beklommen und schwerathmend:

"Nein, Friz, wir gehn nicht hin."

Der gute Knabe, durch diese doppelte Verneinung äusserst befremdet, glaubt seine Mutter auf sich böse. Ihn darüber ausser Sorgen zu sezzen, wendet sie Kopfweh vor; und sie muß ihn aufheben, damit er ihre heisse Stirn blasen kann. Diese kindische Sorgfalt des Kleinen stimmt die Sayten ihres Herzens melodischer, mit herzlicher Ergiessung umarmt sie den Knaben, nennt ihn ihren guten Jungen, und eine leichte Heiterkeit kehrt in ihrem Gesicht zurük. "Ist Mütterchen nun besser?" fragt Friz. Ein ruhiges "Ja" ist die Antwort, "mir ist besser, viel besser." Gestärkt durch die Liebe des Kindes zu neuen Prüfungen, steht sie mit festem Tritt auf, und küßt ihren kleinen Freund wieder. Der Ton ihrer Stimme ist der Wiederschall des Trostes, der ihre Seele mit neuem Mut, zu leiden und zu tragen, erfüllt:

"Du guter Knabe! Der Himmel erhalte dich mir, und gebe mir immer den Trost deiner Liebe."

Wer ist froher; als Friz? Nun ist Mütterchen nicht mehr krank. Nun wird sie mit ihm auf's Land gehn. Das Nez ist fertig, sie wird mit ihm fischen. Seine Augen funkeln für Vergnügen. Die gute Mutter beobachtet ihn eine Weile. Ihre Seele, wieder frohen Empfindungen offen, sinnt, dem Kinde wenigstens einen Ersaz für die Freude zu geben, die es entbehren muß; seinem verlohrnen Vergnügen ein anderes unterzuschieben. Sie erinnert sich eines Kirschbaums in ihrem Hofe, dessen Früchte der Knabe gern ißt; von dem spricht sie zu ihm. Die Raubvögel fressen ihn ganz leer; das zu verhindern, würde das Fischnez trefliche Dienste thun. Man spannt es über den Baum, und Friz behält seine Kirschen. Diese Idee ist eben so fein, als sie natürlich ist. Um Kinder eine verdorbne Freude vergessen zu machen, darf man ihre Gedanken nur davon ab, und auf eine neue lenken, die ihre Phantasie in Thätigkeit sezt. So ist es auch bei Friz. In dem Augenblik, da das Wort, Kirschbaum, in seine Ohren fällt, und die neue Anwendung des Nezzes ihm beschrieben wird, ist auch die ganze Fischerei aus seinem kleinen Köpfchen verschwunden; der

Baum, mit dem Nezze bekleidet, zu dem die bösen Vögel nun nicht mehr zukönnen, pflanzt sich vor seine kindische Phantasie, und vergessen ist, wovon sein Gehirnchen noch eben ganz voll war. Er kann es kaum erwarten, bis der Plan, der seinem Schlekkermäulchen die Kirschen erhält, ausgeführt ist; er zieht die Mutter am Rokke, und will diesen Plan auf der Stelle in's Werk gesezt sehn.

Die Anwendung, die der Dichter seine Sophie von dieser leichten Bereitwilligkeit des Knabens, seine Unterhaltung zu wechseln, machen läßt, ist eben so fein, als die Idee, die sie veranlaßt; und wird von der Schauspielerin, die ihren Dichter vollkommen versteht, eben so fein ausgeführt. Sie hat ihren Zwek erreicht, das Kind ist beruhigt, zufrieden sogar. Froh blikt ihr Auge himmelwärts, mit freudiger Rührung faßt sie die Hand des Knabens, lächelt ihm mütterlichmild an, und athmet eben so mild ihre Rührung von ihren sanft sich öfnenden Lippen in den Worten aus:

"So willig wechselst du deine Freuden — und ich sollte eigensinniger auf dem Spielwerk meiner Seele beharren?„

hebt

hebt dann mit einem festen "Nein„ das liebe Kind auf, küßt es, und eilt, durch Geberd' und Ton die menschlichedle Reflexion ihres schönen Geistes und Herzens bestätigend: "daß, wer ganz für andre lebt, am meisten für sich selbst lebt,„ heiter und schnell mit ihrem Lieblinge davon.

So vortreflich nun auch diese Wendung in Sophiens Karakter an und für sich schon ist, so viel Ehre sie auch dem Dichtungsgeiste ihres Urhebers macht: so erhält sie doch durch die menschliche Vorbereitung der Künstlerin, mit der sie die vorhergegangnen allzu idealen Züge des Dichters zu unsrer Natur herabstimmt, erst ihre volle Wahrheit. Sie scheint uns nun nicht mehr überirdische Anspannung, sondern die natürliche Folge ihrer zarten Empfindlichkeit, die zwar von der Beraubung ihres lezten und einzigen Lebensgutes mächtig ergriffen wurde, aber zugleich auch aus der Bereitwilligkeit, mit der ihr Kind einer ihm eben so am Herzen liegenden Unterhaltung entsagt, für sich eine Lehre zieht, und in der ihm, statt der verlohrnen, untergeschobnen Freude einen Ersaz für den Verlust der ihrigen findet.

Der Entschluß, ganz für andere zu leben, anderer Glük zu ihrem Glükke zu machen, und gern zu entbehren, wenn die Geliebten ihres Herzens nur dadurch genieſſen, wird in der edlen Frau bald zur That. Traurige Nachrichten von dem Verfall ihrer häuslichen Angelegenheiten ängstigen ihr Herz. Sie erfährt, daß es nicht blos kleine Unordnungen sind, die ihre häusliche Oekonomie zerrütten, daß es wirklich schlimm, sehr schlimm steht. Man spricht sogar von einem Koncurs. Und wollte sie auch zu ihrem Troste zweifeln, daß es so arg sey, so bestätigt doch mancher andere Umstand diese Vermutungen nur allzu sehr. Ihr unbesonnener verblendeter Mann hat sich oft und vielfältig an eine kleine, geringfügige Summe erinnern lassen, und sie immer noch nicht bezahlt. Ein Zufall führt ihr diesen Schuldner zu, ihn endlich einmahl zu befriedigen, giebt sie ihren Ring her. Aber damit ist leider! nur wenigem Unglük abgeholfen. Je mehr Erkundigungen sie einzieht, desto bedenklicher lauten sie. Den Untergang aufhalten, die Gefahr abwenden kann und wird sie nicht. Alle Bemühungen dazu, sind vergebens. Sie hat gethan, was sie konnte, hat nachgeholfen, wo sie vermogte,

durch

durch geheime Thätigkeit, durch stilles Wirken; aber vergebens! Auch das Gut, auf dessen Blüthe und Aufrechthaltung sie so viel verwandte, ist nun hin, alle daran gewendeten Summen nun vergebens angelegt. Ach! sie verliert viel, viel mit diesem von ihr schöner und wohlhabender eingerichteten ländlichen Aufenthalte; traulichs Unterhaltung mit dem Manne, frohes Sichselbstleben, Verbreitung fremdes Glüks um sich her, Hofnung zur Wiederherstellung des langsam entschwindenden Wohlstandes ihres Hauses. Mit gedrüktem Herzen giebt sie das alles auf, aber, weil es seyn muß, mit Zusammenraffung aller ihrer Kräfte.

Sie will sich bemühen, zu vergessen, was einmal dahin ist, will nicht mehr klagen, sondern handeln; sehen, wie sie Unheil wenigsten mildern, Unglük erleichtern kann. Aber ihm verborgen will sie wirken, ihn nicht ahnden lassen, daß sie weiß, wie nah seinem Untergange ihr Haus ist; er soll nicht erfahren, wie lange sie schon seinem frühern Sturz entgegen gearbeitet hat. Das würde ihn beschämen, und beschämen mag sie ihn nicht. Genug, wenn er ihr, erwacht er einst von seinem Rausche, Ge-

rechtigkeit wiederfahren läßt, sie dieselbe findet, der er am Altar Lieb' und Treue gelobte; wieder Mann und Vater wird, wieder den Freuden des häuslichen Lebens sein Herz öfnet: dann hat sie alles erhalten, was sie wünschte, dann geht ihr Glükstern von neuem auf. Bis dahin will sie dulden und wirken. Und kämen der Prüfungen auch noch härtere, der Entsagungen noch wichtigere: sie nimmt es auf mit dem Schiksal, sie will tragen und übernehmen: sollt es sie auch noch so viel kosten!

So vorbereitet auf jede neue Prüfung, steht sie da, feste Entschlossenheit in allen Zügen ihres Antlizzes sichtbar: als ein Bedienter die Hauptursheberin alles ihres Unglüks, Mamsell Rauning, meldet. Der ehrliche Kerl, der die saubre Dame nur zu gut kennt, läßt seine Galle über sie aus, und will sie abweisen. Aber, so peinlich auch Sophien in ihrer izzigen Situazion der Anblik dieser Verführerin ihres Mannes ist, sie unterdrükt ihren aufsteigenden Unmut, und erklärt mit Würde und Bestimmtheit:

"Sie wird heraufgeführt."

Es ist ihres Mannes Freundin, und als eine solche kann sie es nicht dulden, daß ihr Gesinde

über

über sie spottet, daß sie verächtlich behandelt wird. Ernst bestrafend verweißt sie dem Bedienten seine Dreistigkeit:

"Nehm' er sich nicht heraus, mit mir über Leute, die das Haus besuchen, zu scherzen. Uiber diese Unanständigkeiten werd' ich mich gegen meinen Mann beklagen, wenn er sie fortsezt. -- Gehe er entgegen."

Aber sobald der Bediente fort ist, zeigt ihre Miene auch wieder, wie sauer ihr diese Anstrengung wird:

"Guter Himmel! — ruft sie mit einem tiefen Seufzer — gieb mir Geduld! Sie könnte mir nötig werden."

Mamsell Rauning tritt ein. Sie empfängt sie höflich, aber nicht freundlich; mit Anstand, aber mit seiner Zurükhaltung. Auch ist Freundlichkeit und geselliges Vertrauen gegen eine Person, die sie zu verachten, Ursach hat, für eine offene, der Verstellung ungewohnte Seele, schlechterdings unmöglich. Die beleidigte und gekränkte Frau, von einem edlen Stolze, von Nachsicht gegen die Verirrungen des Mannes geleitet, kann ihre Nebenbuhlerin toleriren, sie gefällig und artig in ihr Haus aufnehmen, ihr eine

freie,

freie, heitre Stirn zeigen, aber ihr, wie einer Freundin begegnen, sie mit Herzlichkeit bei sich bewillkommen, einer solchen Verleugnung ist nur eine Romanheldin fähig, keine Frau, wie sie die menschliche Natur giebt. So dachte Madam Schröder, als sie sich den Karakter der Hofrätin entwikkelte, und so dachte sie wahr. Bei aller Anstrengung, über sich selbst und die Empfindungen zu herrschen, die der Anblik eines so verächtlichen, für das Glük ihres Lebens so gefährlichen Geschöpfs in ihr rege machen muß; bei aller ihrer Bemühung, nicht sichtbar werden zu lassen, was ihren Busen schneller empor steigen, ihr Herz unruhiger schlafen heißt, verleugnet sie doch nie die mächtigere Menschheit. Bald verräth ein stärker fixirender, nicht von Verachtung freier Blik, bald ein unwillkührlich schneidenderer Ton, daß die Unterhaltung mit einer so zweideutigen Kreatur ihr lästig wird; daß sie ihrer gern überhoben wäre. Von dieser Art sind die Stellen, wenn diese älternde Kokette sie tadelt, daß sie für ihren Mann bezahlt, ihr zu verstehen giebt, daß sie das nicht thun sollte, und sie darauf erwiedert:

"Das sollte man nicht sagen;„

wenn

wenn dieser persiflirende, mit seiner Zunge nichts verschonende weibliche Satan, sogar seine vertrauteste Freundinnen durch die Hechel zieht, und eine Dame belästert, mit der er täglich zusammen ist, freundschaftliche Briefe wechselt; und sie seine Persiflage mit der Bemerkung beantwortet:

"Sie kommen täglich zusammen."

Beide Stellen haben in ihrem Munde den unwillkührlichen Akzent des Spottes, beide entfalten, gegen ihren Vorsaz, die geheimen Empfindungen ihrer Seele.

In der gleich darauf folgenden Szene ist es vollends unmöglich, allen den Armseligkeiten, aller der Boßheit Stand zu halten, womit diese hämische Höhnerin Persiflage und Schadenfreude über die arme Dulderin häuft; kaltblütig mit anzusehen, wie sie sogar mit dem hereingetretnem Hofrate das Kind spielt; ihn, wie einen kleinen Knaben, an dem Leitbande ihrer Kapricen hin- und herzerrt, und mit dieser ihn so erniedrigenden Herrschaft über ihn ihr in's Gesicht triumphirt. Auch vermag sie es mit aller ihrer Sanftheit nicht. Obgleich sich ihr Blik beim Eintritt des geliebten Mannes aufheitert, so trübt

er

er sich doch bald wieder, da sie sieht, welche Erniedrigungen er sich von dieser eitlen, herrschsüchtigen und verächtlichen Buhlschwester gefallen läßt. Mit der äussersten Anspannung kämpft sie den Eindrükken entgegen, die diese Impertinenzen auf sie machen; und alles, was sie über sich gewinnen kann, ist, daß sie ihre Aufwallungen, so viel, als möglich, der Kreatur selbst verbirgt, die ihre Frechheit zu einer so unbeschreibbaren Höhe treibt. Aber auch das gelingt ihr nicht ganz. Zeigt gleich ihre Miene, im Angesicht der ihr Hohn sprechenden Ubermüthigen, eine Art kalter Ruhe, so ist der Ton ihrer Stimme doch nicht ganz von der Bitterkeit rein, die ihr Blut vergällt; z. B., in der Antwort, auf die spöttelnde Frage, die jene aufwirft: "Maman, was machen Sie aus dem Manne? er ist so traurig:

"So wird er mir gegeben."

Selbst ihrem Manne kann sie die kleine Rolle, zu der er sich von einer Rauning herabwürdigen läßt, nicht ganz vergeben, noch den Schmerz, um eine solche Nebenbuhlerin sich vernachlässigt zu sehen, ganz unterdrükken. Das sagt, als die Rauning sie spizzig und höhnend des Hofrats

rats beste Freundin nennt, der mühsam zurükgehaltne Ton der Gekränktheit in den Worten:

"Die müssen ertragen, und nicht belehren wollen."

Endlich wird sie diese lästige, peinliche Gesellschafterin los. Aber die ungezogne, beleidigende Art, mit der sie sich entfernt, verbittert das Vergnügen, das sie über ihre Abwesenheit empfindet, auf eine höchstempfindliche Art. Ihr Herz strömt über. Zu lange hat sie sich Gewalt angethan. Ihre Empfindungen brechen laut, und unaufgehalten loß:

"Nein, das ist zu viel! Ich muß mich erklären — ich will es."

Rasch geht sie auf und ab, mächtig bewegt und erschüttert. Diese Bewegung hebt die drükkende Beklommenheit, die die ganze Zeit über ihre Brust zusammenengte. Sie fühlt sich leichter und gut; und leichter und freier athmend, sieht sie nun auch die vorgegangne Szene in einem andern Lichte. Ihr Entschlus, sich zu erklären, stokt; Uiberlegung tritt an die Stelle der Handlung, zu der gereizte Empfindlichkeit sie bald hingerissen hätte. Nachdenkend frägt sie sich:

"Was

"Was will ich erklären?„

Sie geht langsam vorwärts, und bedächtlich und ruhig ruft sie sich zu:

"Sophie, keine Thorheit!„

Prüfend und genauer erwägend beleuchtet sie sie den Zwek ihres raschen Entschlusses:

"Warum Erklärung? Freilich hat sie sich thöricht benommen? Sie hat mich gekränkt, das ist gewis.„

Hier hält sie inne, winkt gleichsam die Szene der Kränkung wieder in ihre Phantasie zurük, und untersucht, worinn denn eigentlich die vermeinte Kränkung bestanden? ob sie es denn auch wert war, ihr eine trübe Stunde zu machen? In der Stimmung nun, in der sie sich jezt befindet, ihrer pressenden, bisher mit Kampf verschloßnen Gefühle los, muß natürlich auch diese Kränkung in ihren Augen sinken. Ihr Stolz erwacht wieder, und erhebt sie über jede Beleidigung, die eine Rauning sich gegen sie erlauben konnte. Sie sieht am Ende nur ihre Eitelkeit gekränkt; und Eitelkeit sollte den Meister über ihren Verstand spielen? Nimmermehr!

"Gekränkt? was? mein Herz oder mein Ansehn als Frau? Mag sie doch! Mein Herz

bleibt

bleibt ihm wert. „Und so hätt' ich um gekränkte Eitelkeit mich erklären wollen? Wie klein hätt' ich ihm scheinen müssen!„

Mit edler Selbstanklage und dem bescheidnen Gefühl überraschter Schwäche fahrt sie fort:

„Ach ja — die Summe unter die Rechnung gezogen, glauben wir oft ein Opfer gebracht zu haben, und unterlassen nur eine Thorheit.„

und schließt dann, heitre Freude in Geberd' und Ton, ihr Selbstgespräch mit der sichtbar sie erhebenden Aufmunterung:

„Frischen Muthes, Sophie, du hast eine Schwäche überwunden!„

Unstreitig ist die Selbstüberwindung, durch die Sophie Lessenfeld hier die Stärke ihres Geistes und Herzens so brillant bewährt, keine der alltäglichen Tugenden ihres Geschlechts. Nach dem, was wir sie, vom Anfang ihrer Erscheinung bis' jezt, haben leiden und tragen, verlieren und entbehren sehn; nach allen den unfreundlichen Begegnungen von Seiten des Mannes, allen den Mishandlungen von einer Schadenfrohen, triumphirenden Nebenbuhlerin, muß ein solcher Sieg über schmerzlich beleidigte

Eitelkeit, tief gekränkte Liebe, und auf das höchste gereizte Empfindlichkeit, uns äusserst frappiren. Und mit Recht, denn es ist in der That mehr, als man gewöhnlich in der Welt zu sehn bekömmt. Indes, so selten und ungewöhnlich auch diese Höhe von weiblicher Toleranz seyn mag, so ist Sophiens Betragen doch nicht ganz ausser der Natur, wenn es nur einigermassen durch kleine Menschlichkeiten, das heißt, durch einzele lautgewordne Züge von Weiblichkeit — wie sie das Spiel der Madam Schröder angiebt — eingeleitet wird. Haben wir gesehen, daß sie die Kränkungen, die man ihr erwieß, nicht nur tief empfand, sondern sie, von ihnen überwältigt, auch wirklich äusserte; haben uns Geberd' und Ton von ihr gesagt, daß sie, troz aller Anstrengung zum Gegentheil, ihre vielfach gereizte Eitelkeit doch nicht ganz verbergen konnte: so haben wir sie auch für das erkannt, was sie seyn soll, für ein Frauenzimmer. Nun ist, was sie thut, nicht mehr ganz unfrauenzimmerlich, denn die erste Quelle davon ist wieder ihre Eitelkeit; obgleich eine Eitelkeit feinerer Art, die Eitelkeit, zu thun, was andere Weiber in ihrer Lage schwerlich thun würden;

durch

durch keine Schwäche ihrem Manne Gelegenheit zu verdienten Vorwürfen zu geben; durch immergleiche Toleranz und Güte über den Verirrten zu siegen, und für sich selbst die stolze Beruhigung zu haben: immer dem, zur Wiedergewinnung ihres verlohrnen häuslichen Glüks, von ihrem Verstande entworfnen, und von ihren Herzen gebilligten Plane treu geblieben zu seyn. Gehen aber diese kleinen Menschlichkeiten nicht vorher, ist sie durchaus Meisterin über ihre Aufwallungen geblieben, hat sie alle ihr angethanen Unfreundlichkeiten und Kränkungen immer und ewig mit einem freundlichen, gefälligen Gesichte begleitet: so ist sie auch kein Frauenzimmer mehr, so handelt sie auch jezt nicht aus weiblichen, sondern aus englischen Bewegungsgründen; und diese englischen Bewegungsgründe machen, was sonst sehr natürlich seyn würde, auf einmal sehr unnatürlich. Diese Unnatur aber benimmt ihrer Handlung auch das Anziehende, was sie für uns, als Menschen, menschlich begangen, haben würde. Das liebenswürdige Weib wird ein himmlischer Dämon, und, wo wir uns sonst mit herzlicher Ergebenheit anschliessen würden, fahren wir jezt kalt zurük, denn wir sehen ein Wesen, das nicht

zu uns gehört, das, aller Schwachheit entkleidet, unsre höchsten Begriffe von Duldung und Nachgiebigkeit weit hinter sich läßt.

In der Darstellung der hiesigen Schauspielerin aber ist es, wie ich bereits bewiesen habe, das liebenswürdige Weib, das handelt und spricht; und so erhält alles, was sie äussert und thut, eine ganz andere Gestalt. Nun kann ihr unsre Achtung und Liebe nicht fehlen; nun werden auch alle die folgenden Szenen ihrer Leidens und Tragens wahrscheinlicher vorbereitet, und ihre Idealität bekömmt einen Anstrich von der Natur, die um, unter uns zu Hause ist. Wenn sie nun dem Hofrat entgegen geht, als wäre nichts vorgefallen, mit einer Herzlichkeit zu ihm spricht, als hätt' er durch nichts ihrem Herzen weh gethan: so dünkt uns ihr Betragen weit weniger übernatürlich, denn die Art und Weise, wie sie zu diesem Benehmen kömmt, ist die Art und Weise ihres Geschlechts; die wirkende Ursach davon eine Eigenschaft, die, unzertrennbar von der weiblichen Natur, die Haupttriebfeder aller Neigungen, Leidenschaften und Handlungen ihrer Mitschwestern ist, und seyn soll; weil sie, wohlgeleitet und edel angewandt,

die

die Quelle der Liebenswürdigkeit wird, die ihr Geschlecht vor dem männlichen so auffallend voraus hat.

Vom edlen Stolz emporgehoben, von der Vorstellung, dem Irrgeführten wieder Vertrauen und Liebe abzugewinnen, begeistert, ist ihr ganzes Wesen Güte, Freundlichkeit und Ergebung. Mit Liebevollem Lächeln begegnet sie seiner Unlaune, nimmt sie an dem Verdrusse Theil, den ihm ein Rechtshandel macht, bei dem er weder Gutes wirken, noch Ehre erwerben zu können glaubt. Mit Wärme und unwiderstehlicher Beredsamkeit spricht sie für die arme Familie, deren Sache er nicht übernehmen will, weil unsägliche Mühe, die feinste Wendung, und eines Engels Rednerkunst dazu gehören, ihre Rettung durchzusezzen, und am Ende doch kein Ruhm dabei zu erwerben ist. Der Gedanke, ihren August, als Wohlthäter und Erhalter einer schon verlohren gegebnen Familie zu sehn, erwärmt und durchglüht ihre ganze Seele, erhöht die sanfte Uiberredung ihrer Augen, die Röthe ihrer Wangen, den Schmeichelton ihrer Stimme. Es ist der Blik, die Miene, der Laut eines Schuzengels, womit sie für die Unglüklichen an sein Herz spricht:

"O wie würden die Armen ihre Hände im Dankgebet zu Gott ringen, wenn sie Dich hätten! Du bist gut, gerecht, vollherzig! August, in welchem schimmernden Lichte stehst du vor mir? Retter der Waisen, der armen, entehrten Waisen! Beschüzzer einer guten, verlaßnen Frau. O schlag es nicht aus. Diese Handlung giebt unserm Kinde einen Vormund, wenn wir sterben!"

Getroffen von diesem Ausbruch des reinsten Edelmuts, steht der Hofrat, in ihren Anblik versunken, vor ihr. Hingerissen, drükt er ihre Hand, zärtlich überwallend, an seine Lippen, verspricht, sich der Sache anzunehmen, noch heute anzufangen; schließt sie in seine Arme, und sezt, gerührt und sanft, hinzu: "ich bin nicht mehr verdrießlich."

Diese Sichergiessung seines ergrifnen und bewegten Herzens ist ein erquickender Sonnenstrahl auf die Nacht ihres bisherigen Kummers. Mit innigem Danke erwiedert sie seine Umarmung. Entzükkung liegt über ihrem ganzen Gesichte verbreitet. Ihre Freude hat kaum Worte, sich auszudrükken, schmelzend und weichtönend fließt ihre Empfindung über ihre Lippen:

"A u-

„August! du liebst mich und bist gut. August, du hast mich jezt sehr glüklich gemacht.„

Sein Entschluß erhält noch mehr Festigkeit. Auf der Stelle will er sich hinsezzen und schreiben, daß er die Sache annimmt. Sophie rükt nun mit dem Antrage des Onkels heraus. Dieser Plan zur Verheiratung seines Mündels überrascht ihn ungemein. Auf diesen Onkel hat er bei der Zerrüttung seiner Oekonomie gerechnet. Er hofte von ihm Unterstüzzung. Nun will er heyraten, da braucht er sein Vermögen selbst. Uiberdem hat die Not seiner Lage ihn gedrungen, dieses Mündels Brautschaz anzugreifen; jezt wird er ihn herausgeben müssen, gerade jezt, welche Verlegenheit! Dazu kömmt der Verdacht, daß Onkel und Frau ahnden, was vorgefallen ist, daß sie für sein Mündel besorgt sind, und durch diese Heyrat diesen Brautschaz sichern wollen. Das demüthigt, ärgert ihn. Heftig und aufgebracht, läßt er Sophien seine Vermuthung merken. Der ängstliche Ton, mit dem sie dagegen protestirt, verstärkt seinen Verdacht, er wird wieder unfreundlich, hart und schneidend. Unwillig heißt er sie gehn, und ihren Auftrag

erfüllen. Diese peinliche Unruhe, in die des Onkels Entschluß ihn versezt, rührt sie. Sie sucht seiner Quelle nachzugraben, zeigt ihm Fassung auf alles, um den Sturm seiner Seele zu schweigen. Aber kalt stößt er ihre Trost darreichende Hand zurük. Sie soll thun, was ihr aufgetragen worden, dann will er sich weiter erklären. Ganz ihr Herz auf der Zunge, bemüht sie sich, ihn sanfter, milder zu stimmen, mit dem Laute der Liebe spricht sie zu ihm:

"Ist es eine Unannehmlichkeit, die du mir verbergen willst, wir wollen abwenden! Ist es ein Unglük? je nun — wir müssen dann suchen, frischen Mut zu bekommen. Rede, August!"

Sanft abspringend, nachgebend, und bescheiden sich zurükziehend, spricht sie weiter:

"Oder nähme es dir gute Laune zur Arbeit, so will ich warten. Nachmittag also?"

Er schweigt, sie thut, als nähme sie das für Einwilligung, wirft den vollsten Blik herzlicher Zuneigung auf ihn, von dem mildesten Lächeln des ruhigsten Selbstbewußtseyns begleitet, und verläßt ihn, in jedem Akzent ihres Mundes die ganze Offenheit ihres Karakters hörbar, mit den Worten: "Gut,

"Gut, August! Du wirst mir heut noch einmal sagen müssen: "ich bin nicht mehr verdrießlich.„

Unterdes hat Onkel Lestenfeld seinen Ring zurükgenommen. Sein Neffe bedarf seiner Unterstüzzung. Er will ihm durch diese Heyrat nicht entziehn. An seine Stelle ist Ramstein getreten. Er hat um Sophiens Schwester angehalten, und seine Bewerbung wird mit Ja aufgenommen. Sophie freut sich dieses schönen Bündnisses zweier edlen Seelen, aber in ihre Freude mischt sich zärtliche Besorgnis für den Wohlstand ihres Gemahls. Er hat seines Mündels Vermögen in Bergwerken riskirt; muß er dies Vermögen jezt herausgeben, so ist er gestürzt. Zwar thut der würdige Ramstein darauf Verzicht. Aber sie kennt das Ehrgefühl ihres Mannes, er wird zahlen, und sich zu Grunde richten. Doch das wäre noch das kleinste Unglük. Das Drükkendste in dieser Lage wird für ihn der Spott der Welt seyn, die gänzliche Zernichtung seiner Lieblingspläne. Diesen Schlag möchte sie so gern von ihm abwenden, und dazu ist nur ein Mittel, ein Opfer, das sie von Ramsteins Edelmut hoft, erbittet. Dies

ses Mittel ist Verschiebung seines Glüks auf zwei Jahr. Ihre Schwester ist noch jung, sie will aus eigener Bewegung noch warten. Unterdes wird sich Lestenfeld erhohlen; und dieses Opfer erhält ihn, und schont zugleich sein Ehrgefühl, das das Herz seines Lebens ist. Zwar fühlt sie die Größe des Opfers, das sie fodert, aber sie weiß auch, von wem sie es verlangt. Von dem Geiste der Liebe beseelt, und voll von dem Seelenerhebenden Gedanken: daß die Wollust, andre glüklich zu machen, mehr gilt, als unser eigenes Glük, schildert sie ihm die Erhabenheit dieses Opfers, die wohlthätige Selbstbelohnung, die es gewährt:

"Ramstein, die Opfer der Freundschaft erquikken und glänzen nicht. Sie geben Genesung, Leben, Wonne, und nehmen zum Lohne genügsam eine Thräne hin. Ramstein, Sie sind ein guter Mensch, ein treuer Freund, ein Freund, wie ihn mein guter, guter Lestenfeld verdient.

Solch einem Tone, solchen Gründen kann Ramstein nicht widerstehen, er willigt in das Opfer, und ihre herzlichste Dankbarkeit ist sein Lohn. Mit süsser, einschmeichelnder Uiberredung wagt

sie

sie nun noch eine Bitte, die Bitte um Toleranz bei der Lebhaftigkeit ihres Mannes. Die Thränen kommen ihr dabei in die Augen. Ramstein bemerkt's, und sie verleugnet sie. Diese Thränen könnten Ankläger ihres Mannes scheinen, und das sollen sie nicht. Lieber giebt sie sich eine übertriebene Aengstlichkeit Schuld, an der ihr Auguſt keinen Theil hat. Sie lächelt unter ihren Thränen hervor, sucht durch eine angenommene Heiterkeit Ramsteins Vermuthungen zurükzuweisen, und klagt sich selbst an:

"Uiberhaupt müssen Sie meine zu grosse Aengstlichkeit nicht meinem Manne anrechnen. Er hat viel Geduld damit."

Hier bricht sie schnell ab. Der Bediente hat kurz vorher gemeldet, daß sein Herr die Strasse heraufkömmt, und sie bemerkt, daß sie noch ist, wie sie aus der Küche zu Ramstein heraufgerufen wurde; daß sie ihre Schürze noch um, die Handschuhe noch anhat. Sie entkleidet sich von beiden, und bringt ihren Puz in Ordnung, denn Lesenfeld sieht sie gern so.

Diese Aufmerksamkeit bis auf die kleinsten Kleinigkeiten gegen die Launen ihres Mannes, ist wieder ein sehr feiner Zug in ihrem Karakter,

der besonders durch die Art, wie ihn die Künstlerin durch ihr vorhergehendes Spiel modifizirt, ungemein viel Reiz erhält, und uns, statt bloßer Bewundrung, Lieb' und Anhänglichkeit für sie einflößt.

Lestenfeld, der eben die Manning verlassen hat, die ihm ihren Karakter nicht sehr brillant entfaltete, und es jezt zu fühlen scheint, welch ein ganz anderes Geschöpf seine Sophie ist, entschuldigt sich höflich und verbindlich wegen seines langen Aussenbleibens, und verspricht, künftig genauer zu seyn. Mit einer Delikatesse, die ihren Verstand und ihr Herz gleich ehrt, nimmt sie diese Entschuldigung für ein Kompliment auf, das für ihn, als den Herrn seines Hauses, allzugallant ist. Schäkernd verweißt sie ihm diese seine gar zu zarte Gewissenhaftigkeit, indem sie sich mit Anmutvollem Lächeln zu Ramstein wendet:

"Gleich, Ramstein, zanken Sie doch mit dem Manne, daß er mir das Ansehn geben will, als tyrannisirt' ich ihn mit der Stunde, wo er essen will. Wenn Sie es recht arg machen, sollen Sie ein Kouvert haben."

In

In dieser frohen Stimmung geht sie, Anstalten zum Essen zu machen. Die Unglükliche! Bald wird ihr froher Sinn wieder schmerzliches Gefühl werden. Auftritte des empfindlichsten Mistrauens, der bittersten Verkennung warten ihrer. Kaum ist Leskenfeld mit Ramstein allein, als der Saamen des Verdachtes, den die boßhafte Rauning über das Verhältnis seiner Frau mit seinem Freunde in sein Herz gestreut hat, Wurzel faßt. Die heimtükkische Verläumderin hat über die vorgegebne Heyrat mit Sophiens Schwester die spöttische Bemerkung gemacht, daß sie nicht Ramsteins Ernst sey, daß sie nur zum Dekmantel seines heimlichen Bündnisses mit Sophien dienen solle. Zwar hat er von seines Freundes, seiner Gattin Karakter zu Ehrenvolle Begriffe, um diese Verläumdung gleich für Wahrheit aufzunehmen. Sein so hinterlistig erregter Verdacht schwindet auch wieder, als sein Freund seinen Heyratsantrag wiederhohlt, er fällt ihm gerührt und froh um den Hals, und ihre Herzen treten sich wieder näher. Aber, als Ramstein nun, seinem der Hofrätin gegebnen Versprechen gemäß, von der Verschiebung dieser Heyrat spricht, wird jene, eben als Verläum-

läumdung erkannte Behauptung der Rauning, für ihn zur fürchterlichen Wahrheit. Er glaubt sich betrogen, hält sein Weib und seinen Freund für strafbar, läßt sogar seinen Verdacht gegen ihn laut werden, und verlangt, daß er die Einladung seiner Frau zum Mittagsessen ausschlagen soll.

Sophie, nicht ahndend, was vorgefallen ist, kömmt, sie zum Essen abzuhohlen. Es ist angerichtet. Fröhlichneckend, weißt sie dem Hofrat, weil er so lange ausgeblieben ist, die böse Ekke am Tisch an, und nimmt Ramsteins Arm. Er schlägt die Einladung aus. Lestenfeld unterstüzt ihn, und mit einem Tone der Härte, der Sophien nur allzudeutlich sehen läßt, daß böse Uneinigkeit obwaltet, sagt er ihm, daß er ihn heut noch sprechen werde. "In Gottes Nahmen„ erwiedert dieser, und geht. Aengstlichkeit in allen ihren Mienen sieht sie ihm nach, wirft dann einen fixirenden Blik auf den Mann, sieht ihn ausser sich, gebeugt und traurig vor sich stehen und von ihr fort zu Tisch eilen.

Ganz betäubt bleibt sie zurük, in Gedanken versinkend; faßt dann plözlich einen Entschlus,

öfnet

öfnet eine Thür, ruft Friz, und befiehlt ihm, seinen Hut mitzubringen. Friz kömmt. Er soll zu Ramstein, soll sich Bilder geben lassen, soll ihm sagen, daß er mit ihm seyn solle, wenn er es nicht mit dem Vater will. Sie sezt ihm den Hut auf, streicht ihm die Haare aus dem Gesichte, und blikt ihn mit überwältigender Rührung an: "Lauf," ruft sie ihm mit wehmütig erlöschender Stimme zu:

"Lauf, guter Knabe, sey der gute Engel der Freundschaft!"

troknet ihre in Thränen schwimmenden Augen, und folgt ihrem Gemal.

Onkel Lestenfeld weiß von diesem unglüklichen Misverständnisse zwischen Ramstein und dem Hofrate noch nichts. Er erfährt es erst von dem vertrauten Freund' und Rathgeber desselben, von dem Rath Berg, gegen den er sich über die Erbschaft erklärt, die sein Neffe nach seinem Tode von ihm zu erwarten hat. Sie besteht in dem dritten Theile seines Vermögens, das er ihm gleich auszahlen will, wenn ihm damit geholfen ist. Hierauf erzählt Berg den traurigen Freundschaftszwist, und was ihn veranlaßt hat. Onkel Lestenfeld, obgleich sein

Herz

Herz Sophien frei spricht, kann doch Ramstein in dem Lichte, in welchem er ihm von Berg gezeigt wird, nicht ganz frei sprechen. Er findet seines Neffen Verdacht gegründet, und väterlich besorgt für die arme Leidende, verschweigt er nicht, was vorgeht. Sobald er mit ihr zusammen kömmt, macht er sie aufmerksam auf das Betragen ihres Mannes bei Tisch, und seine Blikke voll augenscheinlichen Mistrauens. Nur zu gut hat sie das bemerkt, und nicht allein bemerkt, wie sie hört. "Ach Gott!„ frägt sie mit dem ganzen Ton des Gefühl ihres Unglüks: "Haben Sie das auch gesehn? Traurig gleiten ihre Blikke zur Erde herab, ihre Hände drükt sie an ihren Busen, der Akzent ihrer Stimme schmilzt zur Elegie:

"Er hat mich noch nie mistrauisch angesehn, hat mich noch immer seine liebe Sophie genannt. Selbst, wenn er ernst seyn wollte, entwischte es seinem Herzen. Kaum war es über seine Lippen gegangen, so war auch alles gut. Aber heute — Einigemal sah er mich lange an, als forschte er in meinen Augen. Ich richtete sie auf ihn, bis Thränen

nen sie niederzogen. Er sah mich starr an, und hieß mich niemals seine Sophie.„ Thränen erstikken hier ihre Worte. Der Onkel rükt nun näher, giebt ihr zu verstehen, daß Ramstein vielleicht sie liebt, vielleicht sich durch diese Heyrat nur opfert; daß man ihrem Manne wahrscheinlicherweise so etwas zugeraunt habe; daß Ramsteins Entschlus, seine Verbindung noch zwei Jahre aufzuschieben, diesen Verdacht natürlicherweise sehr verstärkt; daß auch er nicht weiß, was er daraus machen soll? weil, wer selbst aufschiebt, nicht liebt! Diese Entdekkung sezt die arme Dulderin in die peinlichste Verlegenheit, und um so mehr, da sie zu diesem unseeligen Verdachte, wie wohl aus der edelsten Absicht, die Gelegenheit gegeben hat. Angst des Herzens steht aus allen Zügen ihres Gesichts. Aus dem gedrükten, banggeengten Busen windet sich ein tiefes Ach! herauf. Ihre Sprache ist bebender Ausdruk inniges Seelenleidens.

"Ach! ich sehe viel Unglük in unser Haus kommen, mein Mann wird einen edelmüthigen Freund verlieren.„

Der Onkel, mehr, als jemals, von ihrer Unschuld überzeugt, beklagt und bedauert sie in

seinem Herzen. Aber Ramstein scheint ihm noch immer strafbar. Auch macht er ihr daraus kein Geheimnis. Diese Aeusserung eines redlichen, kaltprüfenden Mannes erschüttert sie mächtig. Sie kann es nicht glauben, und doch, wenn es wäre! Schwer und pressend liegt dieser Gedanke auf ihrer Seele, und eben so schwer und pressend ist der Ausbruch ihrer Empfindung darüber:

"Ach Gott! so liebt mich Ramstein, ohne, daß ich es weiß."

Gern glaubt ihr der redliche Mann das, aber ob auch sein Neffe? daran zweifelt er. Dieser Zweifel beugt sie schmerzlich. Doch erhebt zugleich das Gefühl ihrer Unschuld ihre Seele. Sie will zu ihrem August, will seine Zweifel zerstreuen, vor ihn hintreten in der Glorie ihrer Schuldlosigkeit. Der Onkel räth ihr davon ab. Unmöglich! Sie muß zu ihm. Sie will ihn nicht durch eine klägliche Aussenseite, nicht durch Thränen und Vorwürfe für sich einnehmen. Wahrheit soll ihn überzeugen. So will sie zu ihm. Entschlossenheit der gerechten Sache spricht aus ihren Blikken, aus dem Laut ihrer Stimme:

"Ich

„Ich bin nicht heftig, ich weine nicht, ich klage nicht. Ich will mich vor ihn hinstellen, ich will ihm sagen: ließ in meinem Gesichte, ob ich schuldig bin?„

Umsonst will man sie abhalten. Die innere Uiberzeugung, daß sie sich keine Vorwürfe zu machen hat, giebt ihr Festigkeit, Freudigkeit, Zuversicht. Die Begeisterung, die uns nur das Recht giebt, das auf unsrer Seite ist, leitet ihren Entschluß, ist sichtbar in ihrem ganzen Wesen, redet aus ihr in der Erklärung:

„Die gute Sache muß mir allmächtige Beredsamkeit geben. Er ist ja gut. Er wird sehen, fühlen und ruhig seyn.„

In diese Zuversicht ihrer unfehlbaren Rechtfertigung mischt sich noch das zärtlichste Gefühl für seine jezzige Qualvolle Lage. Wie sehr muß sein Ehrgefühl bei diesem gräßlichen Verdacht auf der Folter liegen. Sie muß ihn davon befreien:

„Ach! er liebt mich so zärtlich. Was muß er leiden, da er mich für schuldig hält. Lassen Sie uns zu ihm gehen.„

Der Hofrat kömmt zurük. Des Onkels Anerbieten beschämt und rührt ihn. Mit kindlicher

Liebe drükt er seine Vaterhand an Herz und Mund, Der väterliche Freund erwiedert seinen Händedruk, und bittet ihn, sich entfernend, um Gerechtigkeit gegen Sophien.

Diese Bitte, im Tone des Vorwurfs ausgesprochen, fällt dem mistrauischen Manne auf. Er tritt zurük, sein Blik ruht forschend auf seiner Gattin, und nachdrüklichdehnend frägt er sie: "bin ich ungerecht gegen Dich?" Die arme Verkannte sieht ihm rein und unbefangen in's Gesicht, antwortet ihm mit Ruhe und Würde — aber umsonst! Sein unseelger Argwohn verschließt ihr sein Herz. Er sagt ihr, daß sie ihm nicht mehr ist, was sie war; daß Ramsteins Feuer, mit dem er von ihren Angelegenheiten spricht, der Uibermut, mit dem er ihm begegnet, ihm zweydeutig scheint; daß er Ramsteins Heyrat mit seinem Mündel für eine blosse Maske hält, die strafbare Leidenschaft zu verbergen, von der er sich, gegen Pflicht und Freundschaft, hinreissen lassen. Sophie sezt diesen Vorwürfen keine Klagen, keine Gegenvorwürfe entgegen. Mit dem Tone des Sichbewustseyns ihrer Schuldlosigkeit vertheidigt sie blos den edlen Verklagten. Er nimmt ihre Vertheidigung für's erste an,

besteht aber auf die Vollziehung der projektirten Heyrat. Das allein kann ihn beruhigen. Die Mitgift will er herbeischaffen; und, daß er es kann, dazu hofft er ihren Beystand. Rasch und feurig bietet sie dazu ihre Hand. Sie giebt ihm die brillantnen Ohrringe zurük, mit dem er ihr das verlohrne Gut ersezzen wollte. Sie hat es wiedergefunden, wenn er sie annimmt, und damit seiner Verlegenheit abhilft. Aber der eitle Mann schlägt dieses Hülfsmittel aus. "Er will "sich nicht dem Gespötte der Stadt aussezzen, "nicht mit Fingern auf sich zeigen, sich nicht "sagen lassen, daß er, wie ein Knabe, nach Din"gen strebte, die er nicht ausführen konnte. Das "Blut tritt ihm bei diesen Gedanken in's Ge"sicht. Lieber will er trokken Brod essen. Er "hofft von ihrer Liebe, sie wird ihm diese Schwach"heit nachsehn. Er ist gewis, daß er das Ziel, "nach dem er hinarbeitet, gewis erreichen wird. "Nur soll sie die Brillanten zurüknehmen. Er "wird die Summe geliehen bekommen, wenn sie "sich mit ihrem Vermögen unterschreiben will.„ Gegen diesen Vorschlag sträubt sich ihr Mutterherz. Ihr Vermögen ist das einzige, was sie noch wegzugeben hat. Das gehört ihrem Kinde.

Sie bittet ihn, sie eine gute Mutter seyn zu lassen, nicht, um eines eitlen Schmuks willen, dem Kinde seine Stüzze zu rauben. Aber er hat für diese mütterliche Sorgfalt keinen Sinn. Er hört blos das Nein in ihren Vorstellungen, und dieses Versagen stimmt ihn unmutig, hart, bitter. Mit beissendem Spotte nennt er sie eine vollkommne gute Wirthin, eine wirtschaftliche Mutter, eine genaue Frau; frägt sie mit überfliessender Galle, ob sie zu verlieren glaubt, was sie an ihn wagt? Dulend und ausharrend nimmt sie Spott und Hohn hin; die Mutterliebe giebt ihr Stärke. Sie ist es, die ihren Entschlus, dies einzige, was ihrem Kinde noch bleibt, zu retten, aufrecht erhält; die ihrem Tone Feuer, Herzlichkeit, eindringende Uiberredung giebt:

"Dein Kind denke dir, ohne Eltern, ohne alles, der Barmherzigkeit fremder Leute Preiß gegeben!"

In jedem Akzent ihres Mundes ist das Herz der Mutter hörbar, aus jedem spricht die Stimme der Natur, mit einer Weichheit, Rührung und Innigkeit, der nur ein von Argwohn und eitler Großsucht verdüstertes Herz wiederstehen kann. Ach! sezt sie mit einem Ausdruk von Gefühl hinder

zu, der den schweren Kampf bezeichnet, den ihr diese Versagung kostet:

"Ach! wie sollt' es meinem Herzen so wohl thun, zu sagen nimm alles! Wie schwer wird die Mutterpflicht! Fühlst du das nicht? fühlst du nicht, wie eine leise Einwendung mein Herz zerreißt?"

Er fühlt es nicht. Kalt und streng wendet er sich von ihr ab. "Fremde, sagt er, werden vielleicht wagen, was du dich nicht getraust." Diese lezte Wendung greift ihre ganze Seele an. Ihr Herz blutet bei dieser Härte; ihre auf das äusserste gekränkte Empfindlichkeit tritt in ihre Augen, und will sich in Thränen ergiessen. Aber sie ermannt sich. Es ist das Märtyrerthum der Mutterpflicht, das auf ihre Schultern gelegt wird; und so preßt sie die sich hervor drängende Empfindung zurük. Muthig und standhaft unterwirft sie sich der Prüfung, zu der das Schiksal sie auffordert. Zwar ganz vermag sie nicht, dem Schmerze zu gebieten, der an ihrer guten Seele nagt, aber doch äussert sie ihn nur in gedämpftern, zurükgehaltenen Tönen:

"Nur zu! Ich habe ja gelobt, Leiden und Freuden mit Dir zu tragen. Die Leiden sind da, ich will Mut fassen."

Auch das rührt ihn nicht. Nicht, was sie auf der Versagung seiner Bitte beharren läßt, die Versagung allein füllt seine Seele. Er sieht in dieser Versagung Abnahme ihrer Liebe, Verschlossenheit für die Martern, unter denen sein Ehrgefühl blutet, und diese Vorstellung verwandelt sein Blut in Galle, seine Empfindungen in schneidende, überströmende Bitterkeit. Hohn blikt aus seinen Augen, und beissender Spott sprudelt von seinen Lippen. "Das ist das Mädchen, ruft er, hochaufschwellend von kochendem Unmut, das einst Flammen und Wellen Troz bot. Blut und Leben wollte sie mit mir theilen, und opfert meine Ruhe ihren harten Thalern."

Sophie bleibt unwandelbar. Fest durch die Uiberzeugung, daß sie thut, was sie soll, sezt sie auch dieser Kränkung ein entschloßnes Herz entgegen. Mit der Erhabenheit einer der erkannten Wahrheit unerschütterlich getreuen Seele, antwortet sie ihm:

"Du

"Du bist grausam. Wer liebt, wie ich, und für seine Pflicht die Liebe eines Mannes wagt, thut mehr, als Flammen, Tod und Wellen trozzen. Glänzend ist meine Tugend nicht, aber beruhigend. Diese Wahrheit giebt mir Kraft, statt Thränen."

Friz kömmt von Ramstein zurük. Er hat Bilder und einen Brief, den er der Mutter allein geben soll. Mit kindischer Geradheit gesteht er diesen Auftrag. Der Hofrat stuzt, Sophien scharf beobachtend. Sie befiehlt dem Knaben, den Brief an seinen Vater zu geben: er soll ihn lesen. Er schlägt es aus, und will fort. Sie umfaßt ihn, und läßt ihn nicht. Dringend und feyerlich legt sie den Brief in seine Hände, dringend und feyerlich fodern ihre Worte ihn auf, zu lesen und sich von ihrer Unschuld zu überzeugen:

"Soll aus diesem Augenblik das Elend unsers Lebens werden? Sollen zwei gute Menschen sich das Leben vergiften? O denk deines Schwurs, öfne, und ließ."

Vergebens! er legt den Brief auf den Tisch; will ihn schlechterdings nicht lesen, und geht. Indem treten Mamsell Rauning und der Rath

Berg ein: Sophie fodert die erste auf, den Brief zu lesen. Sie thut's. Dieser unglükliche Brief, wie wohl sein Verfasser, sich nicht der mindesten Strafbarkeit bewust, ihn mit der reinsten Offenheit seines Karakters niederschrieb, erhöht die Zweideutigkeit von Sophiens Lage nur allzusehr. Er spricht von Sichzurükziehn, das Lestenfelds Argwohn nothwendig macht; vom Aufhören der Verbindung unter ihnen; von Zurükfendung gewisser Pappiere, von Geheimnissen, die nicht länger bleiben können; von Treue in seinem Gelübde, und schließt mit einer Versicherung der ewigen Verehrung ihrer schönen Seele. Der Hofrat, ausser sich, reißt der Rauning den Brief aus der Hand, rast sein Kind auf, küßt es, ruft: "Dich! Dich! und eine Wüste! lebt wohl!„ und stürzt mit dem Kinde hinaus. Berg eilt ihm nach. Die arme Verlaßne bleibt zurük. Ermattet von diesem fürchterlichen Schlage, faßt sie ihrer Nebenbuhlerin Hand, hält sie fest, und mit schwachem, aber gesetztem Tone, redet sie sie an;

"Mamsell, von dieser Minute an lasse ich Sie nicht mehr. Nicht einen Athemzug lang lassen Sie mich aus den Augen. Sie beobachten

ten mich an meines Mannes statt. Was hier vorging, war schrecklich. Aber Gott wird helfen. Ich darf nichts thun. Es muß sich von selbst entwikkeln. Ich zittre nicht, denn mein Herz ist rein. Kommen Sie.„

So wankt sie mit der Nanning ab.

Diese Situazion ist unstreitig eine der schönsten dieses Schauspiels. Was ihre Schönheit sehr vermehrt, ist die Menschlichkeit, wie es dazukömmt, wie sie sich anspinnt, wie sie sich entwikkelt. Sie wird nehmlich durch die kleinen Abweichungen von der dieses weibliche Ideal sonst überall beherrschenden Klugheit und Gegenwart des Geistes veranlaßt, die ich in meinem vorigen Hefte *) als Züge angab, durch die der Dichter das Uiberirrdische seiner Darstellung gemildert, und unsrer Menschheit näher gebracht hat. So fein die Absicht ist, aus der Sophie ihren kleinen Friz zu Ramstein schikt, so ist diese Handlung doch offenbarer Verstoß gegen die Klugheit. Sie sieht die Spannung, in der beide Freunde sind, sieht aus Ramsteins festem Ausschlagen der schon angenommenen Einladung,

aus

*) Seite 823.

aus ihres Mannes nachdrüklichem Bestehen auf Ramsteins Entfernung, aus seinem heftigen ihm Nachrufen, "wir sprechen uns heute noch," daß etwas wichtiges vorgefallen; muß so gar aus seinem Betragen gegen sie merken, daß es zu einem entschiednen Bruch zwischen ihnen gekommen; daß die Entfernung dieses Mannes aus seinem Hause, und die Aufhebung der bisherigen freundschaftlichen Verbindung mit ihm, sein Ernst ist; und sucht doch auf der Stelle ein Band wieder zusammen zu knüpfen, was so gewaltsam zerrissen wurde. Hier überwältigt die Güte ihres Herzens ihre Klugheit. Von dieser Güte hingerissen, denkt sie nur auf Wiederherstellung einer Einigkeit, ohne die, ihrer Empfindung nach, zwei so für einander geschafne, seit Jahren so innig verwebte Menschen, unmöglich glüklich seyn können. Die Klugheit gebót' ihr, erst Erkundigung einzuziehn, wodurch diese schneidende Mishelligkeit entstanden? und dann zu vermitteln. Aber ihre Aengstlichkeit bringt sie um ihre Geistesgegenwart, um die Vorsicht, die hier so nötig wäre. Sie hört nur die Stimme ihres Herzens, nicht ihres Verstandes; oder vielmehr ihr Verstand wird durch die Lebhaftigkeit ihres Gefühls überrumpelt;

dieses allzuthätig, macht jenen unthätig, und verleitet sie zu einem Schritte, der eine Reihe bitterer Empfindungen nach sich zieht, und sie beinahe ganz und gar um das Glük ihres Lebens bringt.

Eben so verläßt ihre Klugheit und Gegenwart des Geistes sie in der Szene, wo ihr Mann seinen Verdacht gegen sie frei und unverhohlen äussert. Mit ein paar Worten könnte sie alles aufklären, was über Ramsteins Verzögerung der vorgehabten Heyrat Dunkelheit verbreitet. Sie dürfte nur mit der ihr eigenen Offenheit gestehn, daß sie ihn zu dieser Verzögerung vermocht, und warum sie ihn dazu überredete; und allem Unheil wäre abgeholfen. Aber aus gar zu grosser Zartheit gegen das Ehrgefühl ihres Mannes, das sie durch diese ihre Vorsorge für dasselbe nicht kränken will, hält sie ihn lieber in seiner Ungewißheit hin, sucht ihn blos durch Vermuthungen von seinem Verdachte zu heilen, da sie es durch volle Wahrheit könnte. Bei mehr Gegenwart des Geistes würde sie einsehn, daß diese Zurükhaltung so wohl ihre Lage verschlimmert, als auch die peinliche Unruhe ihres Mannes vermehrt. Aber allzugrosse Zuversicht auf ihre und

Ramsteins Unschuld, läßt sie die Foderungen der Klugheit vergessen; sie folgt blos ihrem Gefühl, und die Folgen davon sind Kränkungen der empfindlichsten Art.

Indes verliert sie durch diese Menschlichkeiten nichts, vielmehr wird sie dadurch unserm Herzen um so theurer, denn in ihnen erkennen wir ihre Verwandtschaft mit uns, und schmiegen uns nun um so inniger an ihre Leiden und Trübsale an. Werden nun vollends diese Menschlichkeiten so wahr und natürlich vorbereitet, wie es durch das Spiel der hiesigen Künstlerin geschieht, werden sie so treu und einleuchtend entfaltet, wie in der Darstellung der Madame Schröder: so ist auch unsre Theilnahme und Anhänglichkeit für sie ganz unausbleiblich.

Jezt kommen Leiden über Sophien, die alles übertreffen, was je die Tage ihres Lebens verbitterte. Der entehrendste Verdacht ruht auf ihr, und Niemand spricht für ihre Unschuld. Ihr steht Trennung bevor von dem Manne ihres Herzens, und Niemand ist da, der ihr Trost zuspricht. Man verwehrt ihr, zu ihm zu gehn, seine Anklage zu hören, und sich zu vertheidigen. Der Verblendete vermeidet sie, zu stolz, zu verdammen

dammen und zu verzeihen. Er muß sich erst betrogen sehen von denen, die er für seine Freunde hielt, erst Kälte und Schadenfreude gewahr werden, wo er herzliche Theilnahme und warme Anhänglichkeit erwartete: eh ihm die Augen aufgehn. Er muß erst die Menschen näher kennen lernen, die ihn, unter der Maske der Freundschaft, irre führten, und an seiner guten Seele den Mord begingen, der ihn um jeden frohen Genuß des Lebens brachte: eh er den bessern Menschen Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Sein redlicher Onkel muß ihm erst durch sein Interesse für die verkannte Unglükliche beweisen, daß sein gerechtes Herz fälschlich eingenommen ist: eh er zu giebt, daß die arme Dulderin vor ihn tritt, und ihre Sache vor ihm führt. Ramstein hat die Papiere, die das verdächtige Geheimnis enthalten, in seine Hände gelegt. In Sophiens und der ganzen Gesellschaft Gegenwart sollen sie eröfnet werden, sie besteht darauf. Ihr Wille wird befolgt, die Rauning ließt. Und wohl ihr! Sie erscheint nun ganz in dem reinen Lichte ihrer Tugend. "Den Aufwand ihres Hauses zu bestreiten, hat sie ihre Talente zur Mahlerei, angewandt, kleine Summen zu erwerben. Diese

"Erwerbungen haben ihre häusliche Oekonomie "aufrecht erhalten, die sonst schon früher zu "Grunde gegangen wäre. Sie ließ Muster "kommen, zeichnete sie, und erfand eine Menge "Moden, die für fremde Waaren galten. Sie "legte einen Galanterieladen an, dessen Handel "unter einem fremden Nahmen geführt wird. "Sie erhielt dadurch eine arme Wittwe und "ihre Töchter, verbesserte ihr Gut, und gab ihrer "Haushaltung manche Freude mehr. So ver- "barg sie ihrem Manne die zunehmende Theu- "rung. Sie ließ es ihm aber Geheimnis seyn, "weil sie fürchtete, sein Ehrgeiz könnte diesen "kleinen Handel stören. Dem aeltesten Freunde "und Bruder desselben entdekte sie sich. Da der "kleine Handel beträchtlich zu werden anfing, so "brauchte sie seine Hülfe. Sie konnte nur selten "hingehn. Dieses Geschäft trug sie ihm auf. "Sie machte ihn zum Direktor. Er muste ihr "berichten, was täglich gearbeitet ward, und ge- "arbeitet werden sollte. Nur Schweigen gebot "sie ihm. Sie wollte gern unbemerkt bleiben; "dem Lobe entgehn und dem Spotte.„ Ram- stein versprach und hielt Wort. Die dem Briefe beiliegenden Pappiere enthalten die Rechenschaft

seiner

seiner Verwaltung. Der Onkel bringt die Belege davon, wie er sie aus den Händen der dankbaren und glüklichen Witwe empfangen hat.

Beschämt und reuig steht der genesene Kranke da. Die gerechtfertigte Dulderin sinkt ihm in die Arme. Freudenthränen stürzen ihre Wange herab, und mit in Entzükken sanft zerschmelzender Stimme frägt sie ihn:

"Bist du mit mir zufrieden, August?„

Seegen ist seine Antwort. Er ist glüklich über allen Ausdruk. Sein Weib, sein Freund sind seiner Liebe, seiner Achtung wert. Dankbar drükt er sie an sein Herz. Das Andenken seiner Leiden ist aus seinem Gedächtnis verwischt. Von nun an will er blos dem Glükke leben, das Lieb' und Freundschaft gewähren. Die kalten Konvenzionsseelen, die diese Szene häuslichen Friedens nicht zu fühlen vermögen, entfernen sich. Der Zirkel wahrer Menschen bleibt beisammen, und der redliche Onkel beschließt diese Feier wiederhergestellter ehlicher Zufriedenheit mit der schönen, wahren Rede: "Nun, den frohen Sinn "hat uns weder Gold, noch Pracht, noch Ehrenstellen, den hat uns ein gutes Weib gegeben. "Darum wünscht Niemanden Gold, noch Pracht,

"noch Ehrenstellen, wünscht jedem Biedermann "ein gutes Weib!„ und jeder Biedermann, der Weibeswert zu fühlen weiß, sagt aus vollem Herzen: Amen!

XLI.

Nach vier Wochen langer Verschliessung des Theaters, wegen der Trauer über den Tod Joseph, des Zweiten, vom zwölften bis zum neunzehnten Aprill Wiederhohlungen; am neunzehnten, zwanzigten und einundzwanzigten Aprill: die Sonnennenjungfrau, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Herrn von Kozebue.

Den Stof zur Sonnenjungfrau hat Marmontels bekannte Erzählung *) gegeben. Diese Erzählung bietet dem dramatischen Dichter allerdings sehr reichhaltige Materialien zu einer interessanten Darstellung; und Herrn von Kozebue's

*) Ich behalte mir die nähere Vergleichung des deutschen Dichters mit dem französischen für einandermal vor; jezt hab' ich gerade Marmontel nicht bei der Hand.

bue's Benuzzung derselben ist nicht ganz ohne Verdienst. Was seine übrigen Schauspiele auszeichnet, lebhafte Imaginazion, glükliche Erfindungen, feine Uiberraschungen und eine grosse Bekanntschaft mit theatralischer Wirkung: alle diese nicht verächtlichen Talente des dramatischen Dichters sind auch in der Sonnenjungfrau wieder nicht zu verkennen. Sie hat grosse und mächtigen Eindruk hervorbringende Situazionen: zum Beispiel, Rolla's Uiberraschung durch den Anblik der mit ihrem Alonzo Arm in Arm vor der aufgehenden Sonne knienden Cora, die er selbst liebt, die aber seiner Liebe den Dienst der Sonne vorzog, und nun, troz ihres Gelübdes als Sonnenpriesterin, einem Fremdling die Liebe schenkt, die sie ihm versagte. Wenn wir ihn hier so sehen, im Anschaun der Knienden verlohren, Cora, ihn erblikkend, ohnmächtig zusammenstürzt; Alonzo, um seine Geliebte von ihrem unvermeidlichen Untergang zu retten, mit dem Schwerd in der Hand, wie ein Rasender auf ihn eindringt: diesen wahrscheinlichen Verräther ihres geheimen Bündnisses aus dem Wege zu räumen; und er von alledem nichts gewahr wird, nichts als Cora sieht

und hört: so ist das unstreitig eine äusserst anziehende Lage, die die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers gefesselt hält. Wenn ferner die Entdekkung, daß Cora mit Leib und Leben an Alonzo hängt, ohne ihn nicht glüklich seyn kann, ihn ganz niederschmettert, allen seinen Hofnungen vollends auf ewig den Weg versperrt; und er dennoch, so bald seine sich wieder sammelnde Seele die Gefahr erkennt, in der ihr Leben, als ihrem Gelübd' ungetreue Dienerin der Sonne, schwebt, seine Liebe und seine verlohrnen Hofnungen vergißt; blos ihre Rettung denkt, sie mit dem glüklichern Nebenbuhler zusammengiebt, ihnen seine Hand zur Flucht, und in fernen Gegenden für ihre Liebe eine Freystadt anbietet: so trift auch das unsre Empfindung unwiderstehlich, und eine allgemeine Stimme des Beyfalls ist der Lohn des Dichters. Eine andere Situazion dieser Art ist die, wenn die Operpriesterin im Gefolge ihrer trauernden Jungfrauen eintritt, und Wehe über die gefallne Cora und ihren Verführer ausruft; Alonzo totenbleich in seines Freundes Arme wankt, dem alten Vater der Unglüklichen die Knie brechen, und der menschliche Ataliba die Stimme seines Her-

zens

zens nicht hören darf, sondern dem Gesez gehorchen muß, das Rache und Tod über die Verbrecher gebietet. Noch hervorragender ist die Erscheinung Rolla's im Sonnentempel, während des Gerichts über die beiden Angeklagten, wenn er, Aufruhr und Empörung schnaubend, Cora's Leben fodert, und dann, von ihr überredet, seine Waffen zu den Füssen des Königs niedergelegt, hinkniet, und Unterwerfung gelobt. Aber alle übertrift die Situazion, die das Schauspiel beschließt, wo die Erwartung, ängstlich gespannt, von dem Ausspruch: Leben und Zernichtung des Blutgesezzes, feyerlich und rührend überrascht wird.

Eben so wenig, wie an tiefwirkenden Situazionen, fehlt es diesem Drama an vortreflichen und anziehenden Szenen. Dahin zähl' ich Cora's erste Zusammenkunft mit Alonzo, ihren Entsündigungsauftritt im Angesichte der Sonne, ihre sich keines Verbrechens bewußte Sichdarstellung vor der Oberpriesterin, und endlich die Szene im Vorhof des Tempels, wo beide um die grössere Strafbarkeit, und den Tod für einander streiten.

Ungemein reizend sind die Rollen der Idali und Amazili. Nur müssen sich die Schauspielerinnen, die darin auftreten, hüten, was hier blosses unschuldiges Naturgefühl ist, in Mannsucht zu verwandeln, weil sonst die Annehmlichkeit dieser Szenen ganz verlohren geht, und Ekel, statt Wohlgefallen, erregt wird. Auch ist bei dem Dichter wirklich keine Spur davon. Was er seine Sonnenjungfrauen empfinden läßt, ist blosse Regung ihnen bisher noch unbekannter Gefühle. Mannsucht hingegen ist ausgearteter Naturbedürfnis, üppige Begierde, überschweifender Temperamentstrieb, von denen aber — man lese und prüfe den Dichter — weder Idali, noch Amazili etwas empfinden. Unstreitig ist die Darstellung solcher Szenen grossen Schwierigkeiten unterworfen. So angenehm dieses unschuldige Gefühl, rein und unbefangen ausgedrükt, in der Nachahmung, an und für sich, seyn kann: so leicht ist es möglich, daß der Zuschauer dadurch beleidigt wird, wenn die Schauspielerin nur einigermassen über die Gränzlinie schreitet, die das Dekorum hier vorzeichnet. Selbst, wenn der Dichter — was doch hier der Fall nicht ist — den

Wohlstand übertreten, und Mannsucht, statt unbefangnen Naturtrieb, geschildert hat, ist es die Pflicht der Künstlerin, Achtung für sich selbst zu haben, und die Delikatesse nicht zu verleugnen, die sie ihrem Geschlechte schuldig ist. Sie würdigt sich durch eine solche Vergessenheit allemahl herab, empört gegen sich, und verliert selbst bei dem Theil der Zuschauer, der über weibliche Sittsamkeit eben so leicht denkt, als er leicht dagegen handelt. In diesen Fällen hat die Schauspielerin gerade die entgegengesezte Pflicht zu beobachten, die ihr sonst obliegt. Statt dem Dichter treu zu bleiben, muß sie von ihm abweichen, die grellen Züge seiner Dichtung mildern, und sich der Würde ihres Geschlechts bewußt seyn, wo jener sie vergessen hat.

Doch ich vergesse über den Schauspieler den Dichter, von dem ich auch manches zu sagen habe, das nicht blos Lob ist. Seine Sonnenjungfrau hat alle die von mir gerühmten Schönheiten, anziehende Situazionen, reizende Szenen, niedliche Röllchen, und besonders eine schöne Sprache, reich an feinen und edlen Reflexionen, die, wenn sie auch nicht immer im Karakter der Personen sind, die sie äussern, doch

gewiß dem Kopf und dem Herzen ihres Urhebers Ehre machen. Dies alles läßt sich diesem Schauspiele schwerlich ableugnen, aber eben so schwer möcht' es sich gegen verschiedne Blössen vertheidigen lassen, die Herr von Kozebue der Kritik darin gegeben hat. Ich will hier nur die auffallendsten auszeichnen.

Einmal, das Stük hat keine Sitten, das heißt, die Personen desselben handeln und reden wenig oder gar nicht im Geist ihrer Karaktere. Da ist nichts, was den Amerikaner, als Amerikaner, und den Spanier als Spanier so heraushübe, daß man, ohne auf den Komödienzettel oder die Kleider der Schauspieler zu sehn, den Amerikaner und Spanier handeln sähe, reden hörte. Denn die spanischen Nahmen, und die einzelen Brokken aus der peruanischen Sprache, bezeichnen doch den Geist der vorgestellten Nazionen wohl nicht. In Don Alonzo und Don Velaquez hört man bloß die kultivirten Europäer, und in dem Waffenträger, Diego, blos den gewöhnlichen catholischen Christen, der überall zu Hause seyn kann. Ataliba, der Oberpriester, und Rolla, sind wieder nichts, als verkleidete Europäer. Die beiden ersten ersten predigen den rein-

reinsten, gebildetesten Deismus, und eine so bestimmte, lautre Toleranz, die, troz der Kultur, die die Geschichtschreiber an diesen Amerikanern, in Vergleich mit den andern, rühmen, unmöglich damals in Peru zu Hause seyn konnte. Der nehmliche Vorwurf trift Rolla. Er liebt mit der Delikatesse des erzogensten Europäers, und schwärmt mit einer Weichheit der Empfindung, die unter dem Himmelsstrich, unter dem er lebt, ganz fremd ist. Selbst seine Heftigkeit ist nicht die Heftigkeit seines Volks, sondern nur die Heftigkeit eines lebhaft und feurig fühlenden Europäers. Statt seine Leidenschaft wild und störrisch auszubrausen, girrt er zärtliche Klagen; statt jener stürmenden, wie ein gewaltiger Strom aufbrausenden Liebe, die wir in einem Manne seines Landes erwarten, sehen wir ihn von einer Liebe beseelt, die in einer Höhle, nah an dem Tempel, der seine Göttin umschließt, ihre Leiden beweint, und im Mondschein zersprengten Mauern und öden Gegenden ihre Schmerzen klagt. Er ist ein schmachtender Schäfer im Amerikanischen Kleide, und, statt des Spiesses und des Bogens, sollte er eigentlich einen Schäferstab in der Hand haben. Nur dann und wann regt sich ein Funke des ameri-

kanischen Geistes in ihm, aber im Ganzen ist er eine Gattung Siegwarts, der in Liebe dahinwelkt, und sein Leben in Elegieen verseufzt. Winseln ist sein Hauptton, und jammerndes Sichselbstverzehren der hervorstechende Zug seines Karakters. Sogar seine Sprache verräth den Europäer, so wie überhaupt in der Sprache dieses Schauspiels der Dichter zu oft durch seine vorgeführten Personen durchblikt, und ihnen Grundsäzze, Aeusserungen und Empfindungen in den Mund legt, die nur aus seinem Kopf, seinem Herzen, aber nicht aus dem Kopf und Herzen seiner Helden kommen können.

Soll dieser Karakter also uns auf der Bühne als Amerikaner täuschen, so muß der Schauspieler dem Dichter zur Hülfe kommen. Er muß sich hüten, ihm allzutreu zu seyn; ja nicht so weich und schmelzend seine Empfindungen ausströmen, wie sie der Dichter niedergeschrieben hat; rascher, stürmender und ungebildeter seine Klagen ausbrausen, seinen Schmerz mehr dumpf und düster, als elegisch und Taubenartiggirrend ausdrükken; durch Geberd' und Ton wenigsten den Amerikaner versinnlichen. Schmachtet aber sein Blik, schwimmen seine Augen wirklich in Siegwartischen

schen Thränen, statt finster und starr auf den Boden zu sinken, ist sein Ton sanft und Schäferhaft, so thut er freilich, was Herrn von Kozebue's Dichtung fodert, aber dann ist's auch um den Amerikaner gethan, und um unsre Täuschung zugleich.

Zweitens, dem Karakter der Cora fehlt es an Einheit. Sie ist im Anfang der Handlung ganz etwas anders, als sie in der Mitte derselben, und in der Mitte wieder ganz etwas anders, als sie am Ende des Schauspels ist. In den ersten Szenen erscheint sie, ganz Einfalt und Unschuld, ganz sanftes, weiches Geschöpf, ganz Weib. Sie liebt, und weiter nichts. Sich keines Verbrechens bewußt, hat sie gar keinen Begrif von Gefahr, spricht von ihrer Liebe, und den Freuden der Mutter, die ihrer warten, mit einer Unbefangenheit, die auch nicht von ferne ahnden läßt, daß sie nur irgend eine ängstliche Besorgnis empfände; was denn doch wohl nicht ganz natürlich ist. Denn als Priesterin der Sonne muß sie doch ihr Gelübd', folglich ihre Schuld, und mit ihr auch die unausbleiblichen Folgen derselben kennen. Indes, was sie nicht zu wissen scheint, erfährt sie von Alonzo und

Rolla.

Rolla. Sie sieht nun ihre Gefahr, und zittert davor; fürchtet den Tod, und kämpft mit Angst und Schrekken bei dem Gedanken, von dem Geliebten getrennt zu werden, den sie so wenig im Leben, wie im Tod' entbehren kann. Auf einmahl rennt sie mit Enthusiasmus in den Tod, nicht, um mit dem Geliebten, sondern für ihn zu sterben; und endlich tritt sie dem Tode gar mit einer Kälte, mit einer Ruhe unter die Augen, die einem Stoiker Ehre gemacht haben würde; spricht vom Sterben, wie von einem Tanze, ohne allen Rükfall, ohne nur irgend eine Spur von Wunsch oder Hofnung zur Erhaltung ihres Lebens. Das sind denn noch wohl Sprünge in der Zeichnung des Dichters, die sich eben so wenig bemänteln, als auf irgend eine Weise vereinigen lassen. Sie sind freilich, während der Vorstellung, von grosser theatralischer Wirkung, aber der Menschenkenner wird doch nur halb getäuscht, weil seine Beobachtungen und Erfahrungen ihm sagen, das ist nicht wahr! und nichts — was nicht allein Hogarth, *) sondern auch vor und nach ihm mehr Kunstrichter bemerkt haben — nichts ist schön, was nicht wahr ist.

Und

*) All Beauty is Truth.

Und hiemit der Kritik über dieses Schauspiel genug. Was ich sonst noch dagegen zu erinnern hätte, ist minder wichtig: es sind kleinere Fehler, von denen auch das vollkommenste Werk der Kunst nie ganz frei ist.

XLIII.

Auszug aus einem Briefe über das italienische Theater, vom Herrn Professor Meyer.

Florenz, den 2ten Oktober 1790.

Stellen Sie sich vor: ich komme gegen Abend hier an, sehe einen Komödienzettel, und lese: der Scheinbare Unempfindliche, oder der seltsame Wohlthäter. Ich ahnde etwas, gehe in's Theater, sehe eine Bedientenszene, die mir unbekannt ist, aber in der zweiten kömmt die Hauptperson auf's Theater, und ich erkenne Schröders Fähndrich. Man hat Veränderungen damit vorgenommen, die nicht zu seinem Vortheil gereichen. Man hat die Hauptperson mehr karrikirt, und, ausser seiner Zerstreuung, ihm auch einen auffahrenden, leicht zu beleidigenden Karakter gegeben. Ausserdem kömmt noch ein Freund des Fähndrichs darin vor; dafür ist der Frager ganz ausgeblieben, vermuthlich, weil ein Italiener nicht gern über eine Schwachheit scherzt, die der ganzen Nazion eigen ist, und ihr verdienstlich scheint. Aber

das

das Ganze ist geblieben, und gefällt nicht minder, wie in Deutschland. Auch wird es von der Truppe Andolfatti, einer der besten Italiens, gar nicht übel gespielt. Andolfatti selbst war der Alte, und hat einige Stellen sehr gut gemacht. Die Erzählung seines Lebens ist im Italienischen länger und komischer. Sie ward von ihm mit vieler Geläufigkeit hergesagt, ohne dem Gewicht einzeler Stellen zu schaden: Auch erscheint hier die Witwe, und Harwiz wird zwei oder dreimal an der Chatoulle überrascht, indem er sie bezahlen will. Die Veränderung ist schlecht bedacht, aber das Theaterspiel ging ausserordentlich gut ineinander. Am Ende erscheint die Mutter des Fähndrichs, und auch diese alltägliche Gruppe ward mit allem Feuer der Neuheit vorgestellt. Die Rolle des Fähndrichs hat der Uibersetzer am wenigsten verstandeu, und gewaltig verpedantisirt. Kurz, ich war sehr unzufrieden mit der Uibersezzung, und sehr vergnügt mit der Aufführung; obgleich auch die Liebhaberin alle ihre Naivetät verlohren hatte, und daher nur ein liebenswürdiges Frauenzimmer vom Stande vorstellen konnte. Schade darum! denn die Schauspielerin, in deren Händen diese Rolle war, mit einem sehr glüklichen Organ, und einer ausserordentlichen hübschen unschuldigen Figur begabt, wäre gar wohl fähig gewesen, das zu seyn, was sie im Original ist. Die Uibersezzung ist wahrscheinlich nicht gedrukt, wenigsten nicht in Florenz zu bekommen. Auch wird es Sie, nach dem, was ich davon gesagt habe, schwerlich interessiren, sie näher kennen zu lernen. Ich

weiß

weiß Ihnen auch nicht einmahl den Nahmen des Uiberſezzers zu nennen. Noch muß ich erinnern, daß der Arzt in dem Stükke von dem zweiten Schauſpieler, und mit groſſer Theilnahme geſpielt wurde, wodurch der raſche Gang der Handlung unendlich gewann.

Zu Venedig ſah ich von der Truppe Pelandi's, ohne Widerſpruch die erſte Truppe Italiens, den deutſchen Hausvater, und Verbrechen aus Ehrſucht. Camillo Federici, der Theaterdichter von S. Angelo, iſt der Uiberſezzer. Es thut mir leid, ihn nicht aufgeſucht zu haben, aber ich ſah ſeine Stükke, und erkannte ſein Verdienſt erſt, da ich im Begrif war, Venedig zu verlaſſen. Seine Originale ſind nicht reif für eine Uiberſezzung. Eins: In der Not lernt man die Freunde kennen, iſt zu weinerlich und unwahrſcheinlich. Ein anderes: Merkt's euch, Ehemänner! hat viel Originalkomiſches, was aber nur für Italien paßt, und wird durch unſern Gaßner, den zweiten, den es bei weitem nicht erreicht, völlig überflüßig. Das dritte: Lügen haben kurze Beine, iſt voll guter, wahrhaft komiſcher Szenen. Die Idee deſſelben wäre einer andern Ausführung und Verpflanzung wohl wert.

Der deutſche Hausvater iſt wörtlich überſezt, und der Zwiſchenträger ein Mann, ſchon bei Jahren. Ich kann nicht leugnen, daß mir dieſe Veränderung gefallen hat, zumahl, da in Italien der Karakter dadurch an Wahrheit gewinnt. Verbrechen aus Ehrſucht heißt hier: das Mittel iſt ſchlimmer als das

Uibel.

Uibel. Der Veränderungen darin sind mehr. Sie machen Ruhbergs Verbrechen weniger schwarz; und die Handlung ist und bleibt nicht minder theatralisch. Ich war sehr davon erbaut.

Seit ich Venedig verließ, ist mein erstes Vergnügen für mich verlohren. Die Kunst des Extemporirens ist nur dort zu Haus, und selbst studirte Stükke werden nirgends in Italien gegeben, wie dort. Doch muß ich einem der ersten Schauspieler Neapels, Franzesco Pinetti, der, während des Faschings, in Rom, spielt, das Verdienst ausserordentlicher Wahrheit, und grosser komischer Stärke zugestehn, die er besonders im Accidento curioso (Geschwind, eh es Jemand erfährt) und in den Mercanti (die Holländer) bewieß. Auch Andolfatti, der hier ist, hat Verdienst in Charakterrollen. Doch einstimmiges Ganzes ist nur in Venedig zu Hause.

Goldoni bleibt überall der erste Schauspieldichter für Italien. Noch gestern sah ich eins seiner mittelmäßigsten Stükke, den Cavalier von gutem Geschmak, und bin ausser Stande, der Wirkung, die es hervorbringt, und wie jeder Zug der Natur aus dem Spiegel gestohlen scheint, genug Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die neue Ausgabe seiner Werke bei Zatta, wo jeder Band ein noch ungedrukktes Stük enthält, verdient, daß man sie sich anschaft.

Dramaturgische Monate.

Vierter Band.

Zweites Stük.

XLIII.

Vom dreiundzwanzigten bis zum achtundzwanzigten April: die vier Vormünder, Posse in drei Aufzügen, nach dem Englischen der Miß Centlivre; dazu der vernünftige Narr, Lustspiel in einem Aufzuge, nach Patrat, von Schröder.

Miß Centlivre, die Verfasserin der vier Vormünder, hat mehr komische Stükke für das englische Theater geschrieben, die gar nicht ohne Verdienst sind. Sowohl ihre Erfindungen, als auch die Karaktere, die sie aufführt, haben ungemein viel Drolligkeit, und die Gabe, recht herzlich lachen zu machen, besizt sie in gar keinem

verächtlichen Grade. Als Dame betrachtet, dürfte vielleicht mancher ihrer Pinselstriche zu kühn scheinen. Allein die brittischen Schriftstellerinnen haben überhaupt eine sehr dreiste und freie Feder, und erlauben sich sogar in der Darstellung der Szenen gegen das sechste Gebot eine Uippigkeit, die man bei uns kaum einem männlichen Schriftsteller gut heissen würde. Auch nehmen die Engländer daran keinen Anstoß. Sie lieben — wie ihre komischen, ja sogar ihre tragischen Dichter sattsam beweisen — das Starke und Kräftige, und glauben, daß Dinge, die sich in der Welt zutragen, von der das Schauspiel doch eine Nachahmung liefern soll, auch wohl auf der Bühne gesehen werden können. Ob man hierin dort so ganz recht urtheile, möcht' ich eben nicht bejahen; denn nur das sittlichwahre ist der Gegenstand der Nachahmung der dramatischen Kunst. "Die Bühne, wie ich schon an einem andern Ort erinnert habe, *) soll eine Schule der guten Sitten oder — wenn das zuviel von ihr verlangt ist — doch wenigsten eine Schule des guten Geschmaks seyn Folglich muß

*) Dramaturgische Fragmente. S. 18.

muß alles, was den guten Geschmak verschlimmert, statt ihn zu verbessern, von der Bühne verbannt werden. Wahrheit soll durch die schönen Künste auf unsre Seele wirken, um uns durch sie zum Wohlgefallen an der Wahrheit zu gewöhnen. Aber nur durch angenehme Eindrükke kann sie das. Sind die Eindrükke, die sie hervorbringt, widrig, ekelhaft, so stossen wir sie zurük, sie verfehlt ihren Zwek, und die schönen Künste hören auf, schöne Künste zu seyn. Es giebt also für den dramatischen Dichter keine Wahrheit, als die moralisch wahre; alles, was dieser moralischwahren Wahrheit zuwider ist, muß auf dem Theater vermieden werden, folglich auch alle Wahrheit, die ekelhaft oder schmuzig ist. Nur die edle, anständige Natur ist der Vorwurf der schönen Künste, und auch nur der Vorwurf der theatralischen Kunst.„

Sünden gegen das sechste Gebot also, Libertinage und Uippigkeit in Karakteren und Sitten, müssen, wenn der Dichter sie zum Gegenstand der theatralischen Darstellung wählt, -- den wichtigen Zwek des Unterrichts, der Belehrung und Warnung vorausgesezt, — dem Auge des Zuschauers mit der raffinirtesten Behutsam- und

Anständigkeit vorgeführt werden, damit sie weder auf seine Phantasie, und seine für sinnliche Eindrükke nur zu leichte Empfänglichkeit nachtheilig wirken, noch auf irgend eine Weise das Gefühl ächter Delikatesse in ihm beleidigen, oder wohl gar erstikken können. Ihre Schilderung muß zwar treu, aber nicht ekelhaft, wahr, aber nicht empörend seyn. Die Karaktere dieser Art dürfen zwar allerdings mit der ihnen zukommenden Lasziviität handeln und reden, und durch Betragen und Ausdruk bezeichnen, wes Geistes Kinder sie sind; aber ihr Handeln und Betragen darf nie in Obszönität, ihre Rede und ihr Ausdruk nie in Zotenreisserei ausarten; oder die angenehmste, Geschmakvollste und nüzlichste Anstalt zur Erhohlung des Bürgers nach den Geschäften des Tages, wird der schädlichste Zeit- und Sittenmord, der zur gänzlichen Untergrabung jeder geselligen Tugend ersonnen werden kann.

Auf dies alles nehmen Englands dramatische Dichter wenig oder gar keine Rükksicht. Ihre besten komischen, selbst ein Theil ihrer tragischen Stükke, *) wimmeln von Zügellosigkeiten. Ehebruch,

*) Man lese, um nur ein paar zu nennen, Otway, Beaumont und Fletscher.

bruch, Hahnreyschaft, Wollust und Lüderlichkeit erscheinen bei ihnen so blank und baar, daß Augen und Ohren Dinge zu sehen und zu hören bekommen, wie sie nur immer unter der herabgesunkensten Klasse von Wüstlingen im Schwange seyn können. Eine Ursach, die die Veränderung, gänzliche Umarbeitung und Veredlung selbst ihrer besten Werke in diesem Fache, wenn sie auf unsre Bühne verpflanzt werden sollen, nicht allein rathsam, sondern auch äusserst notwendig machen.

Miß Centlivre treibt indes ihr Wesen nicht völlig so arg, wie diese ihre Mitbrüder und Mitschwestern in Thalieen. Nur in Rükſicht auf ihr Geschlecht, zeichnet sie hier und da etwas zu dreist, läßt die Personen ihrer Dichtung etwas zu frei von der Leber wegreden, und giebt Winke von einer Welt- und Menschenkenntnis, die uns an einer Dame befremden, bei der wir entweder eine solche Menschen- und Weltbekanntschaft nicht vermuthen, oder doch wenigsten nicht glauben, daß sie von dieser Kenntnis einen so ungenirten Gebrauch machen werde.

Ihre vier Vormünder sind freilich nur eine Posse, aber, wer von einer Posse nicht mehr fodert, als er billigerweise fodern kann:

wohlthätige Erschütterung des Zwergfells, und so viel Wahrscheinlichkeit, als nötig ist, um uns auf der Stelle zu täuschen: der wird darin Stof genug finden, seine Milz durch Lachen zu erleichtern, ohne just Ursach zu haben, sich seines Lachens zu schämen. Die Welt, die sich darin präsentirt, ist freilich eine sehr possierliche, und die Menschen, die sich darin herumtreiben, sind zum Theil ein sehr tolles Geschlecht. Aber diese Welt und dieses Geschlecht haben demungeachtet eine so menschliche Phisiognomie, daß man gar keinen Grund hat, ihre Existenz für platt unmöglich zu halten.

Nancy, ein junges, reiches Mädchen, ist von ihrem verstorbenen Vater der Sorgfalt von vier Vormündern anvertraut worden. Diese vier Vormünder sind eben so viel Narren, aber jeder ist es in seiner eigenen Manier. Der erste, Modelove, ist ein alter Gek, der den Stuzzer spielt, troz seines entnervten und zerbrechlichen Körpers, noch alle jugendliche Lebhaftigkeit affektirt, französische Liedchen trillert, Kleider nach französischem Schnitt trägt, und nichts schön findet, was nicht aus Paris kömmt, oder sich doch wenigsten nach Parisischem Maaßstabe gemodelt

modelt hat. Der zweite, Periwinkle, einer der stupidesten Köpfe, die je zwischen Himmel und Erde herumgekrochen sind, giebt sich mit Alterthumskrämerei ab, läßt sich alte Lumpen und Fezzen, verrostete Geräthe, verschimmelte Münzen und zerbrochne Scherben für Antiquitäten verkaufen, und hält die albernsten Mährchen für wahr, wenn sie nur das Ansehn des Wunderbaren haben. Der dritte, Tradelove, wird von dem gemeinsten und schmuzigsten Kaufmannsgeiste beseelt. Statt des Gehirns, hat er Bancozettel im Kopf, und seine Seele für nichts Sinn, als für klingende Münze. Um Geld ist er für alles feil, und das zu erlangen, scheut er auch die niederträchtigsten Mittel nicht. Seine Religion besteht in Finanzoperazionen, und die Börse ist sein Himmelreich. Der vierte endlich, Prim, ein Quaker, kann für ein Muster von heiliger Einfalt und Tölpelhafter Heuchelei gelten. Bei jedem dieser Vormünder muß die arme Nancy, abwechselnd, ein paar Monate zubringen, nach ihren Launen und Grillen sich fügen, und in Kleidung, Anstand und Lebensart immer die treue Kopie desjenigen seyn, den die Reihe trift, Aufsicht über sie zu haben. Bei Mode-

love sieht sie, wie eine Pariserin, bei Periwinkle wie eine Antique, bei Tradelove wie die Knikkerei selbst, und bei Prim vom Kopf bis zum Fuß, wie eine Quakerin aus. Vermöge des Testaments ihres Vaters, darf sie nicht heyraten, als mit der einstimmigen Bewilligung dieser vier Vormünder, und keinen Mann wählen, der nicht ein Engländer ist, und von ihnen insgesammt zu ihrem Gatten tauglich gefunden wird.

In dieser traurigen Lage befindet sich das arme Mädchen, als ein junger Offizier, Nahmens Harcourt, ich glaube auf einer Promenade, Bekanntschaft mit ihr macht, sie allerliebst findet, und, da er hört, daß sie ein artiges Vermögen besizt, das er sehr gut gebrauchen kann, sich entschließt, sie zur Gefährtin seines Lebens zu erkiesen. Das sonderbare Testament ihres Vaters legt ihm indes, zur Erreichung seines Zweks, große Schwierigkeiten in den Weg. Er muß alle vier Narren auf seine Seite bringen, jedem seine Einwilligung abliſten; denn — hinc illa lacrimae! — jeder dieser Zucht- Ehren- und Vermögenwächter will das Mädchen nach seinem Geschmakke verheyraten. Der französirende Hasenfuß,

senfuß, Modelove, wird sie keinem andern, als einem Pariser Stuzzer, die egiptische Mummie, Periwinkle, keinem, als einem antiquarischen Wunderkrämer, der Geld- und Gewinnsüchtige Tradelove, nur einem Guineemanne, und der Quaker, Prim, sie nur einem Heiligen aus der Brudergemeinde geben. Da ist nun guter Rat theuer. Ohne Intrigue geht es hier nicht ab. Harcourt muß probiren, ob er zum Schauspieler taugt, jeden dieser Siegelbewahrer des Testaments von Nancy's Vater, in der Gestalt ihrer Thorheit für sich gewinnen, und zur Bestätigung seiner Wünsche übertölpeln kann? Der Versuch wird gemacht, und glüklich ausgeführt.

Ein paar alte Bekannte, denen er seine Intrigue anvertraut, leisten ihm hülfreiche Hand; bringen ihn auf neue Pfiffe, schaffen ihm, was er zu seiner Komödie gebraucht, und instruiren ihn, wo er's nötig hat. Unter den verschiedenen Masken eines in Paris gebildeten Modenarren, eines reisenden Alterthums- und Wunderkrämers, eines holländischen Kaufmanns, und eines Scheinheiligen Quakers, erschleicht und erlistet er ihre Bekanntschaft, ihr Vertrauen und

ihre Einwilligung. Zwar wollen sie, als sie sich betrogen sehn, ihr Wort zurüknehmen, aber ihre Handschrift zeugt wider sie. Auch können sie sonst keine Einwendungen gegen ihn machen, er ist ein Engländer, das Mädchen will ihn, die Bedingungen des Testaments sind also erfüllt, und so geht die Verbindung vor sich, troz allem Zetergeschrei der betrogenen Viermänner.

Es ergiebt sich, ohne mein Erinnern, daß durch diese vielfältigen Verkleidungen Harcourts, und durch die mancherlei Kniffe, Schliche und Wendungen, deren er sich bedient, dieses Vormundschaftskollegium zu seinem Willen zu überlisten, sehr viel Leben und komische Wirksamkeit in das Stük kommen muß. In der That hat Miß Centlivre für die Erschütterung unsres Zwergfells reichlich gesorgt. Besonders sind die Szenen, in denen Periwinkle und Tradelove um ihre Unterschrift zur Einwilligung in die Heyrat mit Nancy geschnellt werden, äusserst toll und närrisch. Am meisten aber reizen die Auftritte in des Quakers Hause, wo Harcourts Geliebte sich jezt aufhält, zum lautschallenden Gelächter. Was sich dort zuträgt, muß das ernsthafteste Gesicht aus seinen Falten

brin

bringen, und den schwerfälligsten Hypochonder seines Spleens vergessen machen. Hiervon eine kleine Skizze.

Durch die List eines seiner Helfershelfer, des Gastwirt, Sakbluts, hat Harcourt einen Brief in seine Hände bekommen, in dem ein Bruder in der Heiligung zu Bristol, dem Quaker, Prim, einen Hirten der Gläubigen aus Pensylvanien, Simon Pure, empfiehlt, der eilf Tage bei ihm gewohnt, und die Brüder erbaut hat. Er kömmt nach London, um die Gemeinde zu sehn. Prim soll ihn also in seinem Hause aufnehmen, und ihn von seinem Weibe erquikken lassen. Diesen Simon Pure will nun Harcourt vorstellen, und dadurch Eintritt bei dem Vormund und seinem Mündel finden. Damit aber der wahre Simon Pure, der noch heute mit der Postkutsche ankömmt, den Spaaß nicht verderben kann, so will Freemann, ein anderer guter Freund Harcourts, dem Bristoler Wagen aufpassen, und diese Darzwischenkunft zu verhindern suchen.

Der Brief wiederzugesigelt, gelangt richtig an Ort und Stelle. Harcourt spielt seine Quakermaskerade, und wird mit allem Quakerkostüme

als Hirt der Gläubigen aufgenommen. Er sieht sein Mädchen, und findet sie selbst in ihrer gläubigen Kleidungstracht liebenswürdig; seine Augen ruhen mit Wohlgefallen auf ihr. Obadjah Prim ertappt ihn auf diesem Augenspiel, und frägt ihn in dem Tone seiner Sekte: "warum hestest du deine Blikke auf dieses Mädchen, Freund?„ und er antwortet ihm mit nachgeahmtem Quakerakzent: "Ich will es dir sagen. Vor einigen Tagen sah ich ein Gesicht. Dieses nämliche Mädchen, aber in weltlicher Tracht, stand an einem Abgrunde, und ich hörte eine Stimme: Simon, strekke deine Hand aus, und rette die Dirne, und ich that, was mir befohlen ward, und mich deucht, sie stand an meiner Seite.„ Obadjah schließt daraus auf des Mädchens nahe Bekehrung, ermahnt seinen Bruder, dem Rufe der Offenbarung zu folgen; und fodert sein Mündel auf, Acht zu haben, was der gläubige Hirt ihr sagen wird, damit er ihr den Weg zeige, den sie wandeln soll. Nancy, die ihren Liebhaber nicht erkennt, sträubt sich gegen diese Bekehrungsoperazion, muß aber doch mit dem vermeinten Bußprediger allein bleiben. Harcourt spielt seine Rolle fort,

ohne sich zu erkennen zu geben, und das verstokte Weltkind widersezt sich halsstarrig der heilsamen Gnade, die aus dem Munde des verkappten Heiligen zu ihr spricht. Sie schreit sogar um Hülfe, als der Liebhaber zu früh in ihm erwacht, und seine Arme sich ausbreiten, sie zu umfassen. Indem entdekt er sich, sie erschrikt, und bereut ihren zu vorschnellen Tugendeifer. Auf ihr Geschrei kömmt Prim wieder zurük, doch die beiden Verliebten fassen sich schnell. Sie stellt sich noch immer aufgebracht, als eine halsstarrige Sünderin, die dem Ruf des Geistes nicht hören will, und er figurirt den Proselytenmacher, wie zuvor. Prim schilt ihrem Unglauben, zieht sich aber, auf Harcourts Bitte, der sie heftig zu rühren verspricht, wieder zurük, froh, daß es nur das ist, denn er fürchtete schon, "der äussere Mensch habe über den innern Gewalt erhalten." Liebhaber und Geliebte verständigen sich nun einander. Sie erfährt, daß Harcourt bereits die Einwilligung der drei übrigen Vormünder in der Tasche hat, und, daß es nur darauf ankömmt, auch den vierten zu betrügen. Nancy sträubt sich nun nicht länger, und da Prim leise hereinschleicht, den Verfolg der Bekehrung zu beob-

beobachten, stellt sie sich auf einmal erleuchtet, preißt den Himmel für das Licht, das er in ihre Seele fallen läßt, und haranguirt die Bekehrte mit einer Wahrheit, daß der alte Prim ganz entzükt wird. Nun führt das Unglük, troz allen Gegenbemühungen des Freeman, den wahren Simon Pure herbei. Das ist keine kleine Verlegenheit. Aber Harcourt hilft sich mit Unverschämtheit durch, er erklärt den Angekommnen geradezu für einen Betrüger, und sich für den rechten Mann. Ein Brief von Freeman an Prim, kömmt seiner Unverschämtheit zu statten; er warnt den Quaker für einen Spizbuben, der sich, unter dem Nahmen, Simon Pure, in sein Haus schleichen würde, um ihn des Nachts zu bestehlen. Das wirkt, der Ehrenmann wird als ein falscher Prophet fortgeschikt, und Obadjah sieht Nancy's Entsagung der Welt und ihrer Lüste für einen Wink des Geistes an, daß sie mit dem Wundermanne ziehe und bei ihm wohne. Nun hat Harcourt auch seine Einwilligung, und alles geht seinen erwünschten Gang. Umsonst kömmt der wahre Pure wieder mit Zeugen seiner ächten Brüderschaft, Harcourt selbst giebt ihm

das

das Zeugnis, daß er der sey, für den er ausgegeben wird, und, daß er seinen Nahmen nur auf eine Zeitlang geliehn habe, Nancy zu bekommen. Eben so offenherzig bezeugt er Modelove, Periwinkle und Tradelove, daß er sie sammt und sonders zum Besten gehabt; und die vier Herren, sie mögen wollen oder nicht, müssen zu dem mit ihnen getriebenen bösen Spiel eine gute Miene machen, so sauer es ihnen auch wird.

Daß übrigens die Kritik, als Kritik, nicht gegen manches in der Dichtung der Miß Centlivre Erinnerungen auf dem Herzen haben sollte, läßt sich schwerlich verneinen. Aber theils ist diesem manchen durch die deutsche Bearbeitung abgeholfen worden; theils drükt die Kritik bei einer Schnurre, die blos Lachen erregen will, gern ein Auge zu, wenn sie nur wirklich lachen kann, ohne die gesunde Vernunft an den Pranger zu stellen. Kann sie das aber, so scheint mir Kritik über eine Posse selbst Posse, zu der die Kritik wenigsten bei mir nicht herabsinken soll. Auch bin ich überzeugt, daß jeder, der sich schämt, über eine Posse gelacht zu haben, über die nicht zu lachen, ihm doch schlechterdings

unmöglich war, ohne, daß er es glaubt und will, selbst eine sehr grosse Posse agirt. Wahrlich! wer glaubt, er würdige seinen Geschmak herab, wenn er über die vier Vormünder, oder ein ähnliches dramatisches Produkt, lacht; oder wohl gar leugnet, darin gelacht zu haben, ist auf einem sehr falschen Wege, und sein Geschmak, für so fein und geläutert er ihn auch immer halten mag, wieder nichts als eine Posse. Das Talent, mit Vernunft aus vollem Halse lachen zu machen, ist nicht minder schäzbar, als das, durch tragische Wirkungen unsre Seele zu erschüttern. Ja noch mehr, es ist zugleich ein sehr wohlthätiges Talent, indem es die Blähungen der Seele sanft abtreibt, sie heiter und fröhlich stimmt, unsrer Gesundheit dadurch aufhilft, über die Gegegenstände um uns her ein milderes, behaglicheres Licht verbreitet, und durch das Medium des Lachens uns nicht selten weiser und zufriedner macht, als alle ernsthaften Haranguen von Tugend und Sittlichkeit. Selbst die Kunst des Schauspielers, in einer Posse das Lächerliche nicht über die Gränze der Wahrscheinlichkeit zu treiben, weil er sonst den Zwek, uns zur Lache zu reizen, verfehlen würde, ist gar kein so gemeines

und leichtes Talent, als die meisten Possenreisser und sogenannten Kunstkenner wohl glauben. Es erfodert ein sehr genaues Studium des nicht zu viel und nicht zu wenig, das eben nicht jedermanns Sache ist, der sich damit abgiebt, Karaktere dieser Art zu spielen, oder als Richter darüber mitzusprechen. Mancher dieser Possenreisser meynt, daß es mit Frazzen- und Gesichterschneiden, mit Männerchen, grotesken Windungen und Verrenkungen seines Körpers gethan sey; und mancher dieser eklen Geschmaksdiktatoren findet einen Zug übertrieben, der doch, im Karakter und der Situazion der spielenden Personen, vollkommne Wahrheit ist; blos, weil er diesen Zug entweder von einem Stümper ungeschikt, und an einer unrechten Stelle hat anbringen sehn, oder weil er nie von seinem Schreibpult, seiner langweilig-ehrbaren Familie, seiner gravitätisch-steifen Vaterstadt weggekommen ist; weil ihm nie die Gelegenheit ward, andere Thorheiten zu beobachten, als seine eignen; und nun jede fremde Schellenkappe nach dem Schnitte derjenigen beurtheilt, die seine weisen Scheitel bedekt.

Wenn nun gar diese superfeinen Geschmaks- und Kunstschäzzer durch einen blossen Nahmen in

ihrem Urtheil über den Wert oder Unwert eines Schauspiels geleitet werden, wenn der Nahme, Posse, allein im Stand' ist, sie gegen eine dramatische Vorstellung einzunehmen; wenn man ihnen die ärgste Burleske, sobald nur der Nahme, Lustspiel, auf dem Komödienzettel steht, für das feinste komische Stük verkaufen kann; oder wenn man sie über platten Wiz, Gemeinheit und Karrikatur schreien hört, indes doch gerade dieser platte Wiz, diese Karrikatur und Gemeinheit sie ganz allein zum Lachen zu bringen vermögen, und das eigentliche Lustspiel — wär es auch noch so Sinnreich angelegt, strömt' es auch über von dem Geschmakvollsten, feinsten Wizze! — sie kälter und untheilnehmender läßt, als einen Advokaten ein Prozeß, bei dem nichts zu ersporteln ist; sie sanfter gähnen und einnikken macht, als die langweiligste Predigt: so kann man sich vollends des Lachens über die possenhafteste Posse aller Possen nicht enthalten, die diese hochklugen Geschmaks- und Weisheitsherren auf ihre eigne Kosten spielen. Difficile est, satyram non scribere.

Uiber das Spiel komischer Stükke dieser Art hab' ich mich schon mehrmals erklärt; hier nur

etwas

etwas über die Rolle des Harcourts. Vor allen andern muß sie vorzüglich gut ausgeführt werden, denn beinahe hängt das Glük des Stüks hauptsächlich von ihr ab. Je mehr der Schauspieler der Schwierigkeiten Herr ist, die in dieser Rolle die Täuschung des Zuschauers hindern können, destomehr wird er zum Vergnügen desselben beitragen, destomehr wird er das Komische in Miß Centlivre's Dichtung erhöhen. Das ist nun weder so leicht, noch so schwer, als es wohl scheint. Nicht so leicht, weil die Kunst, in einer und der nehmlichen Rolle vier bis fünf ganz verschiedene Karaktere darzustellen, und sie durch Ton, Geberd' und Spiel auffallend von einander zu unterscheiden, nicht das Talent eines gewöhnlichen Schauspielers ist; nicht so schwer, weil die Verschiedenheit dieser Karaktere zu hervorragend ist, als daß ihre Kontrastirung dem guten Schauspieler viel Schweiß kosten könnte. In der Stuzzerrolle ist ein leichter, nasalpersifflirender Ton der Sprache, sind es Chevalliermännerchen, ein tanzender, hüpfender Gang, Etourderie und ein Air de suffisance, wodurch sich sein Spiel auszeichnen muß. Als Antiquitätenkrämer kömmt es nur darauf an, daß eine

emphatische Dikzion, bedeutende Pausen, pathetisches Armaufheben, halbverschloßne Augen, und ein gewisser Geist der Mystik und Geheimniswisserei, wodurch solche Wundermänner sich ein hohes Ansehn geben, seine Darstellung begleiten. Den holländischen Kaufmann zu karakterisiren, bedarf es nichts, als eines platten, breiten, gutturalen Dialekts, als rauher, derber Alltagssitten; und als Simon Pure darf er nur geradezu den Ton kopiren, den ihm die Schauspieler, die die Quakerfamilie figuriren, angeben. Eine gezogene, gedehnte Andachtsdeklamazion, heilig gen Himmel aufgehobene Augen, in denen man nichts, als das Weisse sieht, kreuzweis auf die Brust gelegte Hände, und in allen seinen Aeusserungen Ausdruk von Tartüfferei, werden ihn diese Mummerei mit aller der Täuschung spielen helfen, die nötig ist, um diese gläubige Schafsfamilie zu hintergehen. Als Harcourt selbst, hat er nur dafür zu sorgen, daß man den Bonvivant in ihm erkennt, den Weltkenntnis und Erfahrung abgeschliffen, und ihm die Jovialität zum Erbtheil hinterlassen haben, die ihm nötig ist, um alle diese Intriguen gewandt, und ohne langes Stokken, glüklich durchzuführen.

Für

Für den guten Schauspieler ist also diese Rolle eben keine Hexerei, für den gewöhnlichen aber eine desto grössere. Daher ich einen jedem, der sie künftig übernimmt, freundschaftlich rathe, seine Kräfte vorher wohl zu prüfen, wenn er nicht Miß Centlivre ungerechter Weise um ihren Kredit, und sich um alle Reputazion bringen will.

Der vernünftige Narr ist eins der neuern Produkte der französischen Thalia, von einem Verfasser, der schon mehr solche artigen Kleinigkeiten geliefert hat, und eine gar nicht übel unterhaltende Plaisanterie. Niedliche Misverständnisse, die spleenetische Laune des Engländers, gefälliger Dialog, und eine Menge drolligter Einfälle werden es noch lange als eins der besten Nachspiele erhalten, die wir dem Pariser Theater zu danken haben. Wenigsten erhält es sich hier noch immer in gleichem Beifall, so unzähligemal es auch schon gegeben worden ist.

XLIV.

Vom achtundzwanzigten April bis zum zwanzigten May Wiederhohlungen. Am achtundzwanzigten May das Kind der Liebe, Schauspiel in vier Aufzügen, von Herrn von Kozebue.

Man darf es wohl, als ausgemacht, annehmen, daß ohne Schröders Fähndrich, das Kind der Liebe schwerlich seine Existenz erhalten hätte. Die flüchtigste Vergleichung dieses Schauspiels mit jenem, wird die Aehnlichkeit des lezten mit dem ersten in Anlage, Fabel und Situazionen, auffallend bestätigen. Im Fähndrich hat der Baron Harwiz Karolinen die Ehe versprochen, vorher aber über ihre Tugend gesiegt, und sie denn verlassen; im Kind der Liebe ist Baron Wildhayn gegen Wilhelmine Rehfeld in gleicher Schuld. Im Fähndrich empfindet Harwiz über diese Treulosigkeit Gewissensbisse, die ihm die Freuden seines Lebens oft verbittern; im Kind der Liebe Baron Wildhayn desgleichen. Im Fähndrich hat sich Harwiz vergebliche Mühe gegeben, Karolinen wieder zu finden,

und

und ihr das angethane Unrecht zu vergüten; im Kind der Liebe ist das Wildhayns Fall. Im Fähndrich lebt Karoline ihrem Verführer näher, als er's ahndet; im Kind der Liebe lebt Wilhelmine dem Räuber ihrer Unschuld eben so nahe, ohne, daß er's vermuthet. Im Fähndrich hilft die betrogne Geliebte sich elend und kümmerlich durch, wird von Mangel und Krankheit aufgerieben; im Kind der Liebe geht es der armen Hintergangnen nicht besser. Im Fähndrich hängen Mutter und Sohn auf das zärtlichste aneinander, und der Sohn, wagt, seine Mutter zu retten, Leib und Leben; eben so weben im Kind der Liebe Sohn und Mutter in einander, und der erste opfert sein Leben für sie, wie dort. Im Fähndrich weiß die verlaßne Verführte, daß ihr Verführer lebt, und wo er lebt; ist aber zu stolz, von dieser Kenntnis Gebrauch zu machen, will lieber im Mangel umkommen, als ihn durch Vorwürfe an sein Unrecht erinnern, und sein Mitleid, für seine Liebe, erregen; im Kind der Liebe denkt und handelt Wilhelmine gerade so. Im Fähndrich weiß der Vaterlose Jüngling nicht, wem er sein Leben zu dan-

ken hat, und erfährt es erst während der Handlung des Schauspiels; just so stehen die Sachen im Kinde der Liebe. Im Fähndrich weiß Harwiz eben so wenig, daß Wilhelm sein Sohn ist, wie im Kinde der Liebe Wildhayn, daß es Friz ist. Im Fähndrich ist diese Entdekkung eine der erschütterndsten und anziehendsten Situazionen, und so ist sie es auch im Kinde der Liebe. Im Fähndrich spricht endlich der Sohn für die Rechte seiner Mutter gegen den Vater, thut auf den Nahmen seines Kindes Verzicht, wenn seiner Mutter nicht wird, was er ihr versprach, seine Gattin; und der Vater erfüllt seine Pflicht, erklärt die verlaßne Geliebte für seine Gemahlin, die Frucht seines Verbrechens für seinen Erben und Sohn; und auch hierin ähneln Situazion und Ausgang im Kinde der Liebe dem Schröderschen Schauspiele.

Die Anwendung, die Herr von Kozebue von diesen Schröderschen Erfindungen gemacht hat, ist allerdings seine eigene. Er hat sie benuzt, wie es sich von einem Manne mit seinen Fähigkeiten erwarten ließ. Auch hat er zu diesen originell benuzten fremden Erfindungen

manche

manche eigene hinzugethan, als Wildhayns wirkliche Witwerschaft, die im Fähndrich von Karolinen nur vorausgesezt wird; die Verwandlung der Pflegetochter in eine wirkliche; das feine Herzensverständnis zwischen Amalien und dem Pfarrer; die persönliche Erscheinung der betrogenen Geliebten, die um so mehr zu sehr schönen Situazionen Veranlassung giebt, da sich der Dichter nicht an die Einheit des Ortes band, sondern ungebunden einen neuen Vorhang auf- und niederrollen ließ, so oft er's bequem fand. Diese lezte hinzugethane Erfindung ist nun freilich eben nichts ausserordentliches, denn sie lag so natürlich in dem ganzen Gange der Fabel, daß Herr Schröder eben so gut darauf hätte verfallen können, wenn es ihm nicht um die Einheit des Orts zu thun gewesen wäre, wenn er nicht die Kunst verstanden hätte, auch ohne diese persönliche Erscheinung Karolinens, Interesse für sie zu erregen. Aber ausserordentlich oder nicht, diese Erfindung ward Gelegenheit zu einigen der vorzüglichsten Szenen dieses Schauspiels; und troz allen Aehnlichkeiten, die das Kind der Liebe mit dem Schröderschen Drama hat, bleibt es immer ein sehr schäzbares Pro-

duft, und ist, nebst Menschenhaß und Reue, das beste, was Herr von Kozebue in diesem Fache hervorgebracht hat.

Wildhayn, Amalia, der Pfarrer und Friz Rehfeld sind vier schöne Karakterzeichnungen, und die Szenen, in denen sie sich entwikkeln, zum Theil ganz vortreflich. Besonders ist Amaliens Naivetät sehr reizend geschildert, und der Pfarrer gehört vielleicht zu den besten Darstellungen, die je von diesem Stande auf der Bühne sind gemacht worden. Seine Beschreibung der rauhen und glatten Seite des Ehestandes ist eben so schön als wahr, und eben so unterrichtend, als rührend. Friz interessirt durch seinen feurigen, edlen und thätigen Karakter allgemein, und die Szene, wo er das Gewissen des Vaters erschüttert, ragt an grosser theatralischer Wirkung, an Wahrheit und Originalität, über alle andern, selbst auch die anziehendsten Szenen dieses Drama's hervor. Eben so wenig fehlt es dem Karakter der Wilhelmine Rehfeld an tief wirkenden, sogar nicht an wahrhaft sublimen Zügen, ob er gleich, gegen die obigen viere gerechnet, von dem Dichter weniger durchgeführt worden. Mit der Perso-

nage

nage des Grafen von der Mulde bin ich am wenigsten zufrieden. Es ist ein zu alltäglicher, gewöhnlicher Gek, dessen Possen gegen den feinern Ton des Stüks allzu grell abstechen. Auch hat er zu wenig in die Handlung desselben Einfluß, um nicht eine sehr entbehrliche Episode zu seyn.

Aus Privatnachrichten von Leipzig, und aus einem Komödienzettel des Dresdner Hoftheaters, ersch' ich, daß dies Schauspiel dort in einer andern Gestalt aufgeführt wird, als hier und in Berlin. Wie man mir schreibt, so ist jene Gestalt die eigentlich wahre, die ihm Herrn von Kozebue's Dichtung gegeben. Dort hat das Kind der Liebe fünf Akte, und Wilhelmine Rehfeld spielt in diesem hier und in Berlin weggestrichnem Akte die Hauptrolle. Sie erscheint darin als Bettlerin an der Landstrasse, die die Vorübergehenden um ein Almosen anspricht, von allen aber abgewiesen, und nur von einem Juden mit einer milden Gabe beschenkt wird. Hier sinkt sie dann ermattet nieder, und wird von den gutherzigen Bauern aufgenommen, in deren wohlthätigen Händen sie sich, nach der Berliner Veränderung, schon

befindet, wenn sie zum erstenmal vor dem Zuschauer auftritt.

Ich muß gestehn, daß diese Einführung der Wilhelmine Rehfeld in die Handlung des Stüks, mir ganz und gar mißfällt. Es liegt eine Undelikatesse darin, die mich von einem Schriftsteller, wie Herr von Kozebue, äusserst befremdet. Eine siechе, abgehärmte, ausgehungerte Bettlerin, in lumpigten Kleidern, einen Brodsak auf dem Rükken, eine ganze Reihe von Szenen hindurch, alle Vorübergehenden um Barmherzigkeit, und eine milde Gabe ansprechen sehen, ist ein widerwärtiger Anblik; und die dramatische Mahlerei soll eben so wenig, wie die Mahlerei mit Farben, durch den Sinn unsrer Augen widerstehende Eindrükke auf unsre Geschmaks- und Geruchsnerven hervorbringen. Abgerißne Kleider aber, eine von Hunger und Mangel ausgesogne und ausgedörrte Gestalt, erregen immer die Idee von Schmuz, und die Idee von Schmuz erwekt eine Menge ekelhafter Nebenvorstellungen, die unsre Phantasie in einem hohen Grade unangenehm beschäftigen. Solche Auftritte gehören also schlechterdings nicht auf die Bühne, weil sie den ersten Zwek der dramatischen

tischen Nachahmung, unser Interesse an sich zu ziehn, geradezu zerstören, unsre Aufmerksamkeit abwenden, und uns unwillig nach Stok und Hut greifen machen.

Ist diese Bettlerin nun vollends eine Person, wie Wilhelmine Rehfeld, der der Dichter den edelsten Karakter, die feinsten Gefühle, die erhabensten Gesinnungen gegeben hat, so entsteht aus dem Ekel, den ihr Anblik erregt, völlige Empörung unsrer Delikatesse. Die Wirkung, die die Herabsinkung eines solchen Weibes zu diesem entehrenden Zustande in uns entstehen macht, ist nicht Mitleid, es ist die Empfindung des bittersten Unmuts und Abscheus; und Unmut und Abscheu sind keine Gefühle, die unsre Theilnahme fesseln können. Aber es ist nicht blos Unmut und Abscheu, der unsre Theilnahme für diese ekle Situazion schwächt, es ist auch Mangel an Wahrheit, der uns von diesem Anblik zurükscheucht. Eine Wilhelmine Rehfeld wird sich eher, als die niedrigste Magd, zur Erwerbung ihres Unterhalts, verdingen, sich eher zu den gemeinsten Handarbeiten, um den geringsten Tagelohn, entschliessen, als dieses Handwerk ergreifen. Sie wird, von Krankheit, Elend und Not gedrängt,

drängt, allenfalls, an einem weniger besuchten Wege, geheim und verstohlen, einen solchen Versuch wagen, aber sich auf öffentlicher Heerstrasse den ganzen Tag hinstellen, und unzähligemal abgewiesen, diesen Versuch wiederhohlen: das reimt sich mit dem Karakter einer Person, die nachher solche grosse Gesinnungen äussert, die eine ganze Goldbörse ausschlägt, und dem Uiberbringer vor die Füsse wirft; die, entweder ihre verlohrne Ehre von ihrem Verführer glänzend wieder hergestellt, oder von keiner Unterstüzzung von ihm wissen will, auf keine Weise. Wahrlich! ein weibliches Geschöpf, das so fein denkt, empfindet und handelt, das die Würde seines Karakters so bestimmt und nachdrüklich behauptet, durch die dringendste Not nicht bewogen werden kann, sich seiner unwert zu zeigen, so sichtbar und ausgezeichnet sich über sein Schikfal erhebt: ein solches Geschöpf in eine Strassenbettlerin verwandelt sehen, ist die unnatürlichste und widersprechendste Erscheinung, die einem Menschenkenner und Beobachter aufstossen kann.

Zudem fällt durch diese Bettelszenen ein sehr verschlimmerndes Licht auf den Karakter des Baron **Wildhayn**. So unschuldig er auch, an

und für sich, an dieser gänzlichen Herabwürdigung seiner Geliebten seyn mag, so ist sein Leichtsinn und seine Pflichtvergessenheit doch immer die erste Ursach davon. Wilhelminens entehrende Lage empört uns also wider ihn; und, statt mit den Gewissensbissen, von denen er beunruhigt wird, mit der Reue, und den herzlichen Wünschen, die er äussert, sein Unrecht wieder gut zu machen, Mitleiden zu haben, fangen wir an, ihn zu verachten, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln; weil wir unmöglich glauben können, daß, wenn es mit diesen vorgegebnen Gewissensbissen, mit dieser Reue und diesen Wünschen Ernst wäre, die arme Verlaßne jemals zu diesem elenden Zustande hätte herabsinken können. So herzlich auch der Ton ist, mit dem er seine Reue ausdrükt, so wahr auch der Kummer scheint, den er darüber empfindet, daß er Wilhelminens Aufenthalt noch immer nicht hat erforschen können; die tiefe Herabgesunkenheit der bettelnden Entehrten zeugt wider ihn; wir sehn in ihm nur den Heuchler, der Gefühle vorgiebt, die er nie hatte, dem es nie wahrhaft darum zu thun war, der beleidigten Tugend Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Doch

Doch das ist das Uibel noch nicht ganz, das aus diesen Bettelauftritten für das Interesse an der Handlung erwächst. Auch Wildhayns Lobenswerter Entschluß, die verlaßne Geliebte für seine rechtmässige Gattin zu erklären, wird dadurch unwahrscheinlich. Eine Frau, die als Bettlerin auf der öffentlichen Landstrasse herumgezogen ist, jeden Vorübergehenden um einen Bissen Brod, um das kärglichste, niedrigste Almosen angesprochen hat, eine solche Frau von einem der ältesten, am Hof und in der Stadt angesehensten, der reichsten und begütersten Edelleute, zum Range seiner Gemahlin erhoben sehn, schreit zu sehr gegen alle Konvenzionen, gegen jedes Dekorum, selbst gegen jede vernünftige Sitte dieses Standes, um es nur im geringsten wahrscheinlich finden zu können. Sey es immer seine Schuld, daß es dahin mit ihr gekommen: nach ihren Gesinnungen, ihren Ansprüchen, die sie macht, hätte sie eher jedes andere, als dies sie so gänzlich herabwürdigende Mittel zu ihrer Erhaltung wählen müssen. Bis zur Strassenbettlerin sich zu erniedrigen, das zeigt offenbar von zu wenig Achtung für sich selbst, als daß sie auf einen solchen Grad von Achtung bei

Wildhayn Recht haben, als daß Wildhayn ihr diesen Grad von Achtung schuldig seyn könnte. Genug, wenn er sie so versorgt, daß sie anständig leben, und ihr erlittnes Elend vergessen kann. Mehr kann er unter diesen Umnicht thun. Würde er mehr thun, so handelte er gegen seinen Stand, seine Verhältnisse, ja sogar gegen seine in einer rechtmässigen Ehe erzeugte Tochter noch ungerechter, als er gegen Wilhelminen bisher gehandelt hat. Ja, was noch mehr ist, Wilhelmine würde durch diese Erhebung mehr verlieren, als gewinnen. In welcher Gesellschaft dürfte sie erscheinen, ohne, daß man sie und ihren Gemahl nicht die ehmalige Bettlerin würde empfinden lassen? Sie selbst, hat sie nur irgend Gefühl für ihre eigne und ihres Geliebten Ehre, muß auf diese Heyrat Verzicht thun; muß sich durch nichts bewegen lassen, eine Verbindung einzugehn, die so lermend gegen alles Herkommen streitet, wenn sie sich anders ihre eigenen, und die Vorwürfe der Welt ersparen will.

Was aber hauptsächlich diese Szenen tadelhaft macht, ist, daß sie auf die eigentliche Handlung dieses Schauspiels ganz und gar nichts

wirken, daß sie die Katastrophe desselben, auch nicht auf die entfernteste Weise, näher herbeiführen. Sie sind also noch obendrein überflüssig, so überflüssig, daß man ihr Daseyn in der Berliner und hiesigen Gestalt dieses Schauspiels auch nicht einmal von ferne ahndet.

Die Berliner Veränderungen sind daher so offenbar zum Vortheil des Kindes der Liebe, daß sie an dem Beifall, den es dort und hier gefunden hat, einen sehr wichtigen Antheil haben. Ich habe nicht das Recht, ihren Urheber zu nennen, und seine Bescheidenheit so wohl, als mein Gefühl von Delikatesse, verbieten mir, seinen Nahmen öffentlich bekannt zu machen. Aber das darf ich doch sagen, daß sie von einem Manne herrühren, den Deutschland zu seinen vortreflichsten Köpfen zählt; daß sie so fein und glüklich sind, wie sie sich von einem Schriftsteller erwarten liessen, der zu den ersten Kunstkennern unsres Vaterlandes gehört; dem ich bei einem Werke meiner dramatischen Muse, solche Verbesserungen mit dem herzlichsten Dank erkannt, und diesen Dank laut zu erkennen gegeben habe würde. Nie hätt' ich mein so Einsichtsvoll und Kennerhaft verbessertes Drama in

einer

einer andern Gestalt aufführen lassen, am wenigsten würd' ich es je anders, als so, zum Druk befördern.

Von der Vorstellung dieses Schauspiels ein andermal.

XLV.

Vom vierzehnten bis zum siebenundzwanzwanzigten May Wiederhohlungen. Am siebenundzwanzigten: Alderson, Trauerspiel in vier Aufzügen, von Brandes; dazu Ehrgeiz und Liebe, Lustspiel in zwei Aufzügen, von Schröder.

Ich habe Herrn Brandes Verdiensten, die er um die ersten, bessern Fortschritte der dramatischen Kunst in Deutschland hat, schon öfter Gerechtigkeit wiederfahren lassen, *) und übe diese Gerechtigkeit gegen diese seine Verdienste, noch immer mit Vergnügen aus. Sein Schein betrügt, sein Graf Olsbach, und sein ge-

*) In meinen dramaturgischen Fragmenten, bei Gelegenheit seiner Olivie und seiner Ariadne auf Naxos.

geadelter Kaufmann haben nicht nur auf unsern Bühnen allgemein gefallen, sondern sich auch lange darauf erhalten; und sie würden es vielleicht noch, wenn die Kunst, Stükke, wie die beiden ersten, zu spielen, unter unsern Schauspielern nicht so verlohren gegangen wäre, und Herr Brandes dem leztern durch seine sogenannten Verbesserungen nicht offenbar geschadet hätte. Die ältern Dramen dieses Dichters sind und bleiben mir daher die schäzbarsten. Sie zeichnen sich durch Erfindung, Karakteristik, Situazionen und Dialog vor allen spätern Produkten seiner theatralischen Muse aus. Zu diesen seinen ältern mir schäzbaren Schauspielen rechn' ich auch die Schwiegermütter, ein wahrhaft joviales und komisches Produkt, das ich ungern von unsern Bühnen verschwunden sehe, überzeugt, daß es, gut gespielt, noch immer die Unterhaltung gewähren würde, die es sonst gewährte.

Unter den neuern Beiträgen, mit denen Herr Brandes das deutsche Theater beschenkt hat, sind die Trauerspiele, Alderson, *) unstreitig das

*) Alderson hat, wie bekannt, noch zwei Fortsezzungen.

das beste. Wenigsten haben sie für mich das meiste Interesse, die vorzüglichste Wahrheit in Anlegung der Karaktere und der Situazionen. Auch hat man sie von allen seinen neuern Beiträgen mit dem meisten Beifall aufgenommen.

Den Stof dazu dankt der Dichter einem Romane der Frau Riccoboni, Sara Salisbury. Von der Art, wie er diesen Roman benuzt und nicht benuzt hat, giebt er in der Vorrede zu dem vierten Bande seiner gesammelten Schriften selbst Nachricht, und erklärt sich zugleich über einige Vorwürfe, die ihm die Kunstrichter über seine Behandlung des Riccobonischen Stofs machen können. Mit einer Bescheidenheit, die ihm Ehre macht, bekennt er offenherzig alles, was ihm in seiner Darstellung Tadelnswürdig scheint, und, weit davon entfernt, dieses Tadelnswürdige zu rechtfertigen, bringt er nur einige Gründe an, die ihn über diese wohlerkannten und doch beibehaltnen Fehler entschuldigen sollen. Ich halt' es für meine Pflicht, diese Stellen hier auszuzeichnen, theils weil die Beispiele einer solchen Bescheidenheit und Offenherzigkeit unter unsern neuern Schriftstellern sehr selten sind, theils denen darin ent-

enthaltenen Entschuldigungen mehr Umlauf zu verschaffen.

"In dem Trauerspiele, Alderson, sagt er, wird zum öftern von einer Anlandung der Franzosen, von deren Annäherung gegen London und endlich von einem Treffen gesprochen. Dieser Umstand scheint die Fabel des Stüks in ältere Zeiten zurük zu sezzen. Dagegen haben Sitten und Sprache der darin handelnden Personen das Gepräge unsres Zeitalters. Dieser Unwahrscheinlichkeit hätt' ich abhelfen können, wenn ich entweder die ganze Handlung in ein Land versezt hätte, wo dergleichen blutige Auftritte nicht erst aus dem Alterthum hervorgesucht werden dürfen, — dann hätt' ich aber auch zugleich den ganzen Plan darnach formen, einige auffallende Karaktere ganz umformen, und manche interessante Züge, die nur den Britten eigen sind, aufopfern müssen — oder ich hätte auch Gebräuche, Sitten und Sprache im Geschmak und Tone des höhern Zeitalters charakterisiren müssen. Dann hätte das Ganze allerdings mehr Uibereinstimmung und Wahrheit erhalten, aber auch zugleich offenbar an Kraft und Wert verlohren. In jenem Fall bedarf es wohl keines Beweises, und

im

im leztern nur eines Fingerzeigs. Jedermann weiß, wie viel lebhafter die Leiden unsrer Zeitgenossen auf uns wirken, als solcher Personen, die man sich erst aus dem grauen Alterthum hervordenken muß. Ich glaubte also besser zu thun, die oben gerügte Unwahrscheinlichkeit, welche ohnedies nur für das kritische Auge des strengen Beurtheilers auffallend ist, zu gestatten, als dem Hauptinteresse des Stüks, durch eine zu pünktliche Regelmässigkeit, etwas zu verkümmern.„

"Der zweite Hauptvorwurf, fährt Herr Brandes fort, den ich mit Recht befürchten muß, betrift den Tod Charlottens. So mühsam er auch durch die ersten vier Akte vorbereitet ist, so stirbt sie doch am Ende nicht durch schnell tötende Mittel, sondern aus Gram, aus Kraftlosigkeit, das heißt in der Kunstrichtersprache: aus heiler Haut. Mich hier, nur mit einiger Ehre, herauszuwikkeln, fällt mir in der That schwer. Die Nachricht von Eduards Fall war Charlotten nicht unerwartet; die nähere Nachricht von der Art seines Todes konnte zwar ihr Ende befördern, nicht aber beschleunigen. — Das gute, tiefgebeugte, aller Hofnung

beraubte Geschöpf aber, zum Uibermaß seines Unglüks, noch zum Selbstmord erniedrigen, wäre grausam gewesen; ist auch überdies ein zu alltäglicher Nothbehelf unsrer Schrekspielschreiber. Es ermorden zu lassen, dazu find' ich in dem ganzen Plane kein einziges Motiv, also ist's wohl am besten, ich gebe mich gutwillig gefangen, und bitte meine Leser, das Hinsinken der Charlotte beim Schlusse des Stüks, für eine dem Tode ähnliche Ohnmacht anzunehmen; wie ich denn auch diese Voraussezzung, in den folgenden Theilen, um das Interesse einiger Szenen zu verstärken, selbst hineingedichtet habe. Nach dieser wurde die äusserst entkräftete Charlotte, gleich nach ihrem Wiedererwachen, von einem auszehrenden Fieber überfallen, das sie, kurze Zeit darauf, mit ihrem Eduard auf ewig vereinte.„

Uiber die Einwebung der halbkomischen Rolle, Miß Hammon, in sein Trauerspiel, die einige Zuschauer, (wahrscheinlich seyn wollende Kunstrichter!) für fehlerhaft erklärten, erinnert Herr Brandes: "Ich sehe die Ursach nicht ein, warum ein bürgerliches Trauerspiel, worin blos eine Familienbegebenheit vorgestellt wird, weil

es

es mit Jammern endigt, gerade auch mit Klagen beginnen müsse. Man kann deshalb Regeln vorschüzzen; aber bei aller schuldigen Achtung für den ehrwürdigen Vater, Aristoteles, glaub' ich doch, daß hier eine Ausnahme statt findet. Natur und Erfahrung sind in diesem Fall seine Gegner.„

"Ein Trauerspiel erhält ein weit lebhafteres Interesse, die Illusion wird weit mehr verstärkt und befördert, wenn gerade aus dem Mittelpunkt einer muntern Handlung das Motive zu einer traurigen Katastrophe entspringt. Nur muß der Dichter jeden schroffen, unnatürlichen Uibergang sorgfältig vermeiden, und die Fabel so ordnen, daß dieser Ausgang bald beim Anfange des Stüks befürchtet und erwartet wird. Verschiedene Beispiele unsrer berühmtesten Schauspieldichter, welche in dieser Manier geschrieben haben, und deren Stükke mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden sind, sprechen durch Beweise; sie haben gezeigt, daß halbkomische Karaktere, gehörig geordnet, und muntre Scherze, zur rechten Zeit angebracht, das Ohr keinesweges beleidigen, das Interesse des Trauerspiels

eher verstärken, als schwächen, und der Vorstellung Unterhaltung und Leben geben.„

"Mistriß Hammon hat bei allem komischen Anstrich ihres Karakters nichts Sittenbeleidigendes. Sie ist gutherzig, bei den Leiden ihrer Freundin zärtlich theilnehmend, und spricht die Sprache des Herzens und der Natur, ohne Verstellung. Auch ist sie in dem Stükke so gestellt, daß sie keine einzige ernsthafte Szene durch ihre komische Laune unterbricht. Nur in den beiden lezten Aufzügen, wo das Interesse lebhafter wächst, die Katastrophe sich zum Ende neigt, war ihre Gegenwart überflüssig, und aus dem Grunde hab' ich auch den Plan so geordnet, daß man diese sonst unzertrennliche Freundin der leidenden Charlotte in der Handlung nicht vermißte.„

"Um übrigens allem Misverstande, und der daher vielleicht entstehenden Mißhandlung dieses Karakters auf der Bühne vorzubeugen, würd' ich jeder Schauspielerin, welcher diese so interessante und glänzende Rolle zur Vorstellung anvertraut wird, anrathen, bevor sie solche memorir, alle drei Schauspiese, Alderson, mit Aufmerksamkeit durchzulesen, um daraus den ganzen Umriß des

Ka-

Karakters, den sie vorzustellen hat, zu übersehn. Ist sie dann keine Beifallsjägerin, die sich durch das Komische in ihrer Rolle zu Plattitüden verleiten läßt, ist sie in der That Künstlerin, hat sie Geschmak und Delikatesse, so wird sie sehr leicht den Maaßstaab treffen, und ihr Spiel nach den verschiedenen Verhältnissen, worin sie gesezt wird, nüanciren; so wird ihre Rolle, der Absicht gemäß, ein munteres Lächeln, aber gewis kein schreiendes Gelächter erwekken; sie wird zuverlässig das Interesse des Stüks nicht stören, sondern vielmehr beleben; und selbst der strengste Kunstrichter wird ihr dann den verdienten Beifall nicht versagen können.„

Die Offenheit, mit der Herr **Brandes**, sich hier vor dem Richterstuhl der Kritik selbst anklagt, mit der er seine Fehler gegen dramatische Einheit, Sitte und Wahrscheinlichkeit, ohne allen Rükhalt, bekennt, nicht sie zu vertheidigen, sondern nur die Art ihrer Entstehung, und ihre Unvermeidlichkeit, nach seinem einmahl angelegten Plane, zu entwikkeln sucht, beweißt sein Verlangen nach einer gegenseitigen Offenherzigkeit aus dem Munde der Kritik. Wer der Kritik selbst so auf die Spur hilft, selbst so auf die Ekken

und Unebenheiten seines Kunstprodukts hinzeigt, wahrlich, der scheut die freie Beurtheilung seines Werks nicht. Ihm ist es um Wahrheit zu thun, um gerade, unbestechliche Freimüthigkeit. Nicht sie, Zurükhaltung wird ihn kränken; nicht das dreiste Geständnis seiner Fehler, die höfelnde Schonung derselben wird ihn beleidigen. Nur der debütirende Schriftsteller macht auf Schonung Ansprüche, der gewordne will, daß man als Mann mit ihm rede. Lob erfreut ihn nur, wenn es Gründe hat, unbedingtes Weyrauch ekelt ihm an. Darum Wahrheit gegen Herrn Brandes, wie ich sie sehe, wie ich sie vor ihm, und dem Publikum, verantworten kann.

Das Trauerspiel, Alberson, wie ich schon oben erinnert habe, hat Schönheiten, die jedes Lobes würdig sind: eine Handlung, nicht ohne Interesse, Situazionen, nicht ohne Wirkung, manchen gutgezeichneten Karakter, einen leichten und ungekünstelten Dialog. Ohne Grauß- und Schrekauftritte erregt es unsre Aufmerksamkeit und Theilnahme, und ohne Sinnlose Tiraden, in denen Tollhäuslerphantasie mit der gesunden Vernunft davon läuft, rührt es

unser

unser Herz durch den simplen Ausdruk der Empfindung, den der Dichter seinen Personen in den Mund gelegt hat. Aber dem allen ungeachtet würde dies Trauerspiel, wie auch Herr Brandes selbst gesteht, an Uibereinstimmung und Wahrscheinlichkeit unendlich gewonnen haben, wenn die Fabel desselben in ältere Zeiten versezt worden wäre; und das nicht etwa blos der darin vorkommenden Landung der Franzosen, sondern hauptsächlich des Karakters des Aldersons wegen.

Alderson, wie er in dem Trauerspiele erscheint, ist für das Zeitalter, in dem er seine Rolle spielt, ein allzu schneidender, greller und empörender Karakter. Die Hartnäkkig- Halsstarrig- und Unerschütterlichkeit, mit der er die eitle, thörichte, ja kindische Grille, den Nahmen seiner Familie in seinem Schwiegersohn fort zu erhalten, bis zur Entsagung jedes Gefühls der Menschlichkeit, bis zur Aufopferung seines einzigen geliebten Kindes, durchsezt: verträgt sich weniger mit dem Geist eines feinen, kultivirten Zeitalters, als mit der Denkungsart jener rauhen und ungebildeten Jahrhunderte, wo dieser ausgeartete Familienstolz für Tugend galt, und die Erlöschung seines

Nah-

Nahmens für einen der größten Unglüksfälle gehalten wurde, der ein berühmtes Geschlecht treffen konnte. Die Härte, mit der dieser Alderson, blos einer albernen Grille wegen, gegen Personen verfährt, für deren Karakter, Verdienste und Tugenden er die größte Achtung hat; der Uibermut, mit dem er sie herabwürdigt, die verächtliche Behandlung, die er ihnen wiederfahren läßt, streiten ganz offenbar gegen die Kultur, die Stand und Erziehung einem Mann gegeben haben müssen, der in Zeiten lebt, wie sie der Dichter angiebt. Noch widersprechender diesen Zeiten, erscheint er in seinem Betragen gegen Charlotten. So kalt gegen jede Regung der Natur, so taub gegen die Stimme des Bluts, so tyrannisch unbeweglich, so eisern auf einer armseligen Grille beharrend, seine einzige geliebte Tochter verstossen, aus seinem Herzen und seinem Hause verbannen, und ohne Rath und Beistand in die weite Welt jagen, ist eine Barbarei, zu der Kultur und Verfeinerung fast unmöglich herabsinken können. So unmenschlich können wir uns einen Vater nur äusserst unwahrscheinlich in einem Lebensalter, wie das unsrige, denken. Sanftere Zeiten geben sanftere

Sit-

Sitten, und feinere Geistesbildung läßt so eine elende Grille nicht diese Oberhand über Herz und Verstand gewinnen.

In der That, so gut, in mancher andern Rükſicht, dieſer Karakter auch gezeichnet iſt, dieſer Umſtand bringt ihn um alle Wahrſcheinlichkeit; und ich wollte wohl, Herr Brandes hätte die Grille, die die Urſach alles des tragiſchen Unheils iſt, das jezt, und nachher noch in den Fortſezzungen dieſer Begebenheiten geſchieht, milder, menſchlicher und wahrer eingeleitet. So wie er ſie jezt in Thätigkeit geſezt hat, macht ſie ſeinen Alderſon zu einem Menſchen, vor dem jeder, ſich kreuzigend und ſegnend, vorübergeht. Nicht allein ſeine Härte, ſein toller Eigenſinn, ſeine empörende Tyrannei bringen uns gegen ihn auf, auch ſeine Geiſtesbeſchränktheit, die Aermlichkeit ſeines Kopfs, die wir ihn hier und da entfalten ſehen, machen ihn uns verächtlich. Einen Menſchen, wie Burlington, den er von ganzer Seele verachtet, von deſſen Kopf und Herzen er gleich ſchlechte Begriffe hat; den er des Beſizzes ſeiner Tochter ganz unwürdig hält; dem er mit dem beiſſendſten Spotte begegnet, faſt mit jeder Silbe eine Pille zu verſchlukken giebt;

giebt; dem er's gerade in's Gesicht sagt, daß seines Vaters Verdienste seine einzige Empfehlung sind; den er, weil er ihn sonst nicht zu unterhalten weiß, von dem Kastellan, Jäger, und Stallmeister in der Rüstkammer, dem Tanzsaal, dem Hunde- und Pferdestall herumführen läßt; den er selbst gegen seine Tochter persifflirt, wegen seiner Feigheit öffentlich aushöhnt, und ohne Abschied aus seinen Schlosse verweißt; diesen verächtlichen, von ihm verspotteten und verwiesenen Menschen wählt er zu seinem Eidam, blos, weil er seine Grille erfüllen will; fodert, bei Verlust seiner Liebe, von der einzigen Tochter, daß sie diesem jämmerlichen Halbmann ihre Hand geben soll. Wahrlich, Alderson ist eben so verächtlich durch die Aermlichkeit seines Kopfs, als er es durch die Kleinlichkeit seines Herzens ist.

Doch vielleicht soll er das nach den Absichten des Dichters seyn; vielleicht soll eben diese Verächtlichkeit seines Karakters das Interesse für die unglükliche Charlotte und ihren Eduard erhöhen. Auch dann ist und bleibt er eine nicht zu rechtfertigende Karakterzeichnung. Einmahl

ist

ist ein Mensch, der so seinen Kopf und sein Herz gleich brandmarkt, kein Anblik, der einem denkenden und empfindenden Wesen Unterhaltung gewähren kann; dann zerstört seine Wiedernatürlichkeit unsere Täuschung, mithin auch unser Interesse. Denn, laßt es seyn, daß die Leidenden durch ihn Hingeopferten auf eine Weile unser Mitleid zu erwekken, im Stande sind, so verdrängt doch der Gedanke an den unnatürlichen Urheber ihres Jammers unser Mitleiden wieder, weil wir an diese Unnatürlichkeit keinen Glauben haben können, weil wir eine solche Ausartung der menschlichen Natur für unmöglich halten. Dieser Unglaube aber an die Existenz des Urhebers ihrer Leiden, macht ihre Leiden selbst für uns unwahr. Wir erblikken in ihnen die Dichtung zu sichtbar, diese zu sichtbare Dichtung erkältet unsre Phantasie, und mit ihr die Empfindung, die durch ihre Einwirkung in uns erregt werden sollen. Ja, selbst, wenn wir die Existenz eines so ganz unväterlichen Vaters für möglich halten könnten, sind die Gefühle, die das durch ihn bewirkte Unheil in uns hervorbringen, zu bitter, zu empörend, um ihnen lange in unserm Herzen Raum zu verstatten;

wir werden suchen, ihrer los zu werden, und davon gehn, um nur nicht länger Augenzeugen dieser so unmenschlich bewirkten Menschenquäle-reien zu seyn.

Alderson bleibt also in jeder Rükſicht ein verwerflicher, undramatiſcher Karakter, denn es fehlt ihm an Wahrheit, und mit ihr an der Wirkung, die die dramatiſche Darſtellung auf uns thun ſoll. Dieſe Wahrheit aber würde ihm weniger fehlen, wenn das Stük einige Jahrhunderte früher ſpielte, aus den Gründen, die ich oben angab; und das iſt es, worauf ich Herrn Brandes habe aufmerkſam machen wollen.

Charlottens Tod aus heiler Haut hat der Dichter, wie aus der angeführten Stelle ſeiner Vorrede erhellt, ſchon ſelbſt zur Gnüge geahndet. Auch iſt er auf keine Weiſe zu rechtfertigen. Unglüksfälle, auf die wir durch lange Vorausſehungen, durch Ahndungen vorbereitet ſind, können, wenn ſie nun eintreffen, uns wohl erſchüttern, aber gänzlich niederwerfen, töten auf der Stelle, können ſie uns nicht. Nicht einmahl plözliche, unerwartete Schläge des Schikſals töten auf der Stelle, wenn nicht etwa ſchon andere Unglüksfälle die Kräfte des Leibes und des Geiſtes abgeſpannt

gespannt haben; wenn nicht etwa, durch andre Leiden- und Jammeraustritte abgemattet, das Leben nur noch an einem dünnen Faden hängt. Eine Ohnmacht, dem Tode ähnlich, ist es also alles, was die Unglükspost von Eduards Tode auf die dieser Hiobsnachricht schon lange entgegensehende Charlotte hervorbringen kann. Auch will Herr Brandes ihr Zusammenstürzen nur dafür angesehn wissen. Gut das; aber besser noch, wenn er das im Stükke selbst deutlicher zu verstehn gegeben hätte. Wer seine Vorrede nicht ließt, die Fortsezzung seines Aldersons nicht sieht, und die Ausrufungen, sie stirbt! keine Hofnung! keine Rettung! alles verlohren! Hin in jene beßre Welt, dort sehen wir uns wieder! bei Charlottens Hinsinken hört: glaubt sie immer wirklich gestorben; schüttelt seinen Kopf über die Unwahrscheinlichkeit dieses Todes, und geht eben deswegen, nur halb gerührt, von dieser sonst sehr rührenden Situazion, aus dem Schauspielhause.

Unnötigerweise hat der Dichter auch seinen Stof zu fünf Akten ausgedehnt. Der vierte wenigsten enthält fast nicht als Lamentazionen, Jammer und Wehklagen, Abschiednehmen, Trö-

stungen und Schwüre einer ewigen Treue. Die Handlung zieht und dehnt sich, und steht, in eigentlichem Verstande, still. Zum größten Vortheile des Stüks sind dahero diese beiden Akte auf dem hiesigen Theater in einen zusammen geschmolzen. Alles hat nun einen raschern Gang, die Unglüksfälle rükken schneller, dringender auf Charlotten ein, und machen so ihren vermeintlichen Tod auch um ein groß Theil wahrscheinlicher.

Hier ist meine Kritik am Ende. Manches andere in diesem Stükk hat meinen Beyfall. Es sind Szenen und Züge darin, die Herrn Brandes nicht anders, als zur Ehre, gereichen können. Charlottens, Eduards und Kendale's Karaktere sind gut und glüklich gezeichnet. Vor allen aber verdient Mistriß Hammon Lob. Sie ist durchaus Wahrheit, und bleibt sich vom Anfang bis zum Ende gleich. Auch sticht das Humoristische, das der Dichter in diesen Karakter gewebt hat, nicht zu grell gegen den Hauptton des Stüks ab. Und für wen sie, aus zu verzärteltem Geschmak, ja noch etwas Anstössiges haben sollte, gegen den hat sie Herr Brandes mit den triftigsten Gründen vertheidigt.

digt. Ich möchte sie auf keinem Fall in seiner Darstellung vermissen. Ihr Daseyn hat mir bei der Vorstellung vorzüglich Vergnügen gewährt, wie denn alles Vergnügen gewährt, was geradezu aus der Natur genommen ist; vorausgesezt, daß diese Natur der dramatischen Nachahmung so würdig befunden wird, wie die der Mistriß Hammon.

Ehrgeiz und Liebe gehört zu der Gattung des Lustspiels, die, zum Nachtheil der feinen Kunst der Darstellung, seit Jahren, fast gänzlich von unsern Bühnen verschwunden ist. Eine Handlung aus der gebildeteren Sphäre des gesellschaftlichen Lebens, Karaktere, deren Sitten und Betragen eine höhere Kultur verrathen, als die gewöhnliche Erziehung giebt, eine civilisirtere, abgeschlifnere Sprache, als wir in den alltäglichen Zirkeln des blos bürgerlichen Lebens zu hören pflegen, Aeusserungen, Wiz und Laune, wie sie nur in dem Kreise der grossen Welt Siz und Stimme haben, machen den Inhalt dieses niedlichen und gefälligen kleinen Stüks aus. Es ist also auch nur eine Schüssel Hautgout für adliche Tafeln, die Magen, die blos an gemeiner

Hauskost gewöhnt sind, nie ganz behagen wird, besonders, da es unter unsern Schauspielern so wenig Köche giebt, die so eine Speise gut zuzubereiten und genießbar zu machen, verstehen.

XLVI.

Am zweiten Juni: Hoffart und Armut, Lustspiel in vier Aufzügen, von Beil; dazu **der Schulgelehrte,** Posse in einem Aufzuge, aus dem Englischen der Miß Cowlei.

Herrn Beils Lustspiel, Hoffart und Armut, hat in der That manches, was ein komisches Stük unterhaltend macht: wahrhaft Lachen erregende Züge, mit vieler Laune und Originalität gezeichnete Karaktere, Szenen, die das Zwergfell eben nicht feyern lassen, und Einfälle, denen es weder an Wiz, noch an Neuheit fehlt. Aber dafür läßt sich auch wieder nicht leugnen, daß mancher Zug über die Gränze des Lächerlichen hinaus forzirt, und hier und da ein Karakter überladen ist; daß dieser und jener Auftritt sich schleppt, und Wiz und Einfall nicht selten in etwas Derbheit ausschweifen. Fehler, die nur durch abändern, mildern und verkürzen gut gemacht

macht werden können, und gut gemacht werden müssen, wenn das Stük nicht, mit allen seinen komischen Verdiensten, um seinen Zwek, zu ergözzen und zu belehren, kommen soll.

Der Gegenstand dieses Lustspiels: die Züchtigung hochadlicher Hoffart bei hochadlicher Armut, des sich sträubenden Ahnenstolzes gegen die zerfleischende Geissel des Mangels und des Hungers; des Glänzenwollens bei der bettelhaftesten Dürftigkeit, und des grossen Ton Behauptens bei der erbärmlichsten Kleinlichkeit der häuslichen Verfassung: ist ein eben so fruchtbares, als reichhaltigen Unterricht gewährendes Thema für den komischen und satyrischen Dichter. Auch muß man Herrn Beil die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seinen ergiebigen Stof eben nicht vernachlässigt hat.

Das Gemählde hochadlicher Pauvertät und Impertinenz in der Darstellung der von Pechwizischen Familie, ist mit ziemlich kräftigen, und zum Theil wahren Farben ausgeführt. Der Zähneklappernde Hunger, der hier residirt, die hochläugige Dürftigkeit, die in allen Winkeln dieses Hauses, unter abgenagten Knochen, spärlichen Brosamen, und verschlißnen Lumpen ihren

Altar aufgeschlagen hat; die vornehme Windbeutelei, die ihren Jammer mit Trödelprunk, und von Juden und Christen zusammen gebettelten Flitterstaat überkleidet, sind eben so lächerlich, als Mitleidenswürdig, dem Auge des Zuschauers von dem Dichter vorgeführt worden. Das alte Kammerherrngerippe, das unter seiner abgeschabten Wildschur, in der kalten Stube sich fast zu Tode friert; der hoch sich brüstende adliche Tangenichts, sein Sohn, dessen Magen, schon seit einiger Zeit, warme Suppe eben so fremd ist, als seinem hochgebohrnen Gehirn, von der Wiege an, das kostbare Vehikel des Denkens, das Gehirn; der sich — um doch von aussen zu glänzen — aus einer zerflikten und zerstükkelten atlaßnen Levite seiner durchgegangnen Schwester einen Frak machen läßt; der von Kummer und Elend ausgedörrte Invalide, Adam, ihr Bedienter, der in der Bitterkeit seines gnurrenden, und Nahrung fodernden Magens, den Ahnenstolzen Hungerleidern derbe Sottisen in's Gesicht sagt: gewähren insgesamt einen sehr Baucherschütternden Anblik. Sehr tolle Szenen veranlaßt auch das Heyratsprojekt dieses aufgeblasenen Betteladels, das durch die Verbin-

dung

dung mit einer reichen Bürgerfamilie, ihrem gänzlich ausgetrocknetem Gaumen wieder zu warmen Mahlzeiten, ihren des Nachts an dem Fußboden gewöhnten Saft- und Marklosen Knochen zu weichen Betten, und ihrer durchlöcherten Garderobe wieder zu ganzen Kleidern verhelfen soll. Dahin gehört die lustige Ausfahrt dieses Hungertriumphirats, nach dem Landsiz des projektirten Brautvaters in dem morschen, zerbrechlichen Judenkabriolet, von einem Pferde gezogen, das man seiner zusammengefallenen und hohläugigten Phisiognomie wegen, für einen Zweig des hohen von Pechwizischen Stammbaums halten sollte. Diese Ausfahrt, und ihr Steckenbleiben im Morast; die Erscheinung ihrer Deliquentenfiguren in dem Bürgerhause, dem sie ihr Hauskreuz so gern verbergen wollen, und ihr nach einer gut besezten Tafel schnappender Wiz; ihre adlichen Impertinenzen bei aller Armut ihrer Börsen und Magen, und das lächerliche Duell, in das sie sich verwikkeln: diese ganze Reihe treffender und bezeichnender Züge giebt diesem groteskkomischen, und lächerlich-weinerliche Jammergemälde einen hohen Grad von Lebhaftigkeit, und zischt die Thorheit, mit

den drei Buchstaben V. O. R. überall Parade zu machen, und bei dem nagendsten Hunger satt, bei der erbärmlichsten Naktheit bedekt, und bei der traurigsten Armut reich scheinen zu wollen, mit dem verdienten Hohngelächter aus.

Sehr wohl paßt zu diesen Herren von Pechwiz die Dame von Klamm, mit ihrem, seiner Sittsamkeit wegen eben nicht berühmten Fräulein Töchterchen, die, ihre abgezehrten Ahnen mit dem Fette eines ehrlichen Schafs vom Landrat sütternd, ebenfalls des lieben Magens wegen, eine bürgerliche Schwiegermamma zu werden, den heroischen Entschlus gefaßt hat. Es ist ein sehr ergözzender Anblik, diese vier adlichen Kompetenten auf die bürgerliche Rettung vom Hungertode, mit einander konversiren, einander neiden, hezzen, persifliren, und endlich, ausgesöhnt, in einander inkorporirt zu sehn. Die Demut und Geschmeidigkeit, zu der ihr Edelmanns- und Edeldamenair nach und nach herabsinkt, sind ein sehr glänzender und einleuchtender Beweis, wie wenig auch selbst die hochadlichste Impertinenz der allgewaltigen Beredsamkeit eines hohlen Magens widerstehn kann.

Der

Der alte Landrat, Fladen, sein Söhnchen, Alexander, und der saubre Hofmeister, Kuchen, sind ein neuer Zusaz zu dieser Gallerie komischer Karrikaturen. Fast zu fein für den Hauptton des Stüks hat der Dichter seinen Rittmeister, Lohrberg, und seine Leonore, die Tochter des Landrats, gebildet. Einige dieser Szenen haben einen wahrhaft tragischen Anstrich, der mit der herrschenden Manier dieses Schauspiels auffallend kontrastirt, und deswegen nicht die beste Wirkung thut. Auch tritt der Landrat hier und da aus seinem Karakter. Wir sehen ihn zuweilen in Empfindungen ausbrechen, die uns, nach den Zügen, aus denen Herr Beil seine eigentliche Karakteristik zusammengesezt hat, offenbar in ihm fremd scheinen müssen. Wenigsten sollte er sie anders äussern, um der Grundlage treu zu bleiben, auf der seine Personage einmahl gebaut ist.

Uiberhaupt sind die Farben in diesem Gemälde an verschiednen Stellen wohl etwas zu stark aufgetragen, und erhalten dadurch ein Zurükstossendes, das uns gegen die übrige Wahrheit desselben einnimmt. Auch verliert es dadurch einen Theil des Unterrichtenden und Belehrenden.

den, das es sonst hat. Jede zu weit getriebne Züchtigung der Thorheit, Unschiklich- und Lächerlichkeit erbittert, und Erbitterung ist nie der Besserung Mutter. Um uns in einem Gemälde zu erkennen, muß es auch Treue und Wahrheit haben. Hat es die nicht, so gehen wir von dem Anblik desselben eben so thörigt wieder weg, als wir davor hintraten. Das macht dann auch Aushub und Milderung in diesem Stükke so notwendig. Besonders bedarf der erste Akt desselben, in dem Herrn Beils satyrischer Genius wirklich allzu derb umgesprungen ist, und hochadlichen Bettelstolz mit allzu harten Zügen zur Schau gestellt hat. So haben es die Zuschauer auch fast überall gefunden. Hier ist man diesem Vorwurf durch eine gänzliche Tilgung alles dessen, was die Delikatesse unvermeidlich aufbringen muß, zuvorgekommen, und Armut und Hoffart ist belacht worden, wie vielleicht an keinem andern Orte.

Gegen den Hofmeister, Kuchen, hab' ich mit Unrecht die Einwendung machen hören, daß ihn der Dichter zu pöbelhaft geschildert habe. So pöbelhaft er scheinen mag, die Wahrheit seiner Zeichnung ist leider! nicht abzuleugnen.

Der

Der Originale dazu giebt es überall genug; und so wie unsre meisten Hausväter und Hausmütter über die Bestimmung eines Hofmeisters denken, kann es auch wohl nicht anders seyn. In nichts geht man überall im lieben Vaterlande leichtsinniger zu Werke, als in der Wahl eines Führers seiner Kinder. Ein Leichtsinn, der einen der ehrwürdigsten Stände des bürgerlichen Lebens herabwürdigt, dem Staat tagtäglich eine unzählige Menge von Taugenichten, der menschlichen Gesellschaft lästigen Geschöpfen liefert, und durch sie von Sitten und Anstand das Oberste zu unten kehrt.

Sehr nüzlich ist es daher, wenn unsre dramatischen Dichter in solchen Beispielen, wie dieser Herr Kuchen, die nachtheiligen Folgen der Hofmeisterziehung, auf's Gerathewohl, recht anschauend darzustellen suchen; wenn sie unsern Hausvätern öfter solche Szenen vorführen, die sie vor jenem so unverzeihlichen Leichtsinn nachdrüklich warnen, und sie auffodern, bei der Wahl eines Privatlehrers ihrer Kinder vorsichtiger zu seyn, als sie gemeiniglich zu seyn pflegen. Es würde sogar ein sehr wohlthätiges Unternehmen seyn, wenn unsre bessern dramatischen Köpfe sich

damit

damit abgäben, dieses Thema zu dem Gegenstande eines ganz eigenen Schauspiels zu machen, und darin die nachtheiligen Seiten der Privaterziehung, die sie in den meisten Fällen hat, faßlich und einleuchtend zu entwikkeln; Seiten, die alles Nachtheilige, was die öffentliche Erziehung haben kann, weit übertreffen.

"Der Stand, — man erlaube mir hier eine Stelle aus einem meiner ältern Werke abzuschreiben! — Der Stand, auf dem meists unsre Hofmeister stehen, der Gesichtspunkt, aus dem sie fast immer von Aeltern und Kindern angesehn werden; die sklavische Einengung, die entehrende Demütigung, die sie sie sich meists müssen gefallen lassen, und der Lakaienfold, für den sie fast überall dienen müssen, machen es beinahe unumgänglich notwendig, daß sie werden, was sie nur allzu oft sind: Ignoranten und Schurken; ungezogne, gemeine und niederträchtige Menschen, die wieder Ignoranten und Schurken erziehn, und so das Geschlecht gemeiner, ungezogener und niederträchtiger Menschen von Generazion zu Generazion fortpflanzen."

"Denn welcher Mann von Geist und Talent, wird für die Wohlthat, die er durch Mittheilung

seines

seines Geistes und Talents seinen Zöglingen, und dem menschlichen Geschlecht überhaupt erzeigt, der Lakkai eines gnädigen Herren, der Speichellekker einer Frau von werden, deren Jugend er menschlichem Bilde ähnlich machen will? Welcher Mann, von Kenntnis und Wissenschaft, wird sich zu den Affenkünsten gebrauchen lassen, zu denen unsre Hochadlichen, Hochgräflichen und Hochfürstlichen Herrschaften fast überall ihre Hofmeister herabwürdigen? Welcher Mann, der sich fühlt, und sich seiner Würde bewußt ist, wird für eine Hand voll Thaler die erniedrigende Rolle übernehmen, den ersten besten jungen Bären eines durch Zufall und gut Glük reich gewordnen Bürgerhauses seiner Ungestaltheit zu entkleiden? von Leuten, die sonst keinen Menschenwert kennen, als den, der durch klingende Münze, Obligazionen, Wechsel und Bankozettel erworben wird, sich für die wohlthätigste Handlung, die er ihren theuren Ehstandsfrüchten erzeigen kann, wie ein Mietling behandeln lassen, dem man seinen Lohn wie ein Almosen, nicht als Verdienst, zureicht? Wahrlich! es giebt keine entehrendere Art Frohndienst, und keine gemeinere Art servum pecus, als dieses Hofmeistergeschlecht, und

nur

nur ein Schurk und Schafskopf kann sich bis dahin wegwerfen.„

„Es sind freilich nicht alle Hofmeister Schöpse und Schurken; aber jeder Schöps und Schurk ist ein gebohrner Hofmeister, Hofmeister nehmlich in dem Verstande, in dem fast überall Hofmeister Hofmeister sind.„

Es wäre also wohl der Mühe wert, diese Hofmeister und Aeltern öfter zu entlarven, sie bitter und höhnend auszuzischen, und mit leserlichen Buchstaben ihre Schande auf ihr Gesicht zu mahlen, damit entweder diese Aeltern, ihre Hofmeister als Pakesel und Hausknechte anzusehn, aufhören, oder ihre Kinder den Klauen von Unwesen entreissen, durch die von jeher Verderben über das Menschengeschlecht gekommen ist.„

„An Originalen zu solchen Hofmeisterschilderungen kann es, wie schon erinnert worden, dem gemeinsten Beobachter nicht fehlen. Uiberall giebt es solcher Kandidaten der heiligen Gottesgelahrheit, solcher Abee's und Abbaten, solcher herumwandernder Abentheurer, solcher einheimischen und ausländischen Leerköpfe. Ja, es ist von solchem, sonst zu jedem andern Geschäft verdorbenen Hofmeistergeschlecht in unsern alt- und

hoch-

hochadlichen, unsern auf grossem Fuß und Ton lebenden Bürgerhäusern überall so viel Vorrat, daß sein Nahme mit Fug und Recht Legio genannt werden könnte.

"Das Beste für das Heil des Menschengeschlechts wär' es freilich, wenn man diese Brut auf einmal einfinge, ihr einen Stein um den Hals bände, und sie in's Meer würfe, wo es am tiefsten ist. Da aber Justiz und Polizei zu einer solchen patriotischen Exekuzion uns leider! die Hände binden, so bleibt doch wenigsten noch das verdienstliche Werk für die Menschheit übrig, diese nichtswürdigen Hofmeister, diese Pflichtvergeßnen Aeltern, und zwar die leztern, troz ihrem Stammbaum, Ordensband und Federhut, troz ihren Geldkisten und Wechselpappieren, vom Kopf bis zum Fuß nach dem Leben gezeichnet, dem lauten Hohngezische des Volks Preis zu geben."

"Wenn je die Geissel der Satyre ein wohlthätiges Werkzeug in den Händen eines Mannes von Talent gewesen ist, so würde sie es zu diesem Behuf doppelt seyn, und dem Manne, der sie patriotisch ergriffe, den gerechten Dank seiner ganzen Nazion erwerben. Er würde durch seine

Darstellung die Götterthat des Herkules wiederhohlen, als er den Stall des Augias ausräumte und die Stymphaliden erwürgte. Er würde durch diesen Peitschenschwung seiner Satyre sein Volk von einer Landplage befreien, die in dem Herzen der menschlichen Gesellschaft ärgere Verwüstungen anrichtet, als die sieben Landplagen Aegiptens je anrichteten, und die gefährlichste Seuche vertreiben, die je den Körper des Staats angeeitert hat.„

"Und zu diesem Straf- und Züchtigungsamt, ihr vortreflichen dramatischen Dichter meines Vaterlandes, fodr' ich euch hiemit auf. Werdet dadurch die Retter und Seeligmacher des Menschengeschlechts, und verewigt euer Andenken bei der Nachwelt.„ *)

Der Schulgelehrte rührt von einer englischen Dame, Miß Cowlei, her. Er ist, als dramatische Kleinigkeit, nicht ohne Verdienst, obgleich sein Komisches sehr in's Possenhafte fällt. Ohne Lachen wird es den Zuschauer nicht leicht lassen,

*) Litterarische Fragmente, erster Band. Seite 286 bis 290.

lassen, wenn er anders für diese Gattung des Lächerlichen Sinn hat. Aber das ist nun eben selten der Fall. Nicht jedes Publikum kann über den Schulgelehrten lachen, denn nicht jedes fühlt den Wiz, der in der Pedanterei des Hauptheldeu, Gradus, und in den Schaafsköpfischen Urtheilen und Verstümmlungen des unwissenden Henstädts liegt. Beides Lächerliche sezt eine Menge von Kenntnissen bei den Zuschauern voraus, die die Zuschauer — die Red' ist hier von dem größten Theil — nicht überall haben. Hat man aber diese Kenntnisse nicht, so kann einem weder die Pedanterei des einen, noch die Verstümmlung der wissenschaftlichen Benennungen und die Verhunzung der griechischen und lateinischen Wörter des andern, lächerlich vorkommen. Der Schulgelehrte wird also eigentlich nur Waare für Universitäten, oder für Oerter seyn, wo die Beschäftigung mit der ältern und neuern Litteratur nicht blos als Nebensache, sondern als eine Art Beruf getrieben wird.

XLVII.

Vom dritten bis zum vierzehnten Juni Wiederhohlungen. Am vierzehnten Juni: **Diego und Leonore**, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von **Unzer**.

Diego und Leonore ist eins von den Produkten unsrer schönen Litteratur, die schon auf meine Jugendphantasie einen sehr lebhaften Eindruk machten. Ich erinnre mich des angenehmen Sommerabends noch sehr wohl, an dem ich in einer der Waldungen meiner Heimat, unter einer schattigten Eiche gelagert, dies Trauerspiel in der Hand, von dem Zauber desselben hingerissen, die immer düsterer werdende Dämmerung des schwindenden Tages nicht bemerkte; wo mir's war, als säh' ich, nicht, als läs' ich die Welt, die der Genius des Dichters in meiner Phantasie entstehen hieß. Glut und Kälte wechselten auf meinen Wangen, Thränen des Wohlbehagens und des Schmerzes traten in meine Augen. Bald fühlt' ich meine Brust emporgehoben, bald ängstlich zusammengepreßt. Wie begeistert, ging ich oft aus der stillen Lektüre in laute Deklamazion über, riß mich aus meiner liegenden Stellung

lung empor, legte das Buch weg, ergrif es dann wieder, und hörte nicht eher auf zu lesen, bis das lezte schmelzende Ach des Jammers darin in meiner Seele wiedertönte. Die Sonne war schon lange untergegangen, als ich endlich aufstand, und der Stadt und dem Kloster zueilte, in dem ich zu den Wissenschaften angeführt wurde. Ein langer Kreuzgang führte zu meinem Zimmer. Der Mond fiel in einzelen Stralen durch die Gitter desselben auf die gothischen Wände, und machte hier ein in Stein gehauenes Kruzifix, dort ein altes Heiligenbild sichtbar, und mir war's, als sprächen sie auf mich herunter. So kam ich auf meine Zelle, und ohne Hunger und Durst legt' ich mich zu Bett, die ganze Nacht mit nichts, als den Leiden Diego's und Leonorens beschäftigt.

Dieser Eindruk war allerdings poetische Schwärmerei. Auch werden Schönheit und Wahrheit auf eine jugendliche, lebhafte und dichterische Phantasie nie anders, als so, wirken. Im Grunde aber war diese Schwärmerei doch schon wahres, wiewohl — was in der Natur der Schwärmerei liegt — nur noch dunkles Gefühl der Vortreflichkeit, die nachher, da sich zu

diesem Gefühl auch Denken gesellte, mein Verstand in dieser dramatischen Darstellung erkannte. Denn nun ward die Empfindung Raisonnement, und je mehr ich beraisonnirte, was ich bisher blos empfand, je heller ward auch in mir die Uiberzeugung von der Wahrheit, mit der der Dichter dargestellt hatte. So ist es mit jeder Wahrheit. Denken führt zur lebendigen Erkenntnis derselben immer weiter, als Gefühl. Gefühl ist nur dunkles Ahnden der Wahrheit, Glaube, nicht Sehen; Erkenntnis durch den Verstand aber Schauen, und durch dies Schauen Uiberzeugung, wenn sie irgend möglich ist.

Was also Diego und Leonore in meinen Jugendjahren blos meinem Gefühl war, das ist es jezt meinem Verstande noch weit mehr, eins der vorzüglichsten Produkte unsrer dramatischen Litteratur; eben so sehr das Werk eines feinen Kopfs, als einer schönen dichterischen Imagination. Noch immer behauptet es, selbst über manches unsrer neuern bewunderten Dramen, den Vorrang durch die originellen und hervorragenden Züge eines ächten Dichtergeistes, durch die eben so wahren, als das Herz treffenden und die Seele sanft bewegenden Situazionen, durch

die

die glänzenden Spuren von tiefer Menschenkenntnis, und den gebildeten, der Natur der Empfindung stets getreuen Dialog.

Besonders macht die Zeichnung der Karaktere dem Dichter Ehre. Leonore, der Patriarch und Pater Timotheo sind sowohl für die Kunst des Schauspielers, als auch für die Kunst des Dramaturgen, ein äusserst interessantes Studium; und eine Entwiklung derselben, im Geist und Sinn des Darstellers, eben so unterhaltend, als lehrreich.

Leonore ist eine Schwärmerin, aber der Dichter hat ihre Schwärmerei aus so edlen, unsrer Achtung, unsrer Liebe, und unsers Mitleids so würdigen Ursachen hergeleitet, daß gerade diese Schwärmerei unsre Theilnahme an ihrem Schikfal nur um so mehr erhöht. Die menschlichschönen Züge von Herzensreinheit, ausserordentlicher Zartheit der Empfindung, lebhafter Empfänglichkeit für alles, was groß und gut ist, Religionswärme und heroischer Entschlossenheit, die er mit allen Eigenheiten der Weiblichkeit, in diesen schwärmerischen Karakter gewebt hat, erwerben seiner Heldin eben so sehr unsre Bewundrung, als unsre Anhänglichkeit.

Ihre Uiberspannung ist nicht das Resultat einer unbändig erhizten und Zügellos ausschweifenden Phantasie, nicht die Wirkung eines zerrütteten und erschlafften Nervensystems; es ist die Uiberspannung einer schönen Seele, die mit Feuer umfaßt, was sie liebt, sich ganz hingiebt, wo ihr Herz interessirt wird. Angezogen durch Edelmut und Tugend von einem Gegenstande, der ihr ganzes Wesen erfüllt, und doch wieder zurükgestossen von diesem Gegenstande durch höhere Gründe der Religion, streiten Verstand und Empfindung in ihr, ob Liebe, oder Entsagung siegen soll? In diesen Streit mischt sich die Phantasie, und Schwärmerei, die Tochter der Phantasie, bemächtigt sich zuerst des Kopfs, dann des Herzens der Schwärmerin; wo dann wechselsweis jener die Rolle von diesem, und dieses die Rolle von jenem bei ihr spielt. Glaube an die Unfehlbarkeit ihrer Kirche, und Liebe zu einem Kezzer ziehen sie, der eine Himmels, die andere Erdenwärts. Da nun Glaub' und Liebe Milchgeschwister sind, denn beide saugen ihre Nahrung am Busen der Empfindung, so schmelzen sie in Leonorens Herz und Kopf unvermerkt in eins zusammen. Durch den Glauben des Irrdischen und Sünd-

lichen

lichen entkleidet, tritt die Liebe in Engelgestalt vor sie hin, und schiebt sich ihrer Phantasie, als ein Werkzeug zur Rettung einer verlohrnen Seele, vor. Was sie also vorher zurükstieß, zieht sie nun gerade an. Denn diese Kezzerliebe dünkt ihr Ruf des Himmels, einen Verirrten wieder in den Schooß der Kirche zurük zu führen, die, ihren Religionsbegriffen nach, ganz allein selig macht. Sie kämpft also auch nicht mehr gegen diese Liebe. Sie ist Sache des Glaubens geworden, Mittel zu einer That, auf die alle Engel und Heiligen, Beifall winkend, herabblikken. Aus diesem Gesichtspunkt ihre Liebe erblikkend, von diesem grossen Entschluß voll, ist nun auch ihre Leidenschaft unerschütterlich, und erhält sich aufrecht gegen alle Schwierigkeiten und Hindernisse, gegen Leiden, Bosheit und Verfolgung. Diese mit dem Strahlengewande der Religion bekleidete Liebe begeistert sie zu dem schönen Tode im Arm des Geliebten, zu dem Entschluß, mit dem Geliebten, den sie für diese Welt nicht erhalten kann, Arm in Arm die bessre Welt zu Welt zu betretèn, für die sie ihn wiedergewinnen will. So stirbt sie den Martyrertod der Religion und Liebe mit dem Heldenmute einer

Heiligen, neigt ihr Haupt zum Grabe mit der Heiterkeit einer Verklärten, ein blutendes, aber schön mit Rosen bekränztes Opfer der Schwärmerei.

So tief durchdacht, so genau übereinstimmend in allen seinen einzelen Theilen, entwikkelte der Dichter Leonorens Karakter; immer mit der weisesten Kenntnis dessen, wodurch allein dramatisches Interesse lebendig und dauernd erregt wird.

Sehr schön kontrastirt mit diesem Gemälde liebenswürdiger Schwärmerei der reine Vernunftkarakter des Patriarchen. Frei von jedem Vorurtheile seiner Kirche, ist seine Religion Verstandesüberzeugung, und durch sie Licht und Leben für sein Herz. Bekannt durch praktische Weltkenntnis mit Menschen von verschiedenen Nazionen und verschiedenen Religionspartheyen, weiß er, daß alle Länder gute Menschen tragen, daß diese guten Menschen alle eine Religion haben, die Religion der Ausübung: so mannigfaltig sie auch über die äussere Gestalt derselben denken mögen; weiß, wie Nathan der Weise, daß ein Mensch, nicht den andern mäkeln, der Knorr den Knuppen hübsch vertra-

gen,

gen, und ein Wipfelchen sich nicht vermessen muß, daß es allein der Erde nicht entsprossen sey.

Er glaubt nicht, der Vernunft zum Spott,
Nur sein Gott sey der rechte Gott.

Zwar predigt er diese Weisheit aller Aufgeklärtedlen vom Anbegin, nicht auf den Dächern, denn es ist keine Weisheit für sein Volk und die Priester seiner Kirche. Aber er ergiebt sich ihr im Stillen, verbreitet durch die Anwendung derselben in seinem moralischen Leben, ihre mildern Gesinnungen der Menschenliebe und Toleranz unvermerkt mehr und mehr; erweitert, sie behutsam enthüllend, den Kreis der ihr lebenden Auserwählten im Vernunftorden, in den aufgenommen zu werden, es keines Rituals, keines Zeremonienprunks, sondern nur des Lichts und der Wahrheit bedarf. Hold, wie der Geist seiner Uiberzeugung, weißt er die Irrenden zurecht mit Sanftmut und Liebe; hat Geduld mit Schwachheiten, ehrt Menschenwürde, wo er sie findet, schüzt sie gegen Verfolgung, wo er kann, und stemmt sich gegen die Tyrannei eines blinden Eifers, wo er's vermag. Er stürmt nicht gegen andre Uiberzeugung, überredet nicht zu seinen Grundsäzzen, verdammt und richtet nicht, sondern

dern überläßt jeden der Wahrheit, die er geprüft und erkannt hat. Mit brüderlicher Herzlichkeit umarmt er die Menschen jeder Zone, jedes Glaubens, fest überzeugt, daß der sogenannte Kezzer, und der vermeinte Rechtgläubige zu einem Zwekke ihr Daseyn empfingen, glüklich zu seyn, es sei in dieser oder in andern Welten. Kurz, er ist ganz, was die Lehrer des Christenthums seyn sollten, aber nur selten sind; was sie nur selten seyn können, weil der Geist des Christenthums, das sie predigen, von dem Christenthum, das sein Stifter verkündigte, eben so fern ist, wie der Morgen vom Abend.

Ich behalt' es mir auf ein andermal vor, die schöne Dichtung dieses edlen Priesterkarakters, nach Unzers und Schröders Darstellung, für den Kunstliebhaber und Künstler anschaulicher zu entwikkeln.

In dem Pater Timotheo erscheint das Christliche Priesterthum in einer Gestalt, in der es leider! nur zu oft die Menschheit geschändet hat. Schreklich, aber höchstwahr ist die Schilderung dieses, unter dem Mantel der Religion, Wollust und Rache befriedigenden, und aus Wollust und Rache verkezzernden, verdammenden

und

und verfolgenden Dominikaners. Tükkische Schadenfreude versteckt hinter dem Lächeln Tartüffischer Andächtelei, Religion auf den Lippen, und Blutdurst und Mord im Herzen, umschlingt er, kaltlächelnd, die Unschuld mit Nezzen des Verderbens; stört den Frieden einer glüklichen Familie, häuft Jammer auf Jammer, Weh auf Weh, und martert Jugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit langsam zu dem blutigen Entschlus des Selbstmordes hin. Banditische Infamität hüllt er in Priestergewand, und Greuel der Hölle in Glaubenseifer. Man schaudert zusammen über diesen heiligen Schurken, und fühlt doch in jedem, selbst dem satanischsten Zuge dieses Karakters, das Gemälde ist treu; so denkt, so empfindet Priesterschurkerei. Da ist keine Niederträchtigkeit, der sie nicht fähig wäre, keine Schandthat, zu der sie nicht herabsinken könnte. So würdig des Strangs und des Rades dieser Dominikaner auch handelt, es ist der ächte Geist seines Ordens, der über ihm waltet, des Ordens, der, in einer Stunde teuflischer Begeisterung, das Mördergericht erfand, das so viel tausend unsrer Brüder, weil sie andern Uiberzeugungen huldigten, in Flammen auflodern ließ — zur

grössern Verherrlichung des Nahmens des Gottes der Liebe.

Die übrigen Figuren dieses tragischen Gemäldes sind zwar mit nicht minderer Wahrheit, aber doch, wie mich dünkt, nicht mit der Vollendung ausgeführt, deren sich die drei obigen rühmen können. Auch sind es, Diego ausgenommen, nur Nebenfiguren, die unser Auge weniger auf sich ziehen sollen, und also auch nur mit schwachen Pinselstrichen angegeben werden durften.

Sehr glüklich hat der Dichter in der neuen Ausgabe seines Trauerspiels verschiedenen Anstössen abgeholfen, die die Kritik hie und da finden konnte. Das gilt vorzüglich von der Abänderung der Katastrophe, nach der Diego nun seinen Grundsäzzen treu bleibt, und als Protestant stirbt. Der Uibertritt dieses sonst so festen Bekenners des Protestantismus zu einem, seinen Grundsäzzen ganz entgegengesezten Religionsbekenntnis, hatte wirklich etwas empörendes, und um so mehr, je weniger dieser Uibertritt das Werk seiner Uiberzeugung war. Nichts, dünkt mich, streitet so offenbar gegen unsre Empfindung, und die Natur unsrer Seele,

als,

als, wider unsre beßre Uiberzeugung zu handeln; als einer geprüften, lebendig bestätigten, und aus Gründen uns wichtigen Wahrheit, für einen deutlich von uns erkannten Irrthum, entsagen. Ist vollends diese Uiberzeugung das Resultat des Nachdenkens von unserm ganzen Leben, steht sie noch immer so hell, einleuchtend und unerschütterlich vor unserm Verstande, wie ehemals, hat sie für uns noch immer ihre alte Würde und Wichtigkeit: so ist, ihr gerade entgegen handeln; eine Art Unmöglichkeit. Uiberdem würdigt den männlichen Karakter auch wohl nichts mehr herab, als Verleugnung seiner Grundsäzze, Abweichung von Wahrheit und Erkenntnis; Loßsagnng von der schäzbarsten Tochter des Himmels, der Freiheit in Sachen des Denkens und Glaubens. Am wenigsten beschließt ein Mann sein Leben mit einer solchen Loßsagung von der seinem Verstande und seinem Herzen gleich theuren Wahrheit; spricht am wenigsten in seinem Tode durch das Bekenntnis eines für ihn ausgemachten Irrthums, einer Uiberzeugung Hohn, die bisher zu den höchsten Gütern seines Lebens gehörte.

Es ist aber nicht etwa der Uebertritt des

Protestanten Diego's von den Zeremonien seiner, zu den Zeremonien der römischen Kirche, nicht die Vertauschung dieser oder jener Kirchenmeinung — denn eine Fabel mehr oder weniger, giebt einer Religionssekte noch keinen Vorzug vor der andern — es ist der Abfall von dem Protestantismus im wahrem Sinne, der mir immer in dieser Katastrophe anstößig war. Dieser Protestantismus ist feyerliche Protestazion gegen alles, was Kirche und Theologie ihm, ohne alle weitre Prüfung, als ausgemachte Lehr- und Glaubenssäzze aufdringen wollen; ist feste Anerkennung des Rechts zur eignen Untersuchung dessen, was wir als unsre Meynung bekennen sollen, und unerschütterliche Aufrechterhaltung der Grundwahrheit gegen Kirchen- und theologische Wahrheit. In diesem Sinne ist Protestantismus eine so ehrwürdige Sache, daß unser Kopf und unser Herz sich gegen den auflehnen, den wir ihm entsagen sehn und hören. Wie Diego aber seine Grundsäzze äußert, scheint sein Protestantismus dieser Art zu seyn. Und so ist seine Beharrlichkeit auf demselben eine eben so glükliche, als weise Abänderung des vorigen Ausgangs dieses Trauerspiels.

Uibri-

Uibrigens gereicht es dem Geschmak unsrer Publicums eben nicht zur Ehre, wenn Diego und Leonore nur äusserst selten auf unsern Bühnen erscheinen darf; wenn es selbst bei dieser seltnen Erscheinung nur lau und gleichgültig aufgenommen wird. In der That sieht es mit jedem Tage trauriger um die Kunst des dramatischen Dichters aus, wenn man bemerkt, für was für eine Gattung von Schauspielen unsre Zuschauer eine herrschende Liebhaberei zeigen. Es ist nicht mehr die Kunst, die sie in einem Drama entzükt, es ist der Wirwarr, der in demselben herrscht. Eine einfache, menschliche Geschichte zieht sie nicht mehr an, sie wollen unaufhörlichen Wechsel von abentheuerlichen Begebenheiten und Vorfällen. Nicht Feinheit der Karakteristik, Uiberladung und Bunrschekkigkeit reizen ihren Appetit. Nicht mehr weinen, heulen und schluchsen wollen sie, und nicht nur blos heulen und schluchsen, auch aufblakkern zum wilden Renomisten- und Dragonergelächter in dem nehmlichen Moment. Man darf ihnen die Tugend nicht mehr still, bescheiden und Anspruchslos; präzieus, hoch mit Schminke aufgelegt, mit Federbüschen und Schellenklingklang

behangen, laut sich zur Schau tragend, muß man sie ihnen schildern, wenn sie ihren Beifall haben soll. Das Laster in seiner natürlichen, verächtlichen Gestalt, und erschien' es ihren täglichen Erfahrungen noch so getreu, scheint ihnen ein dramatischer Greuel. Mit Zügen von Grösse und Liebenswürdigkeit, deren das Laster doch eigentlich gar nicht fähig ist, ausstaffirt, muß es vor ihnen auftreten. Dann schreit der ganze unverständige Hause ein freudiges Ahi, und bildet sich auf diese Unverständigkeit, die er mit dem Nahmen Toleranz und Menschlichkeit herauspuzt, noch wer weiß, wie viel? ein. Räuber, die sich die Rächer der unterdrükten Menschheit nennen, Zügellose Empörer, die, die Fahne der Freiheit in der Hand, menschliche Sitte und Ordnung unterjochen, und bürgerliche Sicherheit und Ruhe zertrümmern; Ehebrecherinnen, die aus dem verächtlichsten Leichtsinn ihrer Pflicht untreu wurden, und nun mit großlassender Zerknirschung, mit erhabenscheinender Selbstverleugnung prunken; zu Fall gekommne Mädchen, die von Sentimentekram strozzen, und den Verlust ihrer Jungfrauschaft mit Empfindsamkeit und unerfahrner Unschuld bemänteln, das sind die

Hel-

Helden und Heldinnen, die bei diesen Zuschauern interessiren. Ohne kokettirende Tugenden, und ohne glänzend Laster erhält kein Schauspiel von ihnen mehr Beifall.

Mit der Kunst des Schauspielers steht es um nichts besser. Die Rolle, nicht die Wahrheit seiner Darstellung, erwirbt ihm Beifall. Hat der Künstler oder die Künstlerin so einen Helden, so eine Heldin zu spielen, so werden sie beklatscht, bewundert, besungen, in Kupfer gestochen; und tragerirten, raaßten, und winselten sie auch noch so sehr dem Dichter querfeld ein! Sind die Farben in ihrer Rolle nur hübsch hoch aufgetragen, haben sie nur eine gefällige Figur, einen glüklichen Ton, eine gute Lunge zum Schreien: so ist nach Kunst gar keine Frage, und der so glüklich begabte Schauspieler, die so günstig ausgestattete Schauspielerin, sind die Garriks, Le Kain's, Oldfilds und Clairons ihrer Publikums. Studium, Raffinement, feine Entwiklung des Geistes des Dichters, reine Menschennatur, genau sich an die Gränze der Wahrheit anschmiegende Darstellung, sind Dinge, an die diese Zuschauer gar nicht denken, wovon auch nicht die fernste Idee in ihrem Gehirn

existirt, die zu fodern, ihnen gar nicht einfällt; die, wenn sie wirklich ausgeübt werden, ihrem Stumpfsinn ganz unbemerkt bleiben.

Natürlich also auch, daß selbst die bessern Schauspieler für die eigentliche Kunst Lust und Liebe verlieren; daß sie, um im Brod und Ansehn bei diesen Zuschauern zu bleiben, lieber durch Rollen, als durch das, was sie zu Künstlern macht, glänzen mögen. Natürlich denn auch, daß — eins folgt aus dem andern — die feineren Dramen, die ohne diese, dem Haufen so ungeniesbare Kunst, gar nicht gegeben werden werden können, immer mehr und mehr von unserm Theater verbannt werden; daß die Dichter im Geschmak dieser Zuschauer dichten, und die Schauspieler im Geschmak dieser Zuschauer spielen, und dichten und spielen müssen, wenn sie Nahrung und Kleider haben wollen. Natürlich denn endlich, daß, wenn diese Schauspielliebhaberei so fortgeht, das ganze Wesen unsrer Bühne in einigen Jahren zu einer Barbarei zurükfinken wird, in der es kaum war, als die so verächtlich gewordnen Burlesken und Haupt- und Staatsaktzionen unsres alten Theaters, noch die Lieblingsstükke des Schauluftigen Publikums waren.

Es

Es sey ferne von mir, mich hierüber zu ereifern. Die gesunde Vernunft wird in unsern Zeiten so mannigfaltig zu Grabe geläutet, daß dieser theatralische Unsinn gerade nicht unser auffallendster ist. Also Friede mit ihm! Nur sollen die Zuschauer dieser Klasse nicht behaupten, daß sie Kunst kennen, schäzzen und unterstüzzen. Diese Behauptung wäre eben so lächerlich, als wenn Jemand die berühmten Abderiten für ein Geistreiches und Geschmakvolles Völklein erklären wollte.

XLVIII.

Uiber die Medea des Euripides, von Heinrich Blümner. Leipzig, bei Sommer. 1790.

Eine kleine, aber lesenswerte Schrift. Mit Vergnügen erkennt man darin einen forschenden, prüfenden und Sachkundigen Denker, mit Vergnügen sieht man seinen kritischen Untersuchungen zu. Die Veranlassung dazu gab folgende Stelle über Euripides in Herrn Hofrat Meiners Theorie der schönen Wissenschaften: "Die Medea des Euripides erfüllt alle Foderun-

gen der griechischen Kunstrichter. Dem ungeachtet ist, meinem Gefühle nach, nicht leicht ein unglücklicherer Stof zu einem Trauerspiele gewählt, und auf eine unglücklichere Art von einem sonst grossem Dichter bearbeitet worden, als die Fabel der Medea von Euripides ist. — In dem ganzen Trauerspiel ist keine interessante Person, nicht einmahl Medea.„ *) Gegen diese Vorwürfe sucht Herr Blümner den griechischen Dichter bescheiden zu retten. Er zeigt in einer Schritt vor Schritt entwikkelnden Zergliederung des Euripideischen Trauerspiels, daß der alte Tragiker weder seinen Stof so unglüklich behandelt, noch den Karakter seiner Medea so uninteressant geschildert habe, als Herr Meiners behauptet; und webt in diese Zergliederung Bemerkungen, Aufschlüsse und Rechtfertigungen ein, die eine genaue Bekanntschaft mit seinem Schriftsteller, und der Kunst, über die er ihn vertheidigt, verrathen. Zum grössern Triumph seiner guten Sache, vergleicht er verschiedne Szenen der griechischen Medea mit den Medeen des Seneka und Korneille, wo denn der Sieg entschieden auf Euripides Seite ist. Ich

*) S. 120 und 121.

Ich erspar' es auf den künftigen Jahrgang meiner Schrift, diese kritische Untersuchung näher zu entwikkeln und mit meinen Zweifeln, und Anmerkungen zu begleiten. Für jezt begnüg' ich mich, nur einzele Stellen auszuzeichnen, mit denen mir Herr Blümner vorzüglich Vergnügen gemacht hat. Dahin gehört die Vertheidigung des Prologs, mit dem Euripides seine Medea eröfnet. "Die Person, sagt er, welche zuerst auftritt, und die Situazion, in welche sie gesezt ist, können nicht schiklicher gewählt seyn, uns mit der Lage der Sachen bekannt zu machen. Es ist eine Person, die an Medeen innigern Antheil nehmen mußte, als irgend eine, weil sie von ihrer Geburt an bis jezt stets um sie gewesen war, aus dem fernen Vaterlande sie begleitet, und bis hier alles, was ihr wiederfuhr, Glük und Unglük mit ihr getheilt hatte — jezt ihre einzige Freundin, ihre Amme, oder nach dem Kostüm des neuern Theaters, ihre Vertraute. Die Theilnahme an ihrer geliebten Pflegetochter, die Erinnerung an ihr vormaliges Glük, der Gedanke an ihr jezziges Elend, an ihre Verstossung von einem Manne, der ihr ewige Treue schwur, und sie nun so

schändlich verläßt, um sich mit einer reichern, jüngern zu vermählen, dem sie alles, was einem Mädchen theuer seyn kann, Wohlstand, Vaterland, Familie, Ehre aufopferte — der Anblik der Leidenden, die, ohne Speise zu nehmen, da liegt — den Blik starr zur Erde gerichtet, auf die Tröstungen der Freunde nicht hört, nur zuweilen über den unersezlichen Verlust in Thränen ausbricht — dies alles verengt ihre Brust, sie ist zu schwach, es allein zu tragen, sie geht ins Freie, um Himmel und Erde Medeens Leiden zu klagen, d. h., um vor sich ihrem Herzen Luft zu machen, da Niemand da ist, dem sie es auszuschütten wagen dürfte; sie bricht in den Wunsch aus, daß die Argonauten nie nach Kolchis gekommen seyn möchten, was der Grund ihres jezzigen Uibels war; sie erwägt Medeens Lage genauer, schließt von äussern Zeichen ihrer Traurigkeit, auf ihr inneres Gefühl, und fürchtet, daß sie, ihrem heftigen Karakter gemäß, wohl gar etwas verderbliches gegen sich, oder den König und die Neuvermählten unternehmen möchte.„

"Diese Einleitung ist vortreflich. Durch sie schimmert, wie durch einen Schleier, die tragische Katastrophe. Wir hören von unverdienten Lei-

den

den der Heldin, vernehmen, daß sie keine Beleidigung vertragen könne, und mit dem Anfang des Stüks fängt auch unsere Furcht und unser Mitleid an. Wir erfahren nicht gewis, was geschehen wird, denn es ist nur ein Mensch, der den Prolog hält, aber wir können es leicht errathen.„

"Man kann auch diesen Monolog, der nur durch die Stelle, an welcher er steht, zum Prolog wird, wegschneiden, und das Stük bleibt ganz. Alles, was darin erzählt wird, sieht man nach und nach in der Folge. Aber darauf kam es eben dem Dichter, der das höchste Tragische erreicht hat, an, das, was nach und nach geschehen wird, wie durch einen Flor, auf einmahl zu zeigen, ihm war eben daran gelegen, daß seinem Zuschauer kein Zug unbemerkt und weniger empfunden, entginge, und darum bedient er sich des Prologs, als eines leisen Fingerzeigs, für seine Zuhörer auf das, worauf sie vorzüglich zu achten hätten.„

Schön! Aber wie? wenn dieser Prolog des Euripides gar keiner Vertheidigung bedürfte, wenn er gar kein Prolog wäre, wenn er nichts wäre, als der erste Monolog des Trauerspiels?

Auch scheint Herr Blümner selbst so etwas zu ahnden, wenn er sagt, daß blos die Stelle, an welcher er steht, ihn zum Prologe mache. So ist es wirklich. Man vergleiche nur andere Prologe dieses Dichters mit dem gegenwärtigen, wie unnähnlich sind sie in ihrer ganzen Manier diesem hier? In jenen wird geradezu nichts als erzählt. Das geschah, das geschieht, das wird geschehn; siehe da ihren Ton, ihren Inhalt! Dieser hingegen ist dramatische Vorführung der Handlung, deren Entwiklung sich der Dichter vorgesezt hat, das heißt, sie wird nicht erzählt, sie geht eben izt vor. Die Amme beschreibt nicht, was Medeen droht, sie fühlt das Unglük ihrer Pflegetochter. Nicht dem Zuschauer, sich selbst entfaltet sie den Weh- und Jammerzustand ihrer Freundin. Ihr gepreßtes Herz will sie erleichtern, sich erhohlen von dem Leidensanblik, von dem sie nun schon so lange Augenzeugin gewesen ist. Nicht, um ihr Auditorium von Medeens vorhergegangenen Begebenheiten zu unterrichten, sondern aus tiefem Mitleiden gegen die entehrte Königin, gegen die beleidigte Gattin, wünscht sie, daß die Argonauten nie nach Kolchis gekommen seyn möchten.

ten. Mit dieser Ankunft ist alles das Elend über die Bedaurungswürdige gekommen, unter dem sie jezt blutet. Mit Seufzen erinnert sie sich daran, und bricht bei dieser Erinnerung in Thränen aus. Sie hat die Unglükliche gesäugt, und leidet nun mit ihr, als träfe sie selbst, was jene beugt. Umsonst hat sie sich dem Anblik dieser Schmerzensauftritte entzogen, diese Schmerzensauftritte verfolgen sie auch in's Freie. Sie stehn vor den Augen ihres Geistes, wenn gleich die Augen ihres Leibes sie nicht mehr sehen. Deswegen ist auch ihr Gefühl darüber so lebhaft, deswegen ihr Ach- und Wehgeschrei so Herzzerschneidend, und der Zuschauer sieht in ihrer Trauergestalt, hört in ihren Klagetönen die arme Verlaßne selbst, wenn sie gleich noch nicht persönlich auftritt. Endlich sagt die Amme nicht bestimmt und deutlich voraus, was geschehn wird: sie ahndet es blos aus den Umständen, aus dem Karakter der Medea, fürchtet sie, und wünscht sie zu verhüten. Und das ist dann doch wohl wahrer Gang des dramatischen Monologs, kein Prolog, der dem Zuschauer den Inhalt des Stüks erzählt. Ich wollte mir daher auch sein Wegstreichen recht sehr verbitten,

denn

denn es raubte dem Trauerspiel eine grosse Feinheit, brächte den Zuschauer um die so interessante Furcht, die ihn, gleich vom Anfang, für die Heldin desselben zittern macht, und nachher die ganze Handlung hindurch, mit banger Erwartung für ihr Schikſal erfüllt. Und so wäre denn hier Monolog, was sonst bei Euripides Prolog ist. Die weitre, anschaulichere Ausführung hiervon künftig.

Eine andre mir liebe Stelle in dieser Schrift ist die, in der Herr Blümner den Karakter des Jasons gegen Herrn Meiners Vorwurf, daß man mit ihm nicht sympathisiren könne, vertheidigt. "War es denn aber auch die Absicht des Dichters, frägt er, daß wir mit ihm sympathisiren sollten? oder wollte er ihn vielmehr nichts weniger, als Schuldlos machen? Würde diese Sympathie nicht dem Mitleiden für Medeen Eintrag gethan haben? Er suchte die Hauptperson, Medea, so menschlich als möglich zu schildern; die sie umgebenden Menschen mußten mit ihr ungerecht verfahren, wenn sie so weit gehen sollte, wie wir sie am Ende kommen sehen. Je tiefer Jason fällt, desto höher steigt sie. Herr Meiners nennt ihn

den

den kälteſten, unnatürlichſten Ehemann, den je die Natur hervorgebracht hat; geſezt auch! Wenn ihn nun der Dichter gerade ſo und nicht anders ſeiner Hauptperſon gegen über brauchte? Aber der kälteſte und unnatürlichſte aller Ehemänner und Väter, welchen je die Zügelloſe Phantaſie eines Dichters geſchaffen hat, wie Herr Meiners hinzuſezt, iſt er durchaus nicht. Wo iſt in ſeinen Werken ein Beiſpiel zu finden, daß Euripides einen Karakter ſo durchaus über die Gränzen der Natur trieb, von dem, nach Ariſtoteles Zeugnis, Sophokles ſagte, daß er die Menſchen ſchildre, wie ſie wären, worin zwar, nach Hurds ſcharfſinniger Erklärung, ein leiſer Vorwurf lag, daß er ſeinen Blik zu ſehr auf das Einzele, auf wirklich exiſtirende Perſonen geheftet, Individuen darſtellte, was ihn aber zugleich auch vor jeder Verfälſchung und Uibertreibung ſicherte. Und fehlt dieſem Karakter wohl die innere Möglichkeit? Stellt die Geſchichte ſonſt keinen Mann auf, der ſeine Gemahlin verſtieß, weil ſie nicht mehr jung und ſchön war; keinen fürſtlichen Gatten, der, ſeines Vortheils wegen, das ehliche Band zerriß, und zu-

gleich

gleich ihre gemeinschaftlichen Kinder verstieß? — — Freilich ist dieser Jason ein sehr schwacher Mensch. Sein eignes Ich ist ihm das Nächste. Leichtsinn, Undankbarkeit, Untreue, Brechung des heiligen, beschwornen ehlichen Bundes, bleibt immer sein Vorwurf. Und, wenn auch der unpartheiischste Zuschauer ihn davon nicht reinigen kann, wie viel strafbarer mußte er nicht Medeen, wie viel gerechter ihre Rache an ihm scheinen?„

Sehr richtig und wahr. Allerdings war es gar nicht Euripides Absicht, für seinen Jason, auf Kosten seiner Medea, Interesse zu erregen. Am wenigsten wollt' er uns mit diesem Jason, als Mensch, mit seinem Verfahren gegen Medea sympathisiren machen. Jason sollte in unsern Augen klein, schwach und undankbar erscheinen, um unser sympathetisches Gefühl von ihm ab, auf Medeen hinüber zu ziehn. Ihr hatte er unsre Furcht und unser Mitleid bestimmt. Jason mußte also neben Medeen verlieren, mußte so geschildert werden, daß Sympathie mit ihm ganz unmöglich war. Darin

hat

hat Herr Blümner unstreitig Recht. Auch in dem, was er gegen den Vorwurf der Unnatürlichkeit dieses Karakters erinnert, bin ich auf seiner Seite, und habe, wie ich ein andermal zeigen werde, noch manche Gründe mehr zur Unterstüzzung seiner Behauptung. Aber, insofern er diesen Karakter, als schöne poetische Darstellung, vertheidigen will, bin ich entgegengesezter Meynung. In diesem Betrachte kann ich eben so wenig, als Herr Meiners, mit ihm sympathisiren. Denn als Werk der Darstellungskunst muß im Drama jeder Karakter, auch der verächtlichste sogar interessiren; so sollt' es auch dieser Jason. Wär' es gleich ganz gegen den Zwek des Dichters, uns mit seinem Jason so sympathisiren zu machen, daß wir sein Verfahren gegen Medea genehmigten, guthiessen, so ist es doch eben so zwekmäßig, daß wir mit ihm als dramatischmitwirkenden Karakter sympathisiren; das heißt, wir sollten,

wenn

wenn wir ihn handeln sehen und sprechen hören, wahrscheinlich finden, daß er sich so betragen haben könne, wie er sich beträgt. Das möchte aber hier wohl nicht ganz der Fall seyn. In der That ist die Art, wie sich Jason nimmt, weder sehr fein, noch das, was er zu seiner Entschuldigung sagt, sehr triftig, um eine Medea zum Stillschweigen und zur Ergebung in ihr Schikſal zu bringen, und sein Ton gar nicht der, mit den man zu einer Medea sprechen muß. Wann er, zum Beispiel, zur Beantwortung ihrer Vorwürfe des Undanks und der Treulosigkeit, ihr es als einen Gewinn der Verbindung mit ihm anrechnet, daß sie dadurch aus einer Barbarin eine Griechin geworden, Recht und Gesez kennen gelernt, und ihren Nahmen berühmt gemacht hat: so sind das wahre Armseligkeiten, die, anstatt ihn in ihren Augen zu entschuldigen, mehr, als jemahls, ihre Bitterkeit gegen ihn reizen müssen. Eben so unstatthaft zu seiner

Ab-

Absicht, sind seine Vorlesungen über die Schädlichkeit des Zorns und die Glükseligkeit des Ruhms. Was sollen diese Kollegia hier? Wie kann er glauben, durch diese Haranguen eine beleidigte, und mit so vielem Rechte aufgebrachte Gattin zu besänftigen, zur Einwilligung in das Band der Treulosigkeit zu bewegen? Wahrlich! dieser Weg, ihre Rache einzuschläfern, ist der unschiklichste, den er wählen konnte. Eine Medea mußte überlistet werden. Um sie aber zu überlisten, mußte sein Benehmen weit feiner, die Wendung, deren er sich gegen sie bedienen wollte, weit künstlicher eingeleitet werden. Er mußte ihrem Herzen, und durch dieses ihrem Kopfe beizukommen suchen. Mit der Phisignomie eines harten Kampfs mußte er vor ihr erscheinen, seine Mienen mußten Schmerz, sein ganzes Betragen tiefe Herzensgebeugtheit verrathen. Er mußte aussehn, als ob die Trennung von ihr, eine Last wäre, der er sich sträu-

bend und ängstlich unterzöge. Er mußte sich mit inniger Dankbarkeit ihrer Liebe und ihrer Aufopferungen für ihn erinnern; mußte scheinen durch Politik, Umstände, und die Aussicht auf das grössere Glük seiner Familie, zu diesem ihm so saurem Schritte gezwungen zu seyn; kurz, er mußte seine Treulosigkeit in die Hülle der Notgedrungenheit wikkeln; durch Schmeicheleien, durch Lobsprüche auf ihren Edelmut, mit dem sie schon ehemals so viel für ihn aufgeopfert, durch Versichrungen seiner nie verlöschenden Dankbarkeit, durch Betheurungen seiner fortdauernden Achtung ihr Herz bestürmen, wenn er, bei einer Medea mit seinen Entschuldigungen durchzukommen, sich einfallen lassen, sich nur irgend überreden können sollte, auf Medeen, seinen Absichten gemäß, gewirkt zu haben. Wie weit natürlicher in Jasons Lage, und gegen eine Person, wie Medea, diese Wendung zur Entschuldigung seiner Untreue

gewe-

gewesen, und zu was für einer ungleich interessantern Szene sie Gelegenheit gegeben hätte, bedarf wohl keines weitern Beweises. Wem er aber noch nötig ist, dem versprech ich ihm im künftigen Jahre.

Unvergleichlich hat Herr Blümner die Menschlichkeit der Euripideischen Medea gegen Herrn Meiners Vorwürfe gerettet. Mit einer sehr lebhaften Darstellungsgabe verfolgt er sie von ihrer ersten Bekanntschaft mit Jason, bis zu dem gräßlichem Kindermord, durch alle Situazionen ihres Lebens, und zeigt durch diese Entfaltung ihrer ganzen Denk- und Handlungsart, wie treu unsrer Natur sie der griechische Dichter zu erhalten gewußt hat. Diese Stellen gehören zu den schönsten seiner Schrift, und mit Vergnügen werd' ich in meiner versprochnen grössern Anzeige derselben, diese schöne Zergliederung näher entwikkeln. Recht sehr freut es mich, daß Herr Blümner meine

Be-

Behauptung von den Medeen vor Gotter, nicht auch auf diese griechische gedeutet hat. In der That nahm ich sie so sehr von dieser Beschuldigung aus, daß ich noch eine Skizze zu einer Abhandlung unter meinen Pappieren liegen habe, in der ich Euripides Medea, in Rükſicht auf die menschliche Darstellung dieses Karakters, gleich neben der Gotterschen stellte, und die vom Seneka und Korneille mit aller der Strenge züchtigte, die die Abscheulichkeit ihrer Darstellung verdient.

Dramaturgische Monate.

Vierter Band.

Drittes Stük.

XLIX.

Vom vierzehnten bis zum zweiundzwanzigten Juni Wiederhohlungen. Am zweiundzwanzigten: Verbrechen aus Ehrsucht, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

Nach den Jägern hat unter Herrn Ifflands Schauspielen wohl keins so tief und allgemein auf die Zuschauer gewirkt, als Verbrechen aus Ehrsucht. Die Ursach davon ist unstreitig die große Wahrheit, die, wie in jenem, vor allen andern Dramen dieses vortreflichen Dichters, vorzüglich, auch in diesem Schauspiele herrscht. Plan, Situazionen, Karaktere und

Sprache sind für Menschen erfunden, entwikkelt und ausgeführt, denn Menschen empfinden, reden und handeln darin. Angst, Schrekken, Furcht und Freude ergreifen wechselsweis unser Herz, und, vom Anfang bis zum Ende, wird unsre Aufmerksamkeit und Theilnahme in Rastloser Thätigkeit erhalten. Hier werden wir bis in das Innerste unsrer Sele erschüttert, dort zerschmilzt unser Herz in der sanftesten Sympathie. In der einen Szene durchbebt Angst des Todes unser ganzes Wesen, in der andern überfällt uns eine Wehmut, die unsre Augen mit leisen Thränen erfüllt, und uns, selbst in dem bittersten Schmerz, eine Art Wollust empfinden läßt.

Wer sollte auch, wenn er nicht ganz aufgehört hat, zu seyn, wofür er gilt, nicht gern in die Leiden und Freuden einer Famile weinen, die so durchaus zu der Welt gehört, in der wir leben? deren Schwäche und Grösse, deren Tugenden und Verirrungen durch die Menschlichkeit, die sie bezeichnet, uns in einem gleichen Grade zu sich neigen, uns für sie fürchten, abängstigen und zittern machen? Wer, der auf den Nahmen, Mensch, Anspruch macht, wird

nicht gern an Menschen ketten, wie diese? Hier ein edler, thätiger, nur allzuzärtlicher Hausvater, allzu nachgiebig gegen die Schwachheiten einer liebenswürdigen Frau, allzu weichherzig bei den Ausschweifungen eines von Eitelkeit und Ehrsucht verblendeten Sohns, und durch diese Nachgiebig- und Weichherzigkeit unglüklich; da das Unglük aber einmahl da ist, fest und duldend, Niemand anklagend, als sich selbst, und durch weise Maaßregeln dem gänzlichen Untergange seines Hauses entgegenarbeitend; niedergeworfen durch das Verbrechen eines bis zur Verzweiflung getriebenen Unglüklichen, und doch stark genug durch die väterliche Liebe, sich selbst der strafenden Gerechtigkeit zum Opfer darzustellen. Dort, eine eitle, von hohen Aussichten schwindelnde, zum Verderben ihres geliebten Sohnes nach falschem Glük strebende Mutter, gemartert von der peinlichen Selbstanklage, daß sie die Urheberin des zu Grabe gehenden Wohlstandes ihres Hauses, die erste Ursache des entehrenden Verbrechens ihres unglüklichen Lieblings, und durch misverstandne mütterliche Zärtlichkeit Zerstörerin des ganzen Glüks seines Lebens ist; mit diesem Gefühle

hinsinkend unter Nahmenlosen Seelenleiden, aber ohne Klagen für ihre Verirrungen büssend, ganz Gattin und Mutter; entschlossen, sich ganz allein unter der züchtigenden Hand der Vorsehung zu verbluten, ganz allein die Folgen ihrer Vergehungen zu tragen. Dann wieder eine ganz in ihren Aeltern und ihrem Bruder lebende Tochter und Schwester, die durch theilnehmende Empfindung, durch Trost und Rath den Jammer der Leidenden zu mildern bereit ist, und ihr eigenes Glük dem Glük ihrer Familie nachsezt; mit reicher Empfänglichkeit für einfache häusliche Glükseligkeit, unbemerkter, stiller Tugend huldigt, und die grossen Pflichten der Ergebung, zu denen ihr Geschlecht so vorzüglich berufen ist, mit aller der Bescheidenheit und Dehmut ausübt, die uns so unwiderstehlich zu dem Weibe hinziehn, und unwidersprechlich der Verbindung mit ihm den höchsten Reiz geben. Neben ihr, als künftiger Gefährte ihres Lebens, der feurige, und doch ruhige Ahlden, ganz Lieb' und Gehorsam als Sohn, aber auch fest, und unerschütterlich, wenn dieser Gehorsam seinen Pflichten, als Mann von Wort und Redlichkeit, im Wege steht; mit herzlicher Liebe dem edlen Mädchen

ergeben, aber, wie ein Mann, ohne Tändelei und schwärmerische Aufwallungen; ein arbeitsamer, unermüdet wirksamer Mann in seinem Amte für das Glük seiner Mitmenschen, ohne Anspruch, ohne Schimmer; überflüßig belohnt durch das Bewußtseyn, recht gethan zu haben. Und nun noch der wakkere, dreiste und freymütige Oberkommissair, das Herz immer auf der Zunge, ohne sich an Zeremoniell und Etiquette zu kehren; streng in seinen Grundsäzzen, aber ohne Menschenfeindlichkeit; hart gegen Vernachlässigung bürgerlicher Pflichten, wo Strenge heilsam ist, aber auch ganz Lieb' und Wohlwollen bei aufrichtiger Reue und dem lebendigen Vorsazze, wieder gut zu machen, was man verdorben hat; rauh, seiner Aussenseite nach, aber sanft und mild vom Herzen; offen für jede Freude, die man Schuldlos, und ohne Vorwurf, geniessen, und großmüthig selbst auf die Bequemlichkeit seines Alters Verzicht thuend, wenn er dadurch die Glükseligkeit seiner Kinder erhöhen kann. Wie wahr, und auf das genauste mit unserer Kenntnis der menschlichen Natur übereinstimmend, sind alle diese Karaktere geschildert, und wie nahe müssen eben deswegen ihre Schiksale, als Schiksale mit

uns verwandter Menschen, unserm mitempfinden Herzen liegen!

Unter allen aber ragt der Held dieses Schauspiels, Eduard Ruhberg, hervor. Er ist ganz, was ein junger Mensch von seiner Erziehung, seinem Temperament, seinen Leidenschaften und seinen Geistesfähigkeiten, unter seinen Umständen, in seinen Verbindungen seyn muß. Gebohren mit einer kühnen, Bilderreichen Phantasie, die sich selbst Welten und Verhältnisse schaft, begabt mit heissen, alles heftig umfassenden Gefühlen, feuriges, rasch hüpfendes Blut in seinen Adern, war schon seine Jugend ein Gewebe von romantischen, ausserweltlichen Ideen und Plänen. Von diesen überspannten Gefühlen und Ideen geleitet, empfand er die Anlagen in sich zu etwas ausserordentlichem stärker, als er sie seiner Geburt, seinem Vermögen, und dem ihm angewiesenen Kreise nach, hätte empfinden sollen. Er fing bald an, sich für ein vorzüglicheres Wesen zu halten, als andere Menschen. Alle diese andern schienen ihm nicht zu reichen an seine Geisteshöhe, seinen Reichthum von Empfindungen. Er entzog sich den Menschen, lebte blos diesen seinen bessern Gefühlen, weinte in

seiner

seiner Einsamkeit über Menschenarmut, das heißt, über Mangel an Menschen, ihm ähnlich, und ward ein empfindsamer Schwärmer! Doch dieses unthätig empfindelnde Leben ward bei den Kräften, die sich immer mehr in ihm entwikkelten, seinem zum Handeln gebildeten Geiste bald zur Last. Blosse Empfindungen wurden ihm nun eine zu magere Kost. Der Durst nach Wahrheit erwachte in ihm, er widmete sich den Wissenschaften mit der ihm eigenthümlichen heftigen Umfassung. Die Folgen davon waren Riesenschritte, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten, ihm Bewunderung und Liebe erwarben. Nun sah er sich auf einmal als den ausserordentlichen Menschen erkannt, für den er sich schon lange selbst gehalten hatte. Streben nach einer höhern Sphäre, als ihm Geburt und Vermögen bestimmten, regte und bewegte nun sein ganzes Wesen, und Ehrgeiz ward seine erste und herrschendste Leidenschaft. Nur zu wohl ahndete der Vater die Gefahr seines Sohns, fühlte, wie nachtheilig bei einem so romantischen Kopfe diese Leidenschaft für seine eigne, und die Ruhe seiner Familie werden könnte. Aber zu weich, die süssen Träume des Jünglings zu stö-

ren, zu schwach, ihm in den Weg zu treten, und seinem sich zu hoch erhebenden Enthusiasmus die Flügel zu beschneiden, ließ er ihn seinen Gang fortgehen, ob er gleich bei jedem seiner Fortschritte auf diesem schlüpfrigen Pfade, zitterte. Die Mutter, aus adlichem Geblüt entsprossen, und dem Flitterschimmer ihres vorigen Standes leider! noch immer getreu, erkannte in diesem Talentvollen und bewunderten Sohne, nur den Mann, der durch seine empfehlenden körperlichen und geistigen Eigenschaften sich hinaufarbeiten, durch die Verbindung mit einem adlichen Hause sich über seinen Stand erheben, und den Glanz ihrer verlohrnen Ahnen wieder herstellen könnte — und lenkte seinen Ehrgeiz auf das Ziel falscher Grösse. Anstatt nun nach einer höhern Sphäre zu streben, in der sein Geist und Herz über andere Menschen hervorragten, rang er nach dem Glanz, in den Zirkeln der Grossen gekannt zu seyn, mit Sternen und Ordensbändern in Verbindung zu stehen, unter begüterten und geadelten Thoren zu figuriren, einen Stammbaum in seine Familie zu verpflanzen; und sein Ehrgeiz artete in Ehrsucht aus. Nun entschliefen alle edlern Kräfte in ihm. Sein

Leben

Leben ward vornehmer Müssiggang. Tag und Nacht beschäftigte ihn nichts, als die Idee, in keinem Aufwande, keiner Ausschweifung, keiner Thorheit dieser sogenannten grossen Welt der lezte zu seyn; und das Ende dieses Bestrebens ist — Aufopferung seiner Gesundheit, Moralität, Ruhe, und des Wohlstandes seiner Familie. Konnt' es auch bei einer solchen Erziehung, bei dieser Nachgiebigkeit von Seiten des Vaters, bei dieser Eitelkeit von Seiten der Mutter, anders kommen? Ungehindert, uneingeschränkt ging er seinen Gang fort. Niemand sezte seinen Träumen, seinen Begierden Ziel und Gränze. Nichts ward zu seiner Bildung gethan. Zwar wurden ihm die besten Grundsäzze eingeflößt, aber wie sollten die ihn gegen falsche Leitung, gegen süßlokkende Verführung aufrecht erhalten, bei dieser überwiegenden Herrschaft seiner Leidenschaften über die bessern Uiberzeugungen seines Kopfs und Herzens, die ihm die Kraft raubte, diese guten Grundsäzze anzuwenden? Der junge Mensch mußte also das Opfer einer Leidenschaft werden, die, wohl geleitet, weise gemildert, väterlichstark und wahrhaft mütterlich in bescheidne Gränzen gehalten, ihn zum nüzlichsten und wohlthätigsten

Weltbürger, zum Glük und Stolz seines Hauses hätte machen können.

Da steht er nun auf dem breiten Wege der Thorheit und Uippigkeit. Geblendet von Sinnlichkeit und Eitelkeitsrausch, bemerkt er nicht, daß alle die bunten Gestalten, die vor ihm und um ihn hergaukeln, nichts als täuschende Schattenbilder einer magischen Laterne sind; sieht nicht die Schlangen unter den Blumen am Wege, die ihm so lieblich entgegen düften; hört nicht, daß es Syrenentriller sind, die seinen Geist im verderblichwollüstigen Schlaf einlullen. Gauner, Maulfreunde, und die Zeit tödtende Müssiggänger drängen sich um den unerfahrnen, von nichtiger Hoheit schwindelnden Jüngling; verleiten ihn zu einem Aufwande in Kleidung, Haushaltung und Lebensart, den er nicht bestreiten kann; und nekken ihn mit thörichten Hofnungen von Veredlung seines bürgerlichen Bluts, durch hochadliches. Ein reiches Fräulein läßt sich seine Aufwartungen gefallen, heuchelt ihm Achtung, Liebe; spiegelt ihm nähere Verbindungen vor, und der arme Betrogene fällt in die ihm gelegten Schlingen, ohn' es gewahr zu werden. Seine Hofnungen durchzusezzen, sieht er sich genötigt,

zu scheinen, was er nicht ist, ein Mann von Vermögen. Alles an ihm ist Pracht, er glänzt von Gold und Juwelen, und macht der adelichen Geliebten Geschenke, wie sie zu seinem übrigen Luxus passen. Er spielt, anfangs aus Mode, dann aus Gewinnsucht, aus Not, um seine Prunk- und Ueppigkeitsrolle fortspielen zu können. Er ist unglüklich im Spiel, und Leben, auf anderer Leute Kosten, wird notwendiges Uibel. Er macht Schulden, und richtet sich, richtet sein väterliches Haus zu Grunde. Schuldner vom Spieltisch, Schuldner, die ihm Geld und Waaren borgten, stürmen auf ihn ein. Er ist in Gefahr, öffentlich beschimpft, von seinen vornehmen Freunden ausgelacht, um alle seine glänzenden Hofnungen betrogen zu werden. Er steht auf dem Punkt, durch diese unselige Katastrophe seines Pracht- und Glanzschauspiels, Vater, Mutter und Schwester ganz dem Verderben Preis zu geben, das er über sie gebracht hat. Und da ist Niemand, der ihn rettet, Niemand, der, ihn zu retten, Kraft und Willen hat. Nur ein Mittel ist übrig, diesem Schimpf, diesem Hohngelächter, dieser gänzlichen Zernichtung seiner Hofnungen und des Wohlstandes seiner Verwandten zu entgehn, die stürmen-

den

den Schuldner zu befriedigen. Er fährt zurük davor, aber er weiß kein anderes. Sein Vater ist Rentmeister, hat öffentliche Gelder in Händen: von diesem will er die Summe, die ihm Ehre, Hofnung und Glük wiedergeben kann, borgen, wie er's nennt. Dieser gräßliche Entschlus wird That, der Unglükliche — stiehlt fünftausend Thaler.

Obgleich die Entwikluug dieser schönen Iffländischen Darstellung — wie ich sehr wohl erkenne — nur Skizze ist, auch nur seyn soll, weil ich ihre nähere Zergliederung, zum Besten des Schauspielers, auf ein andermal verspare, so schmeichl' ich mir doch, meiner Pflicht, als Dramaturg, so viel Gnüge geleistet zu haben, daß die Wahrheit, mit der der Dichter den Karakter seines jungen Ruhbergs vorbereitet, angelegt und ausgezeichnet hat, mit der er seinen Ehrgeiz in Ehrsucht ausarten, und ihn zu dem gräßlichen Verbrechen des Kassendiebstahls verirren läßt, dadurch in das gehörige Licht gesezt worden ist. Ich schmeichle mir, deutlich gemacht zu haben, daß dieser unglükliche Verbrecher aus den natürlichsten Gründen wird, was ihn der Dichter werden läßt. Und, wenn ich mir hier

nicht

nicht vergebens schmeichle, so hab' ich auch zugleich bewiesen, daß diese Karakterzeichnung eine der schönsten ist, die je das Talent dieses Dichters hervorgebracht hat.

Das Verbrechen, das Eduard begeht, mag also, an und für sich, immer eines der schwärzesten seyn, zu dem verblendete Leidenschaft hinabsinken kann, die Art, wie er dazu kömmt, ist so menschlich, daß er, selbst in dieser äussersten Verirrung seiner Ehrsucht, noch immer unsres Mitleids würdig bleibt; daß wir, der Umstände wegen, unter denen er so tief fällt, ihm unsre Verzeihung nicht vorenthalten können, und den edlen Oberkommissair segnen, der ihm zwar für sein Verbrechen harte Büssung auflegt, aber auch großmütig sich seiner erbarmt, ihn von der Schande rettet, und Gnade vor Recht ergehen läßt.

Gegen die menschliche Veranlassung dieser That ist also schwerlich etwas zu sagen; aber ob sich gegen die Raschheit der That nicht manches erinnern liesse, das ist eine andere Frage. So wahr und menschlich es ist, daß, gedrängt von allen Seiten, neues, größeres Unglük ahndend, die entsezliche Idee vom Diebstahl in Ruhbergs

Seele

Seele entstehn kann; so wahr ist es auch, daß die erste Entstehung dieser Idee einen Menschen von Ruhbergs Kopf und Herzen gewaltig empören, dafür zurükschaudern machen wird; daß mit seiner Ehrsucht, seinen Grundsäzzen, diese ihn empörende Idee nicht leicht in eben dem Augenblik bei ihm zur That werden kann, in dem sie entsteht; daß es bei ihm erst auf das äusserste gekommen, erst alle und jede Hofnung vernichtet, erst das Verderben unrettbar seinen Schlund vor ihm öffnen muß, ehe diese Idee zur That reifen, eh' er diesen gräßlichen Sieg über sein sich sträubendes Herz gewinnen, und die bebende Hand zu diesem gemeinen Verbrechen ausstrekken kann. Ist aber wohl in dem Augenblikke, da sich Ruhberg an der öffentlichen Kasse vergreift, alles so völlig verlohren, das gefürchtete Unglük so unwidersprechlich gewis, um die That so an die Idee zu knüpfen? Hat ihn das Fränlein schon so entschieden verworfen, oder ahndet er vielmehr nicht blos das grössere Unglük, hofft er nicht sogar gerade das Gegentheil von dem Fräulein? Ja, wenn Unglük und Verzweiflung in diesem Momente wirklich für ihn so unleugbar wahr wären, als sie es für uns sind: dann

müßte

müßte freilich, das Verbrechen denken, und das Verbrechen ausüben einerlei seyn, dann wäre schnelle That eben so wahr, als unvermeidlich. Der Dichter, scheint es mir, hätte daher in dieser Situazion seinen Ruhberg das Verbrechen blos denken, und die That bis zu dem Punkt, wo Unglük und Verwerfung fürchterliche Gewisheit werden, verschieben, oder sie ihn erst in der lezten entscheidenden Lage zugleich denken und vollführen lassen müssen.

Damit nehm' ich nun nicht etwa — wie es manchem scheinen dürfte — meine obige Behauptung von der Menschlichkeit der Ruhbergischen That wieder zurük, denn nicht die That, die Raschheit der That trift mein Einwurf. Nicht einmahl Wahrscheinlichkeit leugn' ich dieser Raschheit ganz ab, aber völlige, evidente Wahrheit kann ich ihr nicht zugestehn. Wahrheit aber geht im Drama der Wahrscheinlichkeit vor; soll auch eigentlich ganz allein der Vorwurf des dramatischen Dichters seyn; weil blosser Schein die Wirklichkeit nie ersezt, die im Schauspiel nur einzig und ganz unsre Theilnahme erregt, und lebendig erhält. Dazu kömmt, daß durch diese mindere, oder mehr motivirte Raschheit Ruh-

bergs

bergs menschliches Verbrechen noch unendlich an Menschlichkeit gewonnen haben, noch ungleich verzeihlicher, und der Verbrecher selbst noch weit mehr unsres Mitleids würdig geworden seyn würde.

Ich weiß nicht, ob auch andere Kunstrichter, die Verbrechen aus Ehrsucht beurtheilt haben, hier mit mir zusammen treffen, aber einzele Stimmen des Publikums sind auf meiner Seite. Manchen denkenden Zuschauer hab' ich hier mir gleich empfinden sehen; und der italienische Uibersezzer dieses vortreflichen Schauspiels, von dem mein Freund, der Professor Meyer, in dem Oktobermonat dieser Schrift Nachricht giebt, *) schließt sich durch die Veränderungen, die er bei der Verpflanzung desselben auf die Bühne seiner Nazion nötig fand, an diese Zuschauer und mich an. Gründlichkeit muß also diesem Einwurfe wohl eben nicht mangeln, der nähern Prüfung des Dichters dürfte er nicht ganz unwürdig seyn. Wenigsten beweißt er, daß ich nicht zu den faden Lobpreisern gehöre, die nichts, als kahle Bewunderung in Bereitschaft haben, ohne über das Wie? und Warum? dieser Be-

*) Seite 924.

Bewunderung nachzudenken, ohne mit dem Zweifel zu bwundern, mit dem man den Meister bewundern muß, wenn man gerecht, das heißt, ohne von seinem Nahmen bestochen zu werden, über ihn urtheilen will.

Die Folgen dieser raschen unglüklichen That sind mit eben so ächten, als lebendigen Farben geschildert, und die Szenen, in denen sie entwikkelt werden, mit einer wahren Meisterhand gezeichnet. Besonders sezt der gleich darauf erfolgende Auftrit zwischen Ruhberg und dem Sekretair Ahlden das Darstellungstalent des Dichters in ein äusserst vortheilhaftes Licht. Es ist ein furchtbar grosser Anblik, diesen mit allen Martern des erwachten Gewissens kämpfenden Verbrecher zittern und zagen, und diesen Kampf, dies Zittern und Zagen gewaltsam unterdrükken sehen; die entsezliche Anstrengung sehen, die es ihn kostet, den Anblik eines ehrlichen Mannes auszuhalten; die Fruchtlose Mühe, seinem scheuen Blikke Freimütigkeit, seinem gepreßten, bebenden Tone, Festigkeit zu geben; die tötende Angst seines Herzens aus seinem bleichen, zerstörten Gesicht weg zu tilgen; das Fieberhafte Zusammbeben seines ganzen Wesens, als die

Rede vom Kassenangrif und der Schmachvollen Strafe ist, die darauf steht. Es ist ein blutig in die Empfindung schneidender Auftritt, den Schrei der Verzweiflung zu hören, mit dem er gegen dies Blutgesez auftobt, und, empört von den Schrekniſſen der über seinem Haupte schwebenden Gefahr, obrigkeitliche Pflicht Blutgier, und ihre Gerechtigkeit morden heißt; mit dem er alle seine Kräfte zusammenrafft, als seine Heftigkeit ihn zu verrathen droht; die Foltern seiner Seele mit Kälte und Verhöhnung seiner selbst übertüncht; aber doch überwältigt, mit dem dumpfen Tone des sich gänzlich verlohren gebenden Unglüklichen in die Worte ausbricht: "Das ist meine fröhliche Hofnung, daß es nicht lange mehr so dauern kann;„ dann, durch und durch erschüttert, seines Freundes Hand ergreift, mit zitternder Stimme ruft: "geh hin und weine über mich!„ und wild zum Zimmer hinausstürzt.

Ohne Anstand kann man diesen Auftritt mit den besten ihm ähnlichen in unsern besten Schauspielen vergleichen, und er wird keinem zurükstehn dürfen. Alles darin entspricht dem Karakter, der Lage Ruhbergs; alles darin ist

Abdruk der Natur, Laut fürchterlicher Selbstanklage. Nur Ahldens allzu grosse Ruhe bei diesen ausserordentlichen Aufwallungen seines Freundes; sein ihn ganz verlassender Beobachtungsgeist, dem alles entgeht, die gefaltete Stirne, der scheue Blik, die bleiche Gesichtsfarbe, die starre Geistesabwesenheit, der zerrißne Gesprächston, der Akzent der Verzweiflung, da das Gespräch auf den Kassenangrif kömmt; dies gänzliche Nichtbemerken von Aufwallungen, Aeusserungen und Ausbrüchen, die jedem auffallen müssen, der sie sieht und hört, dürfte vielleicht einen Theil der Schönheit und Wahrheit dieser Szene mildern: wenn Ruhberg nicht darin unsre Aufmerksamkeit zu sehr fesselte.

Die Vorstellung dieses Schauspiels auf der hiesigen Bühne kann als ein Muster gelten, wie solche Stükke gespielt werden müssen. Selbst den Zuschauer in gewöhnlichem Sinn überrascht sie, dem Kenner gewährt sie ein wahres Kunstfest. Da ist ein Streben und Ringen, den Foderungen des Dichters Gnüge zu leisten, ein Wetteifer, uns die Szene des Theaters in wirkliche Begebenheit zu verwandeln; und die ganze Darstellung Ordnung, Leben, Feuer und Innigkeit,

ein Triumph wahrer Kunstliebe und Ruhmbegier. Von solchen Künstlern kann man es erwarten, daß ihnen die Erinnerungen eines Mannes, der sich nicht erst seit gestern mit dem dem Studium ihrer Kunst abgiebt, nie unwillkommen seyn werden, die er etwa hier und da noch gegen ihr Spiel auf dem Herzen hat. Auch denk' ich mich ihrer nach und nach zu entladen, und mache heut mit dem Schauspieler den Anfang, dessen Händen die Rolle des Helden dieses Drama's anvertraut ward. Hier sind meine Zweifel und Erinnerungen ohne allen Rükhalt.

Der junge Ruhberg ist unstreitig eine der vorzüglichsten Rollen des Herrn Klingmanns. Er macht vieles vortreflich, seinem Dichter, seinem Karakter, und seinen Situazionen angemessen; überrascht den Kenner und Nichtkenner durch manchen schönen und wahren Zug, und hat Töne der Angst, des Schmerzes und der Verzweiflung, die unmittelbar das Herz treffen. Sehr gern übernehm' ich daher die angenehme Mühe, sein Spiel umständlicher zu prüfen, und diese Prüfung mit meinem Lobe und Tadel zu begleiten. Fiat!

Sein

Sein erstes Auftreten ist, was es sein soll. Man sieht auf seinem Gesichte alle Spuren einer durchwachten Nacht, eines von unordentlichen Leidenschaften umhergetriebenen Unglüklichen. Seine Uibergänge aus dumpfer Fühllosigkeit in Wut, und von Wut in Weichheit, sind treu und richtig, und Geberd' und Ton veranschaulichen seine Lage. Auch in der darauf folgenden Szene mit der Schwester bleibt er, im Ganzen, der Stimmung dieses Auftritts ziemlich getreu. Nur vergißt er, dünkt mich, zu sehr das Bestreben, dieser Schwester anders zu scheinen, als er sich fühlt. Seine Geberd' und sein Ton behalten zu sehr den Ausdruk seines ersten Auftretens, was doch nicht seyn sollte, weil er verbergen will, was an seiner Seele nagt, was sein Herz zusammenpreßt; weil er noch wirklich Kraft und Hofnung in sich fühlt, das Unheil wieder gut zu machen, was er gestiftet hat. Zwar wird allerdings, troz diesem Bestreben, seinen Jammer zu übersirnissen, dieser Jammer sich, wider seinen Willen, in Blik und Dikzion verrathen: aber doch sollte das Bemühen, ihn verheelen zu wollen, sichtbarer seyn; besonders, da

der guten Louise seine entstellten Züge auffallen, und ihre schwesterliche Theilnahme ängstliche Besorgnis darüber äussert. So sehr sein Unglük seine Empfindung verstimmt hat, so ist sein Herz doch noch voll Liebe für Vater, Mutter und Schwester; so drängt ihn doch dies Herz, diesen Inniggeliebten grössere Leiden zu ersparen, sie nicht das Schrekliche ahnden zu lassen, was — wenn seine Hofnungen, sein Ringen nach Wiedererstattung fehlschlagen, — ihm bevorsteht. Er wird also alle Kräfte aufbieten, ihren fürchtenden Kummer niederzuschlagen, und durch eine so viel, wie möglich, ruhige Aussenseite die Hofnung bessrer Zeiten auch in ihnen zu erwekken. So scheint mir auch, in eben dieser Szene, der Ton des Schauspielers nicht weich und schmelzend genug, wenn die zärtliche Louise, nach der Zurükgabe der Uhren, ihre kleine ersparte Geldsumme in seine Hand drükt. Dieser schöne Zug schwesterlicher Liebe muß seine ganze Seele bewegen, ihn sanft treffen und beschämen; nicht mit Wildheit muß er das so rührend und innig dargebotne Geschenk zurükstossen; mit dem Ton des tiefsten Gefühls seiner Unwürdigkeit, mit dem

Tone

Tone der schmelzendsten Wehmut muß er es ausschlagen, sich von ihr wegwenden, und die ihm dargebotne Hand sanft von sich abwehren.

Indes, was hier dem Künstler nicht ganz gelingt, gelingt ihm desto besser, wenn er endlich annimmt, was Schwesterliebe ihm aufdringt, und die bisher verhaltne Empfindung seines Elendes in den durchdringendsten Tönen des Schmerzes herausstürmt.

Bei der Zusammenkunft mit der Mutter ist Herr Klingmann auf seiner Stelle. Hier sprechen Feuer und Enthusiasmus, und Feuer und Enthusiasmus mislingen ihm selten. Für Ausdruk dieser Art hat ihm die Natur alles gegeben, Lebhaftigkeit, Biegsamkeit des Sprachorgans, Fähigkeit, eine Reihe von Tönen leicht und ungezwungen zu durchlaufen. Eine glükliche Begeisterung reißt ihn dann fort, und giebt ihm die Akzente in den Mund, die sein Feuer und seine Innigkeit auch den Zuschauern mittheilen; er hört auf, deklamatorisch zu seyn, weil Gefühl ihn belebt, weil er für rasche, hintereinander fortströmende Affekte Empfänglichkeit hat. Denn überall, wo die Empfindung des Dichters einen lyrischen Flug nimmt, wo die Sprache der Em-

pfindung Poesie wird, da ist Herr Klingmann in seinen Elemente, da schwingt er sich mit auf, da wird er mit Dichter. Deswegen gehören auch die Szenen des dritten Akts, wo alles hohe Spannung, Aufruhr und Empörung, und der Affekt König ist, zu seinen vorzüglichsten in diesem Schauspiele. Das Gemälde, das er hier von Ruhbergs Zustande liefert, hat so wahre und lebendige Züge, daß sie auf jedes Herz wirken müssen, ob sie gleich offenbar weniger das Resultat eines kalten Raisonnements, als einer eben izt ihn erwärmenden Begeistrung sind.

Weniger in seiner Sphäre aber ist der Künstler, wenn er den Zustand des abgespannten, niedergeschmetterten Sünders schildern, wenn er die Lautlosen Martern eines geängsteten Gewissens ausdrükken, das scheue, sich vor sich selbst verkriechende Geständnis des begangnen Lasters aussprechen soll. Für diese Darstellung ist sein Ton zu heftig, zu laut, seine Geberde zu wild. Wenn Ruhberg, nach vollbrachter That, jede lebendige Seele von sich zu entfernen sucht, so ist die Ursach dieser Entfernung keine andere, als die Furcht, sich zu verrathen. Diese Furcht wird ihm bleiben, selbst, wenn er allein ist. Schüchtern

tern wird er umher blikken, ob kein Augenzeuge die Schrekken seines ihn verklagenden Herzens belauscht? – selbst die toten Wände um sich wird er als Verräther scheuen, und nur in leisen, abgerißnen, sinkenden Tönen sich bekennen, was er ist. Deswegen kann und wird er auch die Worte: "er hat die Kasse besto —„ die der Dichter so bedeutend und wahr unvollendet läßt, nicht stark und heftig herausstossen; mit halbverbißnem, dumpfem Tone werden sie seinen Lippen entfahren, und bebend und feig wieder zum Herzen zurükkriechen.

Glüklicher zieht sich Herr Klingmann aus den Schwierigkeiten, denen die Darstellung der ersten Hälfte des gleich darauf folgenden Auftritts mit Ahlden unterworfen ist. Hier sieht man sichtbares, wiewohl — was in der Natur der Sache liegt — vergebliches Bestreben, verbergen zu wollen, was ihn foltert; bemerkt Anstrengung aller seiner Kräfte, ruhig und unbefangen zu scheinen, quälende Furcht, daß er sich verrathen möchte. Und, wenn er nun vollends diesen gräslichen Kampf nicht länger auszudauern vermag, und, indem er in einem fremden Fall seine eigne Sache vertheidigt, furchtbar und

schreklich losbricht, so ist er ganz wieder, wo, wenn ich mich so ausdrükken darf, seine Talente einheimisch sind.

Eben das gilt von der Entdekkungsszene. Der ganze Auftritt ist Tumult; Schlag auf Schlag stürmen Schande, Jammer der Familie, Vorwürfe, verächtliche Behandlung seiner Mutter und seiner selbst auf ihn ein, wirken, eben izt, auf seine Phantasie, seine Empfindung, sezzen ihn ausser sich: und er ist, was er seyn soll.

Im lezten Akt brillirt er vorzüglich, wenn Baron Ritau mit dem hochadlichen Entlassungsschreiben, und dem niederträchtigem Geschenk von zwanzig Louisd'or alle seine Hofnungen niederschmettert; wenn er, der verlaßne, verachtete, verworfne, gebrandmarkte Dieb und Vatermörder, da steht, der Gränzelosesten Verzweiflung Preis gegeben, Rache kochend, und Selbstvernichtung sinnend. Hier unterstüzt ihn alles, was ihm Mutter Natur mit milden Händen verlieh, Gesichtsbildung, Sprachorgan, natürliches Gefühl.

Den Sinn der rührenden schönen Szene mit dem Vater aber erreicht er bei weitem nicht in diesem Grade. Die Ursach ist die schon oben an-

angegebne. Die Darstellung wehmütiger Reue, schmelzenden Schmerzes, gänzlich gesunkner Trostlosigkeit, tiefer Schaam, und des Jammers, der für seine Unermeßlichkeit keinen Ausdruk hat, der kindlichen Liebe, die sich nur in Thränen ergießt, liegt weniger in dem Kreise seiner Talente. Hier bemüht er sich nur, auszudrükken, aber diese Mühe hat zu wenig Wärme, und eben deswegen nicht die volle Wahrheit, die sie haben soll, um die ganze Schönheit dieser Szene, dem Zweke des Dichters gemäß, zu entwikkeln.

Herrn Klingmanns Liebe zur Kunst, seine Achtung für die Kritik, ja selbst sein Zutrauen zu mir, sind mir sichere Beweise, er werde meine Freimütigkeit über seinen jungen Ruhberg für das aufnehmen, was sie ist, für den lautersten Willen, ihm nüzlich zu seyn; und so bin ich zum voraus überzeugt, daß er sich durch dieselbe nicht beleidigt, sondern geehrt finden wird. Denn dem Schauspieler, dem es mit seiner Kunst wahrer Ernst ist, kann nur das Lob des Mannes willkommen seyn, der durch die Beobachtung seiner Fehler zeigt, daß er zu loben verstehe; und

Lob kann den jungen Künstler wohl zu fernern Fortschritten in seiner Kunst aufmuntern, aber nur Tadel ihn derselben fähig machen.

L.

Vom vierundzwanzigsten Juni bis zum vierten Juli Wiederhohlungen. Am vierten Juli: Die Entführung, Lustspiel in drei Aufzügen, von Jünger.

Was alle bisher erschienenen Jüngerschen Werke auszeichnet, ein reichliches Maaß von Wiz, treffende Satyre, glükliche Auffindung des Lächerlichen, und eine leichte, ungekünstelte Sprache, das alles zeichnet auch dies jüngste Kind seiner dramatischen Muse, die Entführung, aus. Der Wiz, wenn ich so sagen darf, feyert hier sein hohes Fest, denn fast jeder Einfall ist ein Bonmot; und mit einer ausserordentlichen Rüstigkeit schwingt die Satyre ihre Geissel auf diese oder jene Thorheit der Welt und des Zeitalters, in der und dem die Handlung seines Lustspiels vorgeht. Mißverständnisse, Verwechslungen und Querstreiche gewähren eine Reihe lächerlicher Situazionen, und dem Dialoge, eben

so

so natürlich, als karakteristisch, hört es sich ungemein gut zu.

Die Szene des Stüks ist in Wien. Ein Herr von Sachau hat zwei Mädchen im Hause, das eine ist seine Tochter, das andere seine Nichte. Die Tochter, Henriette, ist in einen Herrn von Buchenhayn gebrennt, und girrt, wie ein Turteltäubchen; die Nichte, Wilhelmine, seufzt für Niemand, und schlägt Amorn und seiner ganzen Götterschaar ein Schnipsgen. Zwischen Henrietten und Buchenhayn hat sich das Ding sehr ernsthaft zugetragen. Buchenhayn hat bei dem Vater um das Mädchen geworben, und den Korb bekommen. Das ist ein Unglük. Ihm wird das Haus verboten, das ist das zweite Unglük; und damit dem zärtlichen Paare ja keine Hofnung übrig bleibt, so kündigt Pappa an, er habe schon selbst für einen Schwiegersohn gesorgt: das ist das dritte Unglük. Dieser Schwiegersohn ist ein Liebhaber ohne Nahmen, ein Herr von unterwegs, den der Alte auf seinen Reisen aufgegabelt hat, den, ausser ihn, Niemand kennt, auch Niemand kennen soll, bis er ihn selbst produzirt, das ist das vierte Unglük. Dieser Herr aus der Fremde wird

stünd-

stündlich erwartet, und die Hochzeit soll sogleich vor sich gehn, das ist das fünfte und schlimmste Unglük. Mit diesem fünffachen Unglükke schleppen die armen Verliebten sich nun herum, und wissen nicht aus und nicht ein. Das Mädchen jammert, der Amoroso denkt auf Desperazionsstreiche. Von dem alten Herrn ist nichts zu hoffen, der besteht auf seinem Plan. Da giebt's also kein anderes Mittel, als ihm sein Plänchen zu verderben, und dem Liebhaber aus der Ferne ein Näschen zu drehen; ihm das Mädchen wegzuschnappen, eh' er kömmt, und dann ihn und seinem vermeinten Schwiegerpappa so grosse Augen machen zu lassen, als sie wollen. Er schreibt also seinem Herzensblättchen ein Billetdoux, und schlägt eine Entführung vor.

So stehn die Sachen, und das Stük hebt an. Jetchen Sachau theilt Minchen Sachau den erhaltnen Brief mit. Sie hat zwar im Herzen grosse Lust, durch diesen Theaterstreich den Knoten ihres tragikomischen Liebesdrama, auf gut Alexandrisch, mit eins zu zerhauen, aber das zärtliche Herzchen macht sich doch allerlei Skrupel, so mit einem Liebhaber auf und davon zu gehn. So verliebt sie auch

ist,

ist, ihre Wohlgezogenheit, Sittsam- und Empfindsamkeit sträubt sich gegen diesen Geniekoup, und der Gehorsam für den Vater hebt nicht minder den drohenden Finger gegen ihre Leidenschaft auf, und ruft ihr zu: "Henriette, laß dich den Widersacher nicht blenden, und bleib zu Haus! "Schon neigt sie dem warnenden Sittenprediger ihr niedliches Ohr zu. Aber der Zusaz, "und heyrathe den Herrn, der Himmel weiß, woher?„ verdirbt ihm den Kram; ihr niedliches Ohr dreht sich plözlich abwärts, ihr guter Wille macht ein rechtsumkehrtdich, und der Lehrmeister, Gehorsam, hat seine Ermahnung so gut, als in den Wind geredet. Minchen Sachau, ein muntres, launiges, mutwilliges Geschöpf, das Kopf und Herz auf dem rechten Flek hat, und die Dinge in der Welt nur von ihrer fröhlichsten Seite sieht, voll Mitleid gegen das verliebte Närrchen, und ärgerlich über den tollen Einfall ihres Onkels, sein einziges Kind blos nach seiner Kaprice verheyrathen zu wollen, und noch dazu mit einem Menschen, dessen Stand, Nahmen und Alter er nicht einmahl zu nennen, für gut findet, erbarmt sich ihrer Kusine, sucht ihre unterthänigen Zweifel nieder zu raisonniren

und

und wegzuwizzeln, sie zum Anschlage ihres Liebhabers zu bereden, und giebt ihr selbst Mittel und Wege zur Ausführung desselben an die Hand. Kusinchen wird nach und nach kirrer, wiewohl noch immer zwischen Wollen und Nichtwollen schwankend. Wenigsten soll Jetchen noch einmahl ihr Heil bei dem eigensinnigen Pappa versuchen, und der Gewinn oder Verlust dieses Versuchs soll entscheiden, was für sie zu thun ist?

Der alte Herr kömmt. Henriette hält, wie ein ehrliches Mädchen, ihr Wort, bietet allen ihren Wiz, alle ihre Schmeichelkunst auf, ihn anderes Sinnes zu machen, liest ihm sogar über seinen wunderlichen Einfall derb den Text, und läßt ihn zulezt noch obendrein den Anschlag zu einer Entführung nicht undeutlich merken. Aber an dem Vater und Onkel ist Hopfen und Malz verlohren. Nicht ein Jota geht von seinem Entschlus ab, er wird nur noch rappelköpfischer, droht und schimpft. Die Heyrat mit dem Manne von unterwegs soll und muß vor sich gehn, dabei bleibt's! und damit läßt er die schmachtende Schäferin, sein Töchterchen, samt dem losen Plappermäulchen, seinem Nichtgen, allein.

Henriette hängt ihren Kopf traurig zur Erde. Aber die Kusine tritt ihren Grillen in den Weg und sagt zu ihren verliebten Seufzern Basta! Jezt kömt's auf Handeln, nicht auf O und Ach! an. Entweder sie nimmt ihren unbekannten Popanz — was er doch wohl seyn muß, weil der Alte sich nicht einmal getraut, ihn zu nennen — zum Mann, läßt den Herrn von Buchenhayn verschmachten, und verschmachtet, ihm zur Gesellschaft, mit; oder sie sezt sich mit ihm in einen hübsch zugemachten Wagen, fährt mit ihm auf's nächste Dorf, wechselt mit ihm Ringe, und wartet, als Frau Buchenhayn, ab, wie lange Papachen, was doch nicht ewig dauern kann, grollen wird? Das arme Jetchen! Da steht es nun zwischen Liebe und Gehorsam, und weiß nicht, welchen von beiden Gottheiten es gehorchen soll? Die Liebe lokt so freundlich, der Gehorsam warnt so ernst; die reicht ihr so schmeichelnd die Hand, der zupft sie so großväterlich bei'm Ermel; sie will und will auch nicht, strekt ihr Patschgen aus und zieht es wieder zurük. Recht zur gelegnen Zeit kömmt der Schuzengel der Liebe, der Herr von Buchenhayn selbst. Dem Gehorsam wird ein Bein

untergeschlagen; da liegt er, und man läßt ihn liegen. Amor schwingt sein Siegesfähnlein, klatscht jauchzend in die kleinen Händchen, und alle Fehde zwischen Liebe und Gehorsam hat ein Ende.

Die Flucht wird nun verabredet. Abends um sechs Uhr soll Buchenhayn sein Mädchen an der Gartenthür, hinter dem Hause, finden. Den Schlüssel hat Minchen dem Onkel wegstipizt, und so scheiden sie, Kuß um Kuß, bis auf Wiedersehn.

Unterdes ist der Liebhaber aus der Ferne angekommen. Vor einer Stunde hat er den Postwagen verlassen, auf dem Wege, seine ihm bestimmte Geliebte aufzusuchen, die er eben so wenig kennt, als sie ihn. Es ist gar kein übler Mann, wiewohl schon neun und dreißig Jahr alt. Er hat ein wenig in der Welt herumgeschwärmt, Land und Leute kennen gelernt, manches Liebesabentheuer bestanden, aber ein fröhliches Herz, viel Menschenkenntnis, und einen gesunden und gebildeten Verstand zur Beute davon getragen; vielerlei in der Welt versucht, und will nun auch, auf gut Glük, es einmahl mit dem Heyraten versuchen. Er und der Herr von Sachau

haben sich in Pyrmont getroffen, einander lieb gewonnen, und sind so über eine Verbindung mit Henrietten Handels einig geworden. Nun ist er da, das Versprechen in That zu verwandeln, und gerade in der Gegend der Stadt, wo das Kleinod wohnt, das ihm zu Theil werden soll. Hier trift ihn Buchenhayn, der eben von Henrietten heraus kömmt, um die Anstalten zu ihrer Entführung zu machen. Die beiden Nebenbuhler erblikken, erkennen sich, und stürzen einander in die Arme. Es sind ein paar alte Freunde, die sich schon lange kennen, und über diese unvermuthete Zusammenkunft eine ausserordentliche Freude haben. Wo kömmst du her? was machst du hier? Das sind ihre ersten Fragen. Die Antwort ist schlecht und recht. Rosenthal — der Nahme des verschriebenen Liebhabers — erzählt, daß er sich eine Frau in Wien kapern will, und wie, und auf welche Art; doch ohne den Nahmen des Vaters und seiner bestellten Braut zu nennen. Buchenhayn macht es grosses Behaagen, in seinem Freunde noch den alten lustigen Bruder zu finden, und mit gleicher Offenheit erzählt er ihm sein Liebesabentheuer, ebenfalls, ohne des Nah-

mens seiner Geliebten zu gedenken. Dem komischen Oreste und Pyladespaar fällt es also auch nicht von fern' ein, sich für die Liebhaber eines und desselben Mädchens zu halten. Vielmehr freuen sie sich ihrer guten Aspekten, und wünschen einander von Herzen Glük. Rosenthal, ein Freund von Roman- und Geniestreichen, ist, sobald er von einer Entführung hört, sogar bereit, seinem Freunde Beistand zu leisten, und seinem Nebenbuhler seine eigene Geliebte entführen zu helfen. Um sechs Uhr, meint er, soll die Entführung vor sich gehn, den Spaaß will er mitmachen; wenn er seine Braut um sieben Uhr zu sehn bekömmt, so ist es auch noch Zeit genug; und der andere muß, nolens, volens, seine Einwilligung dazu geben. Sie zerlachen sich nun über diesen tollen Einfall nach Herzenslust, und Buchenhayn bemerkt, sie wären ein paar närrische Kerls, und recht dazu gemacht, von der Welt das Oberste zu unten zu kehren; worauf Rosenthal sehr drolligt antwortet: "ein allerliebster Einfall! Auf der Seite kenn' ich sie nun genug, ich möchte sie wohl einmahl von der andern sehn."

Der Verabredung gemäß, finden sich Buchenhayn und Rosenthal, — wiewohl, von der Post aufgehalten, etwas später, als um sechs Uhr, — richtig vor der Gartenthür ein. Der Liebhaber bedient sich Wilhelminens Schlüssel, öfnet den Garten, und geht hinein; der dienstfertige Freund bleibt draussen, und steht auf die Lauer. Jenen führt das Unglük in eine Seitenallee, wo er seine Geliebte verfehlt; diesem läuft die schmachtende Prinzessin, der die Zeit zu lang währt, glüklich in die Hände. Sie sieht freilich, daß sie nicht findet, was sie suchte, aber die Parole: Buchenhayn, überzeugt sie, daß demungeachtet der rechte Mann die Hand im Spiel hat, und vertraut sie sich dem Unbekannten ohne Anstand. Während nun der verschriebene Bräutigam und seine Braut, ohne sich zu kennen, unter Gottes freiem Himmel, im Finstern miteinander konversiren, und auf Buchenhayns Zurükkunft passen, kömmt Papa Sachau mit seinem Bedienten daher, und die beiden Abentheurer müssen sich hinter ein paar nahstehende Bäume zurükziehn. Der Alte vermißt den wegstipizten Gartenschlüssel, und brummt mit dem Bedienten. Er findet die

Gartenthür offen; nun geht der Lerm erst recht loß. Zum Unglük hat Buchenhayn in seiner verliebten Entzükkung den Schlüssel stekken lassen. Der Alte zieht ihn ab, und geht hinein; der Bediente, dem Herrn nachgnurrend, schlägt die Thür hinter sich zu, und Jetchens Amoroso wird — eingesperrt.

Rosenthal und seine schöne Helena treten wieder hervor, finden die Thür verschlossen, und hören nun von dem innen rufenden Buchenhayn den dummen Streich mit dem stekkengebliebnen Schlüssel. Was jezt zu thun? Er muß suchen, durch das Vorderhaus fortzukommen. Unterdes soll Rosenthal Henrietten in sein Wirthshaus führen, und da warten, bis er nachkömmt. Indem entsteht neuer Lerm in den Garten, der eingesperrte Zeisig muß sich auf einen Nußbaum retiriren, und der romantische Helfershelfer führt die geraubte Schöne glüklich in sein Absteigequartier.

Sachau's ganzes Haus, Wilhelminen ausgenommen, spionirt im Garten herum, aber vergebens! Das Töchterchen ist entwischt, und den Liebhaber sucht Niemand auf den Bäumen. Jezt bricht der Sturm aus. Uiber die Richte

geht

geht es her, sie muß um die Sache wissen, sie soll Rechenschaft geben. Minchen macht auch gar kein Geheimnis daraus, und bekennt frank und frei, daß sie zur Entführung gerathen und geholfen habe; hält aber den keifenden Onkel mit ihren Zänkereien, ihrem Wiz und ihren Schnurren so lange auf, daß er die Hauptsache, den Flüchtigen nachzusezzen, darüber vergißt. Auf einmal läßt sich der Herr von Rosenthal melden. Väterchen sinkt beinahe in Ohnmacht, als er diesen Nahmen nennen hört. Da soll er einen Schwiegersohn empfangen, dessen Braut eben mit einem andern davon gelaufen ist: die Haare möcht' er sich ausraufen. Auch kann er sich unmöglich vor ihm sehen lassen, bis Henriette wieder da ist. Die Nichte soll das Bewillkommungskompliment übernehmen, und ihm weiß machen, was sie will. Nur, daß er die Wahrheit nicht erfährt, oder sie muß das Bad ausbaden! Er zieht sich zurük, und Wilhelmine, nicht wenig in Verlegenheit, sieht sich genötigt, dem geprellten Freier die Honeurs vom Hause zu machen.

Rosenthal, dem es auch nicht im Traume einfällt, daß er seine bestimmte Braut im Wirths-

hause zurükgelassen, nimmt Wilhelminen für die Dame, die den Ehstandsknoten mit ihm knüpfen soll. Ihr Wiz, ihre nie versiegende Laune, ihr freies, unbefangnes Wesen bezaubert ihn; Freund Sachau hat ganz nach seinem Sinne für ihn gewählt, und so thut er ihr auf der Stelle die gallanteste und feurigste Liebeserklarung. Minchen geht es nicht besser, der Mann gefällt ihr, und ob sie gleich seinen Irrthum merkt, so hat sie doch gar nicht Lust, ihn heraus zu ziehn. Sie nekt sich also ein Weilchen mit ihm herum, giebt aber unter diesen Nekkereien manche Blösse, aus denen der feine Mädchen- und Weiberkenner sich wenigsten keinen Korb prophezeiht. Das macht ihn kühn, er läßt alle Batterien spielen, und rükt ziemlich dreist und unerschrokken auf die zu erobernde Festung los. Die Dame, um seinen Zudringlichkeiten den Paß etwas zu verrennen, bricht nun plözlich ab, klingelt, und läßt dem allzu kekken Liebeshelden von dem Bedienten sein Zimmer anweisen. Er muß abtrollen, und sie bemerkt, daß ihr gar wunderlich zu Mute ist.

Sobald die Luft wieder rein ist, kömmt der geplagte Vater wieder zum Vorschein. Minchen

chen sagt ihm aber von dem gehabten Besuche nicht mehr, als er zu wissen nötig hat, und geht, Anstalten zum Abendessen für den Bräutigam ohne Braut zu machen. Papachen weiß noch immer nicht, wo ihm der Kopf steht, und das Unglük führt ihm den Schwiegersohn über den Hals, vor dem er vorher, wie vor dem bösen Feind, gelaufen war. Einem armen Sünder gleich, über den der Stab gebrochen ist, steht er mit bleichem, ängstlichem Gesicht, windenden Händen und schlotternden Knien da, stottert, weiß kein Wort hervorzubringen, und hat alle Besinnungskraft verlohren. Jener, noch immer in der Meinung, er habe mit seiner Bestimmten gesprochen, bezeigt seine Bereitwilligkeit zu ihrem alten Vertrage. "Was Ihre "Tochter betrift, sezt er hinzu, so weiß ich schon, "was ich weiß;„ und erhöht durch diese Erklärung die arme Sünderverlegenheit des geplagten Hausvaters nicht wenig. Er glaubt sich schon verrathen, versichert, "daß es seine Schuld nicht "sey. Das Mädchen sey von ihm, wie sein "Auge im Kopf gehütet worden. Auch könn' "er gar nicht begreifen, wo sie auf einmahl so "viel Unverschämtheit hergenommen habe.„

Rosenthal stuzt, muhtmaßt aber doch nichts weniger als die Wahrheit, sondern glaubt vielmehr, der altväterische Graukopf mache dem guten Mädchen die Offenheit zum Verbrechen, mit der es ihn sogleich sehen lassen, was in ihm vorging. Er findet deswegen den Ausdruk, Unverschämtheit, etwas hart, und kann gar nicht begreifen, wie man über so etwas einen solchen Lerm schlagen kann. Das macht dem alten Herrn Mut. Er versichert, "freilich, entschuldigen lasse sich alles: Es sey allerdings nichts, "als eine jugendliche Uibereilung. Jugend habe "keine Tugend. Sie sey sonst immer ein gutes "Mädchen gewesen, könne auch, demungeachtet, "noch ein braves Weib werden, besonders, wenn "er sie anfangs ein wenig scharf halte." Während dieser seiner sehr übelangebrachten Vertheidigung, läßt sich sein Bedienter sehen; wie ein Bliz ergreift er diese erwünschte Gelegenheit, sich von dieser verdrießlichen Konversazion loszumachen, und — wo möglich — sein geraubtes Schäfchen wieder in seinen Schafstall zurük zu hohlen.

Rosenthal bleibt allein, nicht wenig verduzt über die sonderbaren Aeusserungen, zweideutigen

tigen Winke, Anklagen und Vertheidigungen, die er hat hören müssen. Das Ding geht ihm im Kopf herum. Sollte das Mädchen wohl einen Liebeshandel gehabt haben? Zwar gehabt, das möchte hingehen, hat er doch auch gehabt! Aber, wenn sie noch hätte: dafür dankt er dann doch unterthänigst. Er muß sehen, daß er dahinter kömmt.

Und sieh da, das Mädchen läuft seiner Neugier gerade in die Arme. In seinen Gedanken überrascht es ihn, und sein Operazionsplan, zur Enthüllung der ihm so interessanten Mysterien, beginnt in dem nehmlichen Augenblik. Er bittet um die Erlaubnis, ein paar Kapittel aus der Leiden- und Freudengeschichte seiner bisherigen Existenz mittheilen zu dürfen, und ließt dann mit der jovialsten Originalität ein ganzes Sündenregister verschiedner Epochen seines Lebens ab. Nun soll auch Minchen beichten, aber Minchen hat nichts zu beichten. Ihre Unbefangenheit überzeugt ihn, daß sie die Wahrheit gesagt, und alle seine Zweifel schwinden. Er wird immer verliebter, und dringt auf ein Gegengeständnis. Aber ein bedeutender Blik, ein Knix, ein Husch auf und davon! ist alles, was

er erhält. Auch dafür dankt er, fest entschlossen, mit ihr das Ehstandsheil zu versuchen; lacht über dem grämlichen Alten und seine Bedenklichkeiten, und kehrt nach seinem Gasthof zurük, zu sehen, was aus seiner schönen Entführten geworden ist?.

Da giebt's üble Aspekten. Ein fremder Bedienter hat sich in Rosenthals Quartier nach der Dame Quästionis erkundigt. Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist ihr Aufenthalt entdekt, und Pappa kömmt, sie abzuhohlen, eh sie sich's versieht. Jetchen zittert an Händen und Füßen, aber Rosenthal weiß Rath. Er schikt seinen Jacob nach einer Portechaise, des Vorsazes, sie zu Wilhelminen zu bringen. Der Bediente geht. Nun fällt ihm ein, daß das Aufsehn machen wird, er führt also seine Dame die Hintertreppe herunter, um auf der Strasse eine Sänfte zu nehmen. Kaum ist er fort, so kömmt, nach Wiener Sitte, die bestellte Portechaise auf's Zimmer. Die Träger, obgleich sie nichts zu tragen finden, fodern Bezahlung, und Jacob, weil er doch einmahl bezahlen muß, nimmt des Fräuleins Plaz in der Portechaise ein. In dem nemlichen Nu kömmt Jetchens Vater den

Trä-

Trägern entgegen, glaubt sein Töchterchen gefangen zu haben, und befiehlt ihnen, ihm nachzufolgen.

Buchenhayn, noch immer im Garten, steigt, weil alles ruhig in Hause wird, endlich von seinem Nußbaum herunter, schleicht lange herum, kömmt endlich an Wilhelminens Fenster, klopft an, und bittet um Einlaß. Die erschrikt nicht wenig, ihn noch da zu finden, und macht grosse Augen, als sie den Verlauf der Sache erfährt. Eben will sie ihn aus dem Hause schaffen, da kömmt Rosenthal mit seiner Portechaise. Buchenhayn muß in's Kabbinet, und Henriette thut einen lauten Schrei, als sie sich in ihres Vaters Hause sieht; Buchenhayn hört, was vorgeht, stürzt aus dem Kabbinet, und steht ganz verblüft über dies wunderbare Abentheuer. Nun gehn Rosenthal die Augen auf. Der Spaaß, seinem Nebenbuhler seine eigne Braut entführt zu haben, dünkt ihm ganz allerliebst; er weiß sich aber darüber zu trösten, und lacht sich fast ausser Athem, als nun auch der Alte mit seiner Portechaise angestochen kömmt, und, statt seiner Tochter, Monsieur Jacob daraus hervorkriechen sieht. Der ehrliche

liche Schlag vom Schwiegerpappa sperrt Nas' und Maul auf. Man lößt ihm endlich das Rätsel, und, er mag wollen oder nicht, er muß zu dem bösen Spiel eine gute Mine machen, Buchenhayn seine Tochter geben, seinen auserwählten Schwiegersohn aber seiner Nichte überlassen — und die Komödie ist am Ende.

Uiber Mangel an Unterhaltung kann wohl schwerlich ein Zuschauer in diesem Lustspiele klagen. So wenig es mit Handlung überladen ist, so geht es doch alles darinn einen raschen und lebhaften Gang. Die Situazionen sind, ohne unwahrscheinlich zu seyn, wahrhaft lächerlich, und die Karaktere, besonders Rosenthal und Wilhelmine, ungemein drolligt gezeichnet. An Wiz ist nun vollends so ein Uiberfluß, daß, wenn auch alles übrige minder interessant wäre, dieser allein dem Stükke aufhelfen müßte.

Die Kunstrichter behaupten, Jüngers Lustspiele sähen einander so ähnlich, seine Mädchen- und Altenrollen hätten fast immer eine Physiognomie. Angenommen, daß dem so ist, so trift dieser Vorwurf wohl schwerlich meinen Freund allein. Unsre besten dramatischen Dichter haben ihre Lieblingskaraktere, die in allen

ihren Schauspielen, nur anders nüanzirt, wiederkehren. So findet man in Jfflands Mündeln, Frauenstand und Herbstag die Grundzüge von des jungen Ruhbergs Karakter wieder. Ludewig Brook, Hofrat Lestenfeld und Friz Selbert haben den nemlichen Drang nach Wirkung in einer höhern Sphäre; selbst seine Louisen und Marieen sehen einander gleich *).

Das nehmliche gilt von Herrn von Kozebue. Seine Gräfin Wintersee, seine Gurli, seine Cora, seine Amalia Wildenhayn haben so gut eine Aehnlichkeit in ihren Hauptzügen, als Jüngers naive Mädchen im Strich durch die Rechnung, dem ofnen Briefwechsel, dem Revers, dem Wechsel, und der Entführung; sind aber darum nicht weniger sehr anziehende und liebe Mädchen, auch durch gewisse Eigenthümlichkeiten immer merklich von einander unterschieden.

Das wär' es also eben nicht, was ich meinem Freunde zum Vorwurf machen möchte. Aber der

*) Im Verbrechen aus Ehrsucht, im Bewußtseyn, und Herbstag.

der Inhalt seiner Lustspiele hat vielleicht zu sehr einen Leisten, von seinem, sonst so schäzbaren und beneidenswürdigem Talente zum Witze macht er vielleicht einen zu schwelgerischen Gebrauch; der Dialog herrscht vielleicht zu sehr in seinen dramatischen Produkten. Daher kömmt es, daß man immer schon voraus ein lustiges Mädchen und einen betrogenen Alten in seinen Komödien wittert, daß Kammerjungfer und Bedienter hier und da zu sehr über ihre Sphäre schwazzen, mancher Einfall gegen den feinern Hauptton seines Werks zu grell und hart absticht, und der Dialog mitunter zu sehr ausgesponnen wird. Herr Jünger ist dem Theater, für das er schreibt, allzu getreu, das heißt, er dichtet zu sehr für seine Schauspieler, für die Rollen, die bei ihm am besten besezt werden können. Indes ist doch, was er sehr wohl weiß, für die Schauspieler schreiben, und für das Theater schreiben, nicht ganz ein und dasselbe Ding.

Diese Bemerkung mag als eine allgemeine Kritik über seine Lustspiele gelten. Wer der Sache gewachsen ist, kann die Anwendung davon auch auf die Entführung machen; deren Vorstellung mir übrigens so viel Vergnügen gewährt

währt hat, daß ich die Abende derselben zu den fröhlichsten meines Lebens im Schauspiel rechne. Auch gehört die Entführung unter den neuern Vorstellungen des hiesigen Theaters, zu den Lieblingsstükken des Hamburger Publikums. Noch immer lacht und klatscht es darin, wie bei der ersten Aufführung; ein Beweis, daß dieser Beifall seine guten Gründe hat, und ich vereinige meinen Wunsch mit dem Wunsche der hiesigen Zuschauer, daß Herr Jünger uns bald mit einem neuen Produkt seiner jovialen Muse beschenken möge!

Mit der Aufführung selbst würde er, wenn er sie sehen sollte, alle Ursach haben, zufrieden zu seyn. Besonders werden die Rollen seines Rosenthals und seiner Wilhelmine, von Herrn und Madam Schröder mit einem wahren Reichthum von Laune, Leichtig- und Lebhaftigkeit ausgeführt. Die nähere künftige Entwiklung desselben wird ihn davon überzeugen. Es ist ein grosses Vergnügen, für und über Schauspieler zu schreiben, denen, wie Lessing sagt, das Gute nicht blos gelingt, sondern die es machen.

LI.

Am vierundzwanzigten Juli: Bewußtseyn, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

Bewußtseyn ist, wie bekannt, eine Fortsezzung des Schauspiels: Verbrechen aus Ehrsucht. Kayser Joseph — Friede sei mit seiner Asche, er wollte und that viel Gutes! — und einige Kunstrichter gaben die Veranlassung dazu. Der Kayser äusserte bei der Vorstellung von Verbrechen aus Ehrsucht auf seinem Hoftheater: "ich würde nicht so gelinde mit dem Ruhberg umgehen, als der Verfasser;" und die Kunstrichter merkten ebenfalls an: Ruhberg komme für ein so schweres Verbrechen viel zu glüklich durch. Eigentlich kömmt der junge Ruhberg wohl weder zu glüklich, noch zu gelinde durch, wenn man die Befreiung von Schand' und Tod, nicht für Glük, und die nicht öffentliche Züchtigung seines Verbrechens, nicht für Gelindigkeit erklären will. Denn einmahl vermindern oder vergrössern Veranlassungen und Umstände offenbar jedes Verbrechen. Wer, gedrängt von Leidenschaft, hingerissen

gerissen von Verzweiflung, eine blutige That ausübt, darf doch gelinderes Urtheil von der Gerechtigkeit fodern, als der vorsäzliche, Planmässige Thäter. In diesem Falle aber ist Ruhberg doch ohn' allen Streit. Dann kömmt auch Ruhberg wahrlich nicht ohne schwere Züchtigung weg. Der Oberkommissair läßt ihn strenge büssen. Der Untergang seiner Familie, Schand' und Tod stehen unvermeidlich vor ihm da, und auch nicht der verlohrenste Schein von Rettung richtet seine niedergesunkne Seele auf. Selbst, als er, gegen alle seine Hofnung, vom gänzlichen Untergang, Schand' und Tod gerettet wird, kann man in eigentlichem Sinne sagen, daß er glüklich durchkömmt? Kann man einen Menschen von Ruhbergs Karakter, Denkart und Gesinnungen, glüklich preisen, den sein Verbrechen, ausgeübt in einer unglüklichen Stunde der Leidenschaft, für immer auf seiner glänzenden Bahn zur Ehre und zum Ansehn aufhält? den das Bewußtsein seiner That auf jeden seiner Schritte verfolgt, immer ihn umschwebt, und jeden Trieb zum neuen Emporstreben im ersten Keim erstikt? Für den philosophischen Beobachter, für den billigen, menschlichen Rich-

ter leidet Ruhberg also gewiß hinlänglich; und mehr, als die strengste Gerechtigkeit ihn hätte leiden lassen können, wenn sie ihm ewiges Gefängnis oder Tod durch die Hand des Henkers zuerkannt hätte.

Indeß hat der größte Theil der Zuschauer eine andere Gerechtigkeit. Er will Strafe auf der Stelle, Züchtigung und Vergeltung in dem nehmlichen Augenblik. Wo die nicht erfolgt, da scheint ihm der Verbrecher ungestraft; und aus dieser Quelle rührt auch unstreitig der Tadel jener Kunstrichter her.

Doch vielleicht hätte dieser Tadel allein Herrn Iffland nicht zur Fortsezzung seines Schauspiels bestimmt. Aber Kayser Josephs Ausspruch entschied. "Dieses Urtheil des Gesezgebers, sagt er, des Freundes der Menschheit, dessen Weisheit Schwächen und Laster abzuwägen weiß, ließ mich besorgen, mein Stük sey Zweklos oder gar schädlich. Ich dachte mir die Wirkung meines Schauspiels, besonders in den Kayserlichen Staaten. Sie muß dort besonders schädlich seyn. Wie oft hören wir nicht von Verbrechen, die das sanfte Herz des Monarchen im Schmerz brechen machen mußten; wo das

Er-

Erbarmen durch Weib und Kind für den Gefallnen sprach: wo Volk und Nazion Erbarmen seufzte; wo sicher das ganze Gefühl des guten Menschen in dem Monarchen Erbarmen rief! Aber Herrscherverantwortung hieß den Stab brechen; und öffentliche, heisse Schmach tötet die Seele ab; langsame, grausende Pein ruft in's Leben zurük, um in lebenslanger Verzweiflung zu thierischer Arbeit eingeschmiedet zu athmen, bis, am schroffen Ufer sterbend, die Leiche des Abgeschiednen den lebenden Sünder vergiftet. Schreklicher, dreifacher Tod! Schauder überläuft uns, Thränen rinnen die Wange herab, der Blik sieht trübe auf die schwere Hand des Richters hin! Gleichwohl — was können wir uns sagen? Uiber jede That schwebt ihr Richtblei; wer darf es verrükken? Die That ihm näher, oder von ihm zurükschieben? Joseph ist mild, ist Menschenfreund. Selbstregierung verbürgt seine Menschenkunde. Tief muß, durch bittre Erfahrung, die Menschheit in seinem Blik gesunken seyn, da ihre unheilbare Gebrechen dies Kennzeichen der Majestät — Milde und Trauer in seinem Herzen verschlossen haben. Dann ist es gefährlich, daß ich Mitleid erregt habe, wo

alle Schrekken des Gesezzes Schauder erregen sollten. Ich muß dies Unrecht gut machen, so viel ich es vermag.„

Sehr wohl hat Herr Iffland in dieser schönen Stelle den hart scheinenden Ausspruch des milden Josephs, und zugleich sein strenges Verfahren gegen Verbrecher dieser Art gerechtfertigt. Man muß unter Josephs Regierung in den Kayserlichen Staaten gelebt haben, Zeuge gewesen seyn von den fast täglichen Beispielen der Veruntreuung der öffentlichen Kassen, der Verrätherei und des Betrugs, um selbst in dieser seiner blutigen Ausübung der Gerechtigkeit seine angebohrne Menschlichkeit nicht zu verkennen. Wer nicht selbst gesehn hat, wie weit dort der Luxus alle Gränzen überschreitet, wie weit es dort Uippigkeit und Verschwendung treiben, die reichsten, angesehensten und glänzendsten Familien zu Grunde richten, und Verbrechen dieser Art unausbleiblich nach sich ziehn: der kann auch nicht billig über dieses verewigten Monarchen Strafgerechtigkeit richten. Solchen Ausartungen eines sogenannten Wohllebens kann fast nicht anders, als nur durch die äusserste Strenge Einhalt gethan werden, und die gesezgebende

gebende und strafende Macht kann, unter solchen Umständen, fast nicht mehr auf die Verschiedenheit der Bewegungsgründe des Verbrechens Rükſicht nehmen, da dieſe Verbrechen leider! zu ausgebreitet und folglich auch zu verderblich in ihren Folgen ſind.

Aber, ob, was in dieſem Falle die zu ſtrenge Gerechtigkeit des Monarchen rechtfertigen muß, auch Herrn Iffl ands allzu furchtbare Züchtigung des armen Ruhbergs in dieſem Schauſpiele rechtfertigen kann? das iſt eine andere Frage. Sollte dieſer unglükliche Jüngling, in Rükſicht auf andere Staaten, wo die Moralität nicht ſo tief geſunken iſt, wo Verbrechen dieſer Art ſeltner ſind, wo alſo die Gerechtigkeit auch nicht ſo ſtreng richten darf, nicht zu hart, zu blutig für eine That büſſen, die der Dichter in ſeinem erſten Schauſpiele ſelbſt ſo menſchlich, ſo verzeihlich eingeleitet hat? Sollte der menſchlichfühlende Zuſchauer, wenn er in dieſem Bewußtſeyn den Martern dieſes armen Verirrten zuſieht, nicht mit Recht dem Dichter zurufen können, du richteſt zu grauſam, du richteſt noch Schauervoller, als des gütigen Joſephs notgedrungne Gerechtigkeit?

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Rezensenten in einem unsrer vorzüglichsten kritischen Journale. Sein Urtheil über diesen Umstand stimmt mit dem meinen so genau zusammen, und alles, was er über Bewußtseyn überhaupt, als besonders über diesen Punkt erinnert, ist so sehr in meine Seele gedacht und geschrieben, daß ich ihn füglich, an meiner Stelle, das Wort führen lassen darf.

"Die Situazion dieses armen Verirrten in diesem Schauspiel, sagt er, empört die ganze Menschlichkeit, wenn man Lage, Umstände und Bewegungsgründe, unter denen er fehlte, bedenkt. Was hat er gethan, um so furchtbar gräßlich von allen fröhlichen Aussichten eines edlen und thätigen Lebens zurükgeschleudert zu werden? daß das beständige, marternde Bewußtseyn seiner unglüklichen That ihn zu keinem fröhlichen Genuß der Hochschäzzung und Liebe, die ihm die edelsten Menschen widmen, kommen läßt? Leidet er nicht schon genug, umgeben von Bösewichtern, die auf seinen Fall, auf die Enthüllung seines Geheimnisses lauren, und ihn in der ewigen Furcht, seine That möchte offenbar werden, ein trauriges, Qualvolles Leben hinschlep-

schleppen lassen? Leidet er nicht schon genug, wenn diese Elenden den Verdacht der gräßlichsten Verrätherei gegen seinen Freund, seinen Wohlthäter und Gönner, auf sein Schuldloses Herz wälzen, und ihm ihr Zutrauen, ihre Freundschaft, ihre Schäzzung rauben? Muß er auch selbst dann, wenn er seine Seele von diesem schrecklichen Verdacht ganz rein gewaschen hat, wieder geliebt, geschäzt und bedauert wird, muß er auch dann noch, um dieser einzigen rasenden That willen, elend bleiben, und elender werden, als jemals?„

"Und, was hat denn Sophie, diese edle, reine Seele, gethan, um auf die ganze Zeit ihres Lebens elend zu werden, um in Jammer und Verzweiflung, getrennt von dem Liebling ihrer Seele, hinzuwelken?„

"Und mit diesem schaudernden Gefühle, für sich alles auf Erden verlohren, und auch die, die ihm über alles theuer ist, unglüklich gemacht zu haben, muß der arme Unglükliche fort, ohne alle Hofnung, je mit ihr glüklich zu werden, ohne alle Aussicht, sie glüklich zu wissen. Das ist zu schrecklich, zu bitter, so lehrreich und warnend es auch von einer Seite ist.„

Ja wohl schrecklich und bitter. Ich sehe einen Menschen mit langsamen Qualen zum Tode hinmartern, ein Glied nach dem andern an ihm absterben, ihn lebendig verwesen. — Schrecklicher, dreifacher Tod! ruf ich, wie Herr Iffland über die Opfer der Strafgerechtigkeit Josephs. Das ist noch schrecklicher, als "in Lebenslanger Verzweiflung, zu thierischer Arbeit eingeschmiedet, zu athmen, bis am schroffen Ufer sterbend, die Leiche des Abgeschiednen den lebenden Sünder vergiftet." Jenes ist nur physisches, dieses moralisches Absterben aus der menschlichen Gesellschaft, deren sich der reuige, gebesserte und geänderte Jüngling durch so manche schöne Tugend, durch die edelste Thätig- und Wirksamkeit wieder so würdig gemacht hat. Vielleicht ist auch eben deswegen Ruhbergs Beispiel nicht einmal so warnend und lehrreich, als der angeführte Kunstrichter glaubt. Wenn Strafe so die Gränzen überschreitet, wie hier; wenn eine einzige Handlung, ausgeübt in der Stunde der Verzweiflung, das ganze Lebensglük eines sonst edlen Jünglings zerstört, so hört auch die Warnung auf, zu der diese Strafe uns dienen soll. Wir sehen nur die Ungerechtigkeit des

Richters, und schaudern vor seiner Tyrannei zurük; der Verbrecher scheint uns minder straffällig, blos seine Unterdrükkung ist uns sichtbar, und seine That schwindet aus unsern Augen.

Das ist wenigsten gewis, Ruhbergs gräßliches Schikfal veranlaßt ganz allein die Nichtbefriedigung, mit der die Zuschauer, troz allen den grossen Schönheiten, die es hat, aus diesem Schauspiele gehn. Es ist ein herbes, peinliches Gefühl, das wir mit nach Haus nehmen, und wir sehnen uns schwerlich wieder, Augenzeugen der Todesleiden zu seyn, von denen dieser geängstete, gequälte, und mählich und mählich gemordete Martyrer der Ehrsucht, hier herum getrieben wird.

Ich lasse meinen Gewährsmann wieder das Wort nehmen: "Was sonst Plan, Karaktere, Situazionen und Dialog dieses Schauspiels betrift, fährt er fort, so zeigt sich der Verfasser darin überall seiner würdig. Nirgends Uiberspannung, sondern überall treue Darstellung. Selbst die Bösewichter in diesem Stük, Bezanetti, Meyer und Nebel, so verächtlich sie sind, bleiben gleichwohl der Menschheit getreu. Die schlaue Manier, mit der sie einander

ander beizukommen wissen, um sich zu einem Zwek zu verbinden: verräth den scharfsinnigen Menschenbeobachter und Menschenkenner. Alle drei sind die neidischten, boshaftesten und niederträchtigsten Kreaturen, und doch sind diese Eigenschaften bei jedem, nach Nazionalkarakter, Erziehung und Temperament völlig verschieden ausgemahlt.„

"Die edlen Karaktere sind nicht minder mannigfaltig und vortreflich. Besonders ist Gräfin Louise ein ungemein anziehendes Gemälde weiblicher Liebenswürdigkeit. Rührend ist ihre süsse Schwärmerey, sanft bewegend das volle Gefühl ihres zärtlichen Herzens, erhaben die Aufopferung ihrer Leidenschaft, und heroisch ihr Lächeln, indes ihr Herz unheilbar blutet.„

"Ein kühner und neuer Gedanke des Herrn Iffland ist es, daß er gerade einen der interessantesten Karaktere dieses Schauspiels, die edle und sanfte Sophie, nur in der lezten Szene auftreten läßt. Demungeachtet ist sie jeder fühlenden Seele durch alles, was von ihr gesagt wird, und durch die Situazion, in die sie der Dichter gesezt hat, interessant. Und bei ihrer einzigen Erscheinung trift sie mit ihrem

Sprach-

Sprachlosen Schmerz, mit ihrem stummen Jammer tief das Herz. Sähen wir sie öfter, so würde ihr Unglük zu bitter und schwer auf unsre Seele fallen, aber so ist der Eindruk, den sie auf uns macht, milder. Wir weinen zwar auch über sie aus vollem Herzen, aber unser Gefühl empört sich doch nicht so heftig.„

So weit der Kunstrichter. Ich unterschreibe sein Urtheil, denn es ist beinahe wörtlich das meinige. Was ich noch hinzuzusezzen habe, betrift hauptsächlich den Grafen Meldenstein, dessen Erscheinung offenbar nicht in den Plan dieses Stüks gehört. Er ist eigentlich nur da, Lachen zu erregen. Zur Fortrükkung der Handlung thut er nichts, gar nichts. Dieser Zwek allein aber scheint mir eines Iffands unwürdig. Besonders, da er diesen Zwek schwerlich erreichen dürfte.

Eine so fade Narrheit, als diese gräfliche, wirkt mehr auf unsre Verachtung, als auf unser Zwergfell; und dadurch, daß er mit in das Komplott gegen den unglüklichen Ruhberg zu treten scheint, erstikt er vollends unsre Lachlust. Narrheit, zu der sich Schurkerei gesellt, kann keinem ehrlichen Manne nur ein Lächeln, viel-

weniger Lachen abgewinnen. Schurkerei empört, und Empörung ist ganz gegen die Natur des Lachens. Hat nun gar Schurkerei so wenig Kraft und Selbstständigkeit, als diese gräflich Meldensteinsche; sieht Sünderphysiognomie so nüchtern, entnervt und Geistlos aus, wie diese Hochadliche; produzirt sie sich so kriechend, und doch so Ahnenprunkend, spricht sie so süßlich, und doch so bettelstolz: so ist Lachen noch weniger das Resultat, das sie hervorbringt, sie wirkt Ekel, und Ekel lacht nie.

Und warum muß denn im Schauspiel schlechterdings immer gelacht werden? warum soll denn belehrender Ernst gar nicht mehr allein auf der Bühne herrschen? Warum wollen denn selbst unsre besten dramatischen Köpfe den Zwittergeschmak unsrer Publikums an diesem seltsamen Mischdrama aufrecht erhalten, und, um ihn zu befriedigen, die Harmonie ihrer Kunstwerke so beleigend zerstören? Würde, diesem Aftergeschmak entgegen arbeiten, und die eigentliche, wahre Kunst wieder auf den Thron sezzen, nicht ein ihrer Talente weit würdigerer Zwek seyn? Ich sollt' es denken.

LII.

Am achtzehnten August: König Lear, Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Shakespeare, von Schröder.

So viel ich auch schon über dieses Meisterstük der Shakespeareschen Muse gesagt habe, so muß ich doch noch einmahl darauf zurükkommen, um ein eben so grosses Meisterwerk, Schröders Darstellung der Rolle des Lears zu entwikkeln. So schwer es nun auch ist, von einem solchen Werke der Kunst ohne Ausbrüche von schwärmerischer Bewundrung, ohne begeisterte Wärme, ohne eine Art lyrischen Ausdruks zu reden, so will ich doch versuchen, es so kalt und ruhig zu thun, als ein so verführerisches Thema es immer nur zuläßt; theils, um die Bescheidenheit des Künstlers zu schonen, theils, um die Wahrheit meiner Nachentwiklung desto einleuchtender zu bestätigen. Ich will also blos andeuten, was ich sah, blos wiedererzählen, was ich beobachtete; und es so dem Leser überlassen, die Entzükkungen zu verlautbaren, in die dieser Reichthum von Genie, Studium, Darstellungs- und Durchschauungskraft ihn versezzen muß. Jezt zur Erfüllung meines Versprechens.

Das

Das Trauerspiel Lear beginnt, wie bekannt, in der deutschen Bearbeitung nicht, wie im Originale. Die Theilung des Reichs ist schon geschehn, Kordelia und Kent sind schon verbannt. Die Leiden des alten Königs fangen also auch gleich mit seinem ersten Auftritt an. Was für einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit dadurch das boshafte Betragen von Gonerill und Regan gewonnen hat, hab' ich bereits gezeigt. *) Bei Shakespeare tritt es gleich nach der Reichsvertheilung ein, und die Klagen der Töchter über die Ausschweifungen des königlichen Hofstaates folgen ihr gleich auf den Fuß. Hier ist nach dieser Abtretung der Krone schon eine Zeit verflossen, und dadurch erhalten Gonerills und Regans Beschwerden von uns mehr Glauben, und mildern eben deswegen ihre harten Begegnungen. Alles, was nun erfolgt, ist mehr vorbereitet, geschieht weniger übereilt. Der Vater hat in diesem neuen Verhältnis mit seinen Töchtern nun schon eine Zeitlang gelebt, hat die Abnahme der Ehrfurcht gegen sich und seine Leute beobachtet, und also den

*) Dramaturgische Monate, erster Band. S. 157.

den ersten Saamen seiner Unzufriedenheit mit ihnen sammeln können. Er trägt die Kränkungen seines Ansehns, die Ausbrüche ihrer Undankbarkeit schon eine Zeitlang mit sich herum. Aber schwach und gut, wie er ist, traut er seinen Augen und Ohren nicht; kann diese Töchter noch immer nicht für so ausgeartet und Pflichtvergessen halten, bis ihr Betragen ihn völlig überzeugt, daß sein Argwohn leider! nur allzu gegründet ist; wo sein so lange verhaltner Unwille dann ohne alle Gränzen fürchterlich ausbricht. Dies zur Einleitung, Schröder beginnt.

Lear kömmt mit seinem Gefolge von der Jagd, im Anstande, Blik, Gang und Ton König. Sein Gang ist rüstig, sein Blik lebhaft, sein Ton fest. Aber der alte Mann ist doch sichtbar. Es ist Greisesrüstigkeit, Greisesfeuer, Greisesfestheit. Die frische Luft, die Bewegung, die Jagdlustbarkeit haben seine Nerven gespannt, sein Blut lebhafter in Umlauf gebracht, seine Glieder gestärkt; und so fühlt er eine Art neues Lebens, neuer Kraft in sich. Indes ist dieses neue Leben, diese neue Kraft nichts, als eine Wirkung der jezzigen Anspannung seiner Nerven. Das sieht man an der Hastigkeit, mit der

er alles begehrt, fodert und befiehlt; hört es an dem nicht immer fest bleibenden, hier und da sinkenden und ermattenden Tone seiner Stimme, der dem rasch in ihm fliessenden Blute nicht nachkann; der nur dann voll und stürmend dahinströmt, wenn diese Nerven wieder gespannt und ungewöhnlich gereizt werden.

Hiervon die nähere Auseinandersezzung. Lears erste Worte sind Befehle. Man soll das Mittagsmahl bereit halten. Luft und Bewegung haben ihn hungrig gemacht; und er will dies Bedürfnis auf der Stelle befriedigen. Da ist der König. Seinen Begierden soll die Erfüllung, seinen Winken die That unverzüglich nachtreten. Wie er wünscht, so spricht er auch, rasch und schnell hintereinander fort. Der verbannte und vermummte Kent tritt vor, und bietet ihm seine Dienste an. Die fremde Kleidung und die fremden Töne, die er geborgt hat, machen ihn unkenntlich. Seine Art und Weise gefallen dem Könige, er nimmt seine Dienste an. Die Leute, denen er die Anstalten zum Essen aufgetragen, kommen nicht zurük. Er wird ungeduldig und giebt neue Befehle. Niemand im Pallast läßt sich sehen, das fällt ihm auf; auch

sein

sein Narr nicht, er schikt nach ihm. Endlich erscheint einer von der Herzogin Leuten, er frägt nach seiner Tochter. Der, seinen, von Gonerill erhaltnen Befehlen, nur allzu gehorsam, zieht sich ohne Antwort zurük. Wild fährt der beleidigte König über diese Impertinenz auf, befiehlt, ihn zurük zu rufen. Alles, was er sieht und hört, ähnelt einem Komplott. Heftig bricht er aus:

"Ich glaube, die ganze Welt liegt im Schlaf.„ Als er nun gar vernimmt, daß der Elende nicht zurükkommen will, der sein Ansehn so empfindlich kränkte, so wallt sein Blut noch heisser auf. Aber die Bemerkung von der allgemeinen Abnahme der Ehrfurcht und Hochachtung gegen ihn im Pallaste der Herzogin, durch ähnliche Beobachtungen seiner Ritter bestätigt, schlägt seinen Zorn nieder, verwandelt ihn in drükkende, pressende Empfindung, die sich mit einem halbverhaltnen Seufzer in der Frage äussert:

"Ha! meynst du das?„

Diese Empfindung stimmt ihn ganz herab. Sich zu zerstreuen, will er seinen Narren sprechen. Er erkundigt sich von neuem nach ihm. Schon seit zwei Tagen hat er ihn nicht gesehn. Man

sagt ihm, seit der Abreise der jüngsten Prinzessin sey er ganz melancholisch geworden. Das erinnert ihn an eine That, die er zu bereuen anfängt. Er ahndet das Unrecht, das er Kordelien gethan, schließt aus dem jezzigen Betragen der in Liebesversicherungen so Wortreichen Gonerill, daß er vielleicht gerade die von seinen Töchtern verstossen hat, die Ihn am aufrichtigsten liebt. Diese Ahndung liegt bang auf ihm. Er mag es nicht denken, daß sie Wahrheit ist, sucht, sie von sich zu entfernen. Mit einer abwehrenden Bewegung des Arms, und mit dem Ausdruk des sich, wider seinen Willen, seines Herzens bemächtigenden Gefühls, daß er sich übereilt hat, ruft er:

"Nichts mehr hiervon! Ich hab' es wohl bemerkt."

Erst will er Gonerill sprechen. Noch kann er sie dieses Grades von Undankbarkeit nicht fähig halten. Er giebt Befehl, sie herbei zu rufen. Der elende Kerl aus dem Gefolge der Herzogin kömmt endlich mit Kent zurük und wiederhohlt sein freches Betragen; versagt dem armen gekränkten Manne den bei der Verschenkung seiner Krone ausbedungnen Titel des Kö-

nigs;

nigs; giebt ihm durch die Benennung, der Herzogin Vater, zu verstehen, daß er hier nur die zweite Rolle spiele, daß sein Ansehn, sein Wille und seine Befehle, dem Ansehn, dem Willen und den Befehlen der Herzogin, seiner Tochter, nachstehen müssen.

"Der Herzogin Vater? des Herzogs Schurke, du elender nichtswürdiger Bube!"

ist des beleidigten Königs Antwort, ausgesprochen mit allen Aufwallungen seiner gereizten Eitelkeit. Kent, in seinem Herrn mit beleidigt, züchtigt den Unverschämten, und Lears Zorn ist vorüber. Er dankt seinem treuen Diener und wendet sich zu dem Narren, der in diesem Augenblik eintritt.

Dieser verwaltet nun sein Lustigmacheramt, aber auf eine Art, die, statt seine königlichen Gönner aufzuheitern, sein Nachdenken nur noch fester an seine Lage fesselt. Es sind ernste, herbe Wahrheiten, die er unter der Maske des Spaaßes zu hören bekömmt. Er fühlt sie tief, und steht mit gesenktem, sinnendem Blik da; hält duldend und schweigend seinen Rükken der Geissel dar, mit der dieser Moralist in der Schellenkappe seine Thorheiten züchtigt. Nur wenig

Worte wirft er als Antwort hin, und mit einem Tone, dem man es anhört, daß der Sinn jener Stachelreden tief in seinem Herzen liegt.

Gerad' in dieser Stimmung tritt Goneril vor ihn hin, nicht, wie er hofte und wünschte, mit freundlichem, gefälligem Blikke, nicht mit dem Tone der Ergebenheit und des Gehorsams, nicht, als eine liebende, dankbare Tochter.

Ihr Blik ist finster und verdrießlich, ihr Ton hart und gebieterisch, nicht die Tochter, die Herzogin spricht zu ihm. Vorwürfe, Anklagen, Zurechtweisungen und Strafreden strömt sie über den guten alten Mann aus, droht und schreibt ihm vor. Mit stummer Betäubung hört er dies alles an, seine Augen ruhen auf Goneril, wie die Augen eines Träumenden, der sich nicht überreden kann, daß es Wahrheit ist, was um ihn vorgeht. Was sein Herz auch schon geahndet hat, was für Auftritte die Spöttereyen des Narren ihn auch erwarten liessen, dies überflügelt seine Ahndungen und Erwartungen. Seine erste Empfindung ist Wehmut. Mit gebeugtem Vaterherzen sieht er der Undankbaren in die Augen, die gesunknen Hände ineinander gefaltet. Es wird ihm schwer, seine Kränkung in Worte

zu kleiden, und mit einem Tone, in dem mehr die verwundete Vaterliebe, als Bitterkeit sichtbar ist, frägt er:

"Bist du meine Tochter?„

Und da Gonerill — wenig getroffen von dieser rührenden Frage — fortfährt, sein väterliches Ansehn zu kränken, der Narr obendrein durch seinen bittern Spott seine Empfindlichkeit reizt, so wird diese Wehmut heftige Aufwallung. Diese Aeusserungen gegen einen König und Vater von einer Tochter, der er das Leben gab, die durch ihn alles ward, was sie ist, sezzen ihn in ein erschütterndes Erstaunen. Dieses Erstaunen bemächtigt sich so sehr seines ganzen Wesens, daß er sich selbst nicht mehr kennt, daß er zweifelt, ob er noch ist, der er sonst war; daß er zu träumen, oder um seinen Verstand gekommen zu seyn, glaubt. Mit befremdendem Blik sieht er sich selbst, sieht er die Umstehenden an, fährt mit der Hand nach der Stirn und betastet sich. Seine Bewegungen und der Laut seiner Stimme karakterisiren den Menschen, der sich selbst, und was um ihn vorgeht, nicht begreift. Wie seine Ideen, drängen sich seine Worte:

"Kennt mich hier Jemand? Ha, dies ist nicht Lear! Hat Lear diesen Gang? Spricht er so? Entweder ist sein Gehirn geschwächt, sein Verstand in Todesschlaf gesunken. — Ha! wach ich? — Es kann nicht seyn. Wer kann mir hier sagen, wer ich bin?"

Es ist unmöglich, daß er der ist, der er zu seyn glaubt. Entweder irrt er sich in sich selbst, oder in der Person, die mit ihm sprach. Seine Tochter ist sie nicht. Es ist eine Fremde, die sich ihm in diesem Karakter unterschiebt. Starr sieht er sie an, und mit dem Ausdruk eines Menschen, der seinen eigenen Sinnen nicht traut, frägt er sie:

"Euren Nahmen, schönes Frauenzimmer."

Gonerill, statt mit seiner Schwäche Nachsicht zu haben, und das, was wahres in ihren Reden enthalten ist, zu einer gelegnern Zeit zu versparen, oder es wenigsten in einem mildern Tone zu sagen, fährt fort, ihn zurecht zu weisen, ihm vorzuschreiben, sein Ansehn zu beschränken. Sie klagt sein Gefolge als ein unordentliches, freches und ausschweifendes Volk an, das ihre Leute verführt, nnd ihr fürstliches Schlos in eine liederliche Schenke verwandelt. Sie dringt

daher

daher auf die Verminderung seiner hundert Ritter in funfzig, und droht, wenn er nicht in Guten einwilligt, Gewalt zu brauchen. Diese harte, untöchterliche Erklärung schüttelt ihn ganz aus seiner Betäubung empor, sein Erstaunen wird stechende Empfindung, lodert in Zorn und Unwillen auf. Der Zorn stemmt seine Arme gen Himmel, der Unwille kehrt sein Gesicht von diesem unkindlichen Geschöpfe ab; jener sprudelt, begleitet von einer Geberde des Abscheus, in Worten der Entehrung von seinen Lippen, und macht ihn den Nahmen, Vater, verleugnen; dieser treibt und drängt ihn von der Seite eines die Stimme der Natur so laut höhnenden Kindes fort:

"Himmel und Erde! Sattelt meine Pferde; ruft meine Leute zusammen. Ausgearteter Bastard! Ich will dich nicht beunruhigen." Gonerills Gemahl, der Herzog von Albanien, kömmt. — Ihm wendet er sein Gesicht zu, frägt ihn, ob es auch sein Wille ist? Aber, ohne seine Antwort abzuwarten, giebt er neue Befehle, seine Pferde bereit zu halten. Es läßt ihn nicht mehr hier. Alles an ihm ist Streben: weg, weg von ihr! Die Tochter ist

aus seinen Augen verschwunden, er sieht in ihr nichts, als ein gräßlich aus den Gränzen der Menschheit gewichnes Scheusal, das seine würgenden Klauen nach dem Leben ausstrekt, von dem es sein Leben empfing. Furchtbar ergreift ihn dieser Schaudervolle Anblik. Er beißt die Zähne zusammen, und halbverbißne Töne schildern die blutenden Schmerzen, unter denen sein Vaterherz ich windet:

"O Undank, du marmorherziger Teufel, und wenn du dich in einem Kinde zeigst, scheußlicher, als ein Meerungeheuer!„

Er ist ausser sich. Umsonst sind Albaniens Bemühungen, ihn zu beruhigen, er hört ihn nicht. Allzu sehr haben die ihm wiederfahrnen Beleidigungen auf seinen alten, schwachen Kopf gewirkt. Sein Gehirn glüht, seine Nerven sind in Spannung, sein Blut strömt gewaltsam zu seinem Herzen. Gänzlich seiner unmächtig, herrschen blos seine Empfindungen, seine gereizten Leidenschaften; reissen ihn wild mit sich fort, und verrükken seine natürliche Bildung aus ihrer gewohnten Lage.

Kordelia steht wieder vor seiner zerrütteten Phantasie, und die Reue über ihre zu rasche

Ver-

Verbannung fällt mit Schlangenzahn sein Herz an. Bitter flucht er seiner Thorheit, gegen sich selbst läßt er seine Wut aus. Seine Muskeln schwellen, seine Augen blizzen, seine von innerlichem Ingrimm geballten Hände fahren züchtigend nach seinem rükwerts gebeugten, bebenden Haupt, und gebrochen, nur halb artikulirt, kreischt er auf:

"O Lear, Lear, Lear! Schlag an diese Pforte, daß sie deine Thorheit hinein, und deine Vernunft hinaus ließ!"

Diese lezte gewaltsame Behandlung seiner selbst, hat vollends sein Blut in die äusserste Gährung gebracht. Kochend und siedend steigt es in sein Gehirn, und treibt seine Empfindungen und Leidenschaften nun ganz über die Gränze der Natur. Er bricht in den gräßlichen und empörenden Fluch aus: "Höre mich, Natur!" u. s. w.

So gräßlich und empörend nun auch dieser Fluch ist, so wird er doch dadurch Natur, so wirkt er doch dadurch, troz dem Schauder, den wir dabei empfinden, auf unser Herz, daß der Künstler ihn mit alle dem Ausdruk der empörten und ausser sich gesezten Menschheit ausspricht, der es allein wahrscheinlich machen kann, daß

unsre

unsre Natur dieser Ausartung fähig ist; daß der Künstler, mit den geflügeltsten Tönen des Ausser-sichseyns alle diese fürchterlichen Verwünschungen ausstößt, und mit endlich erschöpfter Stimme in Thranen ausbrechend, Athemlos da steht. Ich will versuchen, ob ich von dieser Diktion eine Vorstellung in der Seele des Lesers erregen kann.

Sprudelnde, überfliessende Tiefgekränktheit karakterisirt die ersten Ausbrüche dieser fürchterlich feyerlichen Anrufung der Natur.

„Höre mich, Natur! Theure Göttin, höre einen Vater! Hemme deinen Vorsaz, wenn du dies Geschöpf fruchtbar machen willst! Banne Unfruchtbarkeit in ihren Schooß, und laß nie aus ihrem entarteten Leibe einen Säugling entspringen, der sie ehrt.„

Dieses Sprudeln wird Schäumen, knirschendes, kreischendes Rachgeschrei.

„Muß sie aber gebähren, so erschaff' ihr Kind aus Galle, und laß es leben, sie, ohne Rast, mit unnatürlicher Bosheit zu peinigen. Laß es ihre Mutterschmerzen mit Hohngelächter, alle ihre Wohlthaten mit Verachtung erwiedern —„

Hier

Hier sinkt die in den Tönen der äussersten Wut erschöpfte Stimme, sie bricht; die Wut ergießt sich in Thränen, und mit halbstammelndem Laute sezt er hinzu:

„Damit sie es fühle, wie weit schärfer, als ein Schlangenbiß es ist, ein undankbares Kind zu haben.„

Ich bitte den jungen Künstler, diese Beschreibung nicht miszuverstehen, dieses Sprudeln, Schäumen, Knirschen und Kreischen nicht in die Geberde und den Ton eines Unglüklichen im Irrhause zu travestiren. Nicht jedes Ausser-sichgesezt-seyn ist geradezu Tollheit. Man kann wüthen für Leidenschaft, ohne gerade die Kette zu verdienen, und weinen für Zorn, ohne gerade, wie ein Rasender, zu heulen. Zu diesen Greueln der Nachahmung verirrt die Kunst eines Schröders nie. Seine Darstellung ist treu, ohne Empörung, und selbst der höchste Affekt wird bei ihm nie Klopfechtergrimasse, nie gichterische Verzükkung eines sterbenden Gladiators.

Die höchste Wut weint, besonders bei Weibern und Kindern; aus dem natürlichen Grunde, Ihre Nerven sind zu schwach, um eine solche Spannung lange auszuhalten. Sie erschlaffen,

und

und Erschlaffung der Nerven ist immer die Mutter der Thränen. Bei Lear, am Geiste ein Kind, und an Jahren ein Greiß, sind also Thränen eine unausbleibliche Folge dieser gewaltsamen Spannung seiner Empfindungen. Unaufhaltsam erleichtert die bestürmte und bedrängte Natur sich in diesen Ergiessungen des bis zur höchsten Höhe getriebnen Schmerzes. Aber, wenn sie sich nun so erleichtert, und durch diese Erleichterung neue Kräfte gesammelt hat, so reizen eben diese Thränen die erschlafften Nerven zur desto stärkeren Thätigkeit; die Spannung kehrt wieder, sie werden ein brennendes Feuer, das die ganze Empfindlichkeit aufregt, und in bittere, verzehrende Galle ausartet. So ist es auch in der Schröderschen Darstellung. Glühende Schaam über seine Unmännlichkeit färbt seine Wangen. Sein Unwille kehrt sich wieder gegen sich selbst. Ausreissen möcht' er sich die unmännlichen Augen, die über diese Ausartung der kindlichen Natur weinen können. Hohe Bitterkeit tönt daher aus den brechenden Akzenten seines vor Unmut beinahe berstenden Herzens:

"Ihr alten, unmännlichen Augen, weint ihr jemahls

jemahls über diesen Vorfall, so will ich mit dem Wasser, das ihr verliert, Leim anfeuchten!„

Und, indem die Ursach dieser Entehrung wieder in seine Phantasie zurükkehrt, geht auch sein Unwille wieder auf die undankbare Tochter über, die ihn so tief herabsinken ließ. Weg sucht er ihr Bild aus seiner Seele zu drängen, und eilt fort aus der vergifteten Atmosphäre, in der diese Abart der weiblichen Natur athmet.

Er will sich Regans kindlicher Pflege anvertrauen. Kent wird mit Briefen zu ihr abgeschikt. So bald seine Leute fertig sind, eilt er ihm nach. Der Sturm in seiner Seele ist nun vorüber, Stille folgt ihm. Aber es ist die fürchterliche Stille nach einem Erdbeben, wo der Gerettete über den Trümmern der Zerstörung steht, und, wohin er sieht, nichts als Ruin und Vernichtung erblikt. Ganz in das Gefühl der Undankbarkeit seiner Tochter versunken, der er Krone und Zepter abtrat, nagende Reue in seinem Herzen, daß er sein liebstes Kind, Kordelien, verstieß, weil sie nicht heucheln konnte, tritt er, von dem Narren begleitet, noch einmahl in dem Pallaste auf, wo seine sanfte Natur, aus

ihrem

ihrem Gleise tretend, zur Tygerwut anschwoll. Ganz verlohren in seinen Gedanken, bemerkt er kaum, was sein Begleiter, ihn zu zerstreuen, ihm vorplaudert, und beantwortet doch, Lieb' und Güte im Ton, alle Possen, die er hervorbringt. Pressendes Seelenleiden liegt auf seinen abgespannten Gesichtszügen verbreitet, der gebeugte Dulder ist in jeder Miene sichtbar; und wenn der Satyriker in buntem Wams mit irgend einer schneidenden Wahrheit sein Herz trift, so bezeugt ein tief aus der Brust steigendes O! wie schwer sein Unrecht gegen Kordelien, und seine blinde Leichtgläubigkeit gegen Gonerill seine Seele belastet.

"Ich that meiner Kordelia Unrecht!„ jammert er mit dem weichen Akzent der Reue, und mit zerrissenem Vatergefühl sich des kindlichen Undanks wieder erinnernd, seufzt er bitter wehmütig:

"Ich will meine Natur vergessen. Ein so gütiger Vater!

Und nach einer Pause:

"Mir das mit Gewalt wieder zu nehmen!„

Mit überströmender Bitterkeit, die nahe an Thränen gränzt, sezt er hinzu:

"Du

„Du Ungeheuer von Undankbarkeit!„
Sein angegrifnes Gehirn brennt, er hält mit zitternder Hand die Stirn. Die Bitterkeit wird zu einer langsam herabrinnenden Thräne. Aengstlich faltet er die zusammengekrämpften Hände; seine Augen sind voll unaussprechlichen Ausdruks blutig peinigenden Schmerzes, und mit schwankender, stammelnder Zunge haucht er das Jammergebet von seinem bebenden Munde:

„O laß mich nicht wahnwizzig werden, nicht wahnwizzig, gütiger Himmel! Erhalte mich bei gelaßnem Mut; wahnwizzig wär' ich nicht gern!„

Ergreift dann, als er hört, daß die Pferde zur Abreise bereit sind, die Hand des Narren und geht.

Gonerill benachrichtigt Regan von allem, was vorgefallen ist; diese, dem Besuche des Königs auszuweichen, reißt schleunig zu dem Grafen Gloster ab. Kent muß ihr folgen. Ein Streit mit Gonerills Haushofmeister, zu dem der Eifer für seinen Herrn ihn hinreißt, bringt ihn auf Befehl des Herzogs von Kornwall, Regans Gemahl, in den Stok. Unterdes kömmt Lear, von seiner Tochter Abreise be-

reits unterrichtet, gleichfalls in Glosters Burg an. Das erste, was ihm hier aufstößt, ist sein treuer Diener im Stok. Diese Beleidigung von seinem Schwiegersohne prophezeit ihm nichts Gutes. Hoch schwillt sein Herz auf; aber noch unterdrükt er seinen Unmut, läßt durch Gloster seine Ankunft melden, und verlangt, Regan und den Herzog zu sprechen. Sie wollen ihn nicht sprechen, wenden Krankheit und Ermüdung vor. Nun kann er sich nicht länger halten, er besteht auf seinem Willen. Der gute Gloster, einen schlimmen Auftritt ahndend, erinnert ihn an Kornwalls feurige Gemüthsart. Das bringt ihn vollends auf. Der ausgelassenste Zorn sprudelt und sprüht von seinen Lippen:

„Rache, Pest, Tod, Verderben! Feurig, feurige Gemüthsart? — Der König will Kornwall sprechen, der Vater will seine Tochter sprechen; befiehlt ihnen, zu gehorchen; hast du das ihnen gesagt? Mein Blut und Leben! Feurig? der feurige Herzog? Sag dem feurigen Herzog — ich —„

Seine erschöpfte Natur hält indes diese Heftigkeit nicht lange aus. Die Weichheit seines

Karak-

Karakters tritt wieder ein. Vielleicht sind sie wirklich krank. "Krankheit verabsäumt immer alle Pflichten, an die unsre Gesundheit gebunden ist; wir sind nicht mehr wir selbst, wenn die unterliegende Natur der Seele mit dem Körper zu leiden befiehlt. Er will Geduld haben, will nicht die Laune eines Kranken dem Gesunden zur Last legen." Aber Kents schimpflicher Zustand entwafnet seine Toleranz wieder. Dies Verfahren überzeugt ihn, daß ihre plözliche Entfernung vom Hause nur ein böser Kunstgrif ist. Er will Rechenschaft. Sie sollen kommen, den Augenblik. Er wird wieder ganz König, der gebietende, despotisch wollende König, zürnend, Tod und Verderben in seinen Händen:

"Heiß sie kommen und mich anhören, oder ich will vor ihrer Kammerthür die Trommel schlagen, bis sie ruft: schlaft euch zu Tode!"

Kornwall und Regan kommen endlich und heucheln freundliches Willkommen. Sein leicht getäuschtes Vaterherz nimmt diese Heucheley für Wahrheit. Sanft gerührt tritt er zu der bessern Tochter hin, nimmt liebend und Gütevoll ihre Hand, beklagt sich mit der schmelzendsten Wehmut über Gonerills Grausamkeit, hofft

bei ihr Entschädigung. Und, als Regan ihrer Schwester Betragen nicht nur entschuldigt, es sogar gutheißt, ihm räth zu ihr zurükzukehren, sie um Verzeihung zu bitten: so ist auch da noch seine Stimmung weich und sanft; so ist er auch da noch, nur der bittende schmeichelnde Vater, der Kränkung und Dehmütigung von sich abzuwenden sucht:

"Ich sie um Verzeihung bitten? Bedenkst du, wie übel sich das schikken würde? Liebste Tochter, müßt ich sagen, vergieb mir; ich bekenne, daß ich alt bin; Alter hat wenig Bedürfnisse; auf meinen Knieen bitt' ich, laß mir Kleider, Betten und Nahrung zukommen!"

Nur über Gonerill drükt seine Gekränktheit sich in Tönen des Zorns aus. Regan schilt er nicht. „Ihr wird er nie fluchen. Sie kennt die Pflichten der Natur besser, das Band der Kindschaft, die Gesezze der Dankbarkeit. Sie hat noch nicht vergessen, daß er ihr die Hälfte seines Königreichs schenkte." Von ihrer Liebe hoft er alles. Diese Hofnung mildert den Sturm seiner Seele immer mehr und mehr, er wird ganz Liebe, Duldung und Ergebung.

Selbst

Selbst Gonerills unerwartete Erscheinung, und die freundliche Aufnahme, die sie von Regan erhält, reizt sein Blut nicht mehr zu heftigen Aufwallungen. Ein rührendes Gebet an die Götter, sich seiner anzunehmen, ein wehmütiges Erstaunen, daß Regan sie bei der Hand nehmen kann, ein tiefer Seufzer über sein allzu festes Herz, das diesen Anblik, ohne zu brechen, auszuhalten vermag, ist alles, wodurch er seine Leiden laut werden läßt. Nur gegen die Zurükkehr zu Gonerill erklärt er sich mit einiger Heftigkeit, aber ohne Zorn, ohne Sturm, nur lebhaft sich sträubend. Sogar Gonerills fortgesezte Härte bringt ihn nicht auf. Bittend wendet er sich an sie, fleht sie an, ihn nur nicht zum Wahnsinn zu treiben. Er will sie gern nicht länger beunruhigen, nicht mehr mit ihr zusammen kommen. Ungeachtet ihrer Grausamkeit, nennt er sie sein Fleisch, sein Blut, seine Tochter; und mit peinigendem Vaterschmerz einen Schaden in seinem Fleische, den er, wider seinen Willen, sein nennen muß; eine Pestbeule in seinem vergifteten Blute. Doch will er ihr nicht fluchen, sie nicht verklagen bei dem alles Richtenden. Sie soll sich bessern, er will Ge-

duld haben, mit seinen hundert Rittern bei Regan bleiben. Und als auch diese ihn abweist, ihn erst später hinaus, und dann nur mit fünfundzwanzig Rittern aufnehmen will, so sind auch da nur Bitten alle seine Waffen gegen diese neue Empörung wider Pflicht und Natur. Seine Augen stehen voll Wasser, seine Brust will springen für Wehmut, beinahe der Sprache unfähig, steht er, völlig entwafnet, gebeugt, nnd Mutlos vor ihnen. Mit der Geberde und dem Ton eines Sterbenden redet er sie an:

"Ich gab Euch alles! — Machte Euch zu meinen Beschüzzerinnen, meinen Verpflegerinnen, mit dem einzigen Vorbehalt dieses Gefolgs. (Mit stärker blutendem Herzen Regan zugekehrt.) Warum soll ich denn nur mit fünfundzwanzig zu dir kommen? Hast du das gesagt, Regan?

Heruntergebracht, mürbe und weich nun, wie er durch diese gehäufte, sich immer erneuenden Dehmütigungen und Kränkungen seines Königs- und Vateransehns ist, muß selbst die verabscheute Goneril jezt wieder in seinen Augen gewinnen. Je tiefer Regan durch ihre lezte Erklärung bei ihm sinkt, desto höher steigt ihre Schwester wieder.

der. So sehr er sich vorher gegen die Rükkehr zu ihr sträubte, lieber alles Obdach verschwören, gegen die Luft kämpfen, und ein Geselle des Wolfs und der Eule werden, so sehr er vorher lieber an dem Thron des feurigen Franzosen, der seine Kordelia, ohne Mitgift nahm, knien, und, wie ein armer Schildknapp, um eine Ritterzehrung bitten wollte: jezt will er ihr gern folgen. Sie gesteht ihm doch funfzig Ritter zu, noch einmahl so viel, als Regan, und liebt ihn also auch noch einmahl so viel.

Armer, unglüklicher Vater! Je mehr du dich dehmütigst, desto höher schwillt der Frevel deiner entmenschten Töchter an. Ein vernichteter, bejammernswürdiger Bettler, stehst du vor ihnen, und unerhört schikken sie dich fort; sie versagen dir alles, auch nicht einen einzigen von deinen Leuten wollen sie dir lassen. Höhnend fragen sie dich, wozu du, neben den ihrigen, nur noch eines einzigen bedarfst?

So ist er nun um alles gekommen, herabgesunken zu einem armseligen, hülfsbedürftigen Bettler, der von den Almosen derer leben muß, die er reich machte. Das ist zu viel! Diese Verleugnung aller Pflichten des Gehorsams, der

Kindschaft und der Dankbarkeit richtet seine niedergeworfne Mannheit plözlich wieder auf. Noch einmahl wallt sie zu einer Flamme empor, wie der Strahl einer schon erlöschenden Feuersbrunst. Er hat geduldet, was er konnte, nachgegeben, so viel er vermochte. Aber länger hält der Faden seiner Geduld nicht, er ist zerrissen. Und doch hat er Geduld so nötig. — All sein Zorn ist zu ohnmächtig gegen die verderbliche Natur dieser Krokodille im Weiberrok. Nur von den Göttern darf er Kräfte und Waffen gegen ihre Bosheit erwarten. An sie wendet er sich, mit hochemporgehobnen, ausgebreiteten Armen, mit erschütterndem, durchdringendem, Himmel und Erde bewegendem Klag- und Jammergeschrei:

"Ihr seht mich hier, ihr Götter, einen armen alten Mann, vom Gram so niedergebeugt, wie vom Alter; in beider Absicht elend! Wann ihr es seyd, die dieser Töchter Herzen gegen ihren Vater empören: o so treibt euer grausames Spiel nicht so weit, daß ich es zahm, wie ein Thor, erdulde. Entzündet mich mit edlem Unwillen, laßt nicht weibische Waffen, Wassertropfen, meine männlichen Wangen beflekken!"

Und,

Und, indem er so in gebrochenen Tönen der Angst gegen diese Beflekkung seiner männlichen Wangen, gegen Thränen schreit, stürzen sie in brennenden Tropfen aus seinen Augen den grauen Bart herunter.

Aber mit Gewalt preßt er diese Ausbrüche seiner unmännlichen Schwäche zurük, spannt alle seine Fiebern zur Verleugnung der Vaternatur an. Bliz und Donner begeistern seine Wut. Sein Schmerz hat nun die Höhe erreicht, die unausbleiblich mit Wahnsinn enden muß. Schon steht er an der äussersten Gränze desselben, und so ist alles an ihm Schrankenlose Austretung aus dem Gleise seiner angebohrnen Natur.

"Nein, ihr unnatürlichen Unholde, ich will mich dergestalt an euch rächen, daß alle Welt — Ich will solche Dinge thun — was es seyn wird, weiß ich selbst noch nicht — aber die ganze Erde soll sich davor entsezzen! Ihr denkt, ich werde weinen? Nein, ich werde nicht weinen, ob ich gleich Ursach zum Weinen habe —"

Hier erstirbt seine Stimme, vom überwältigenden Gefühl seines Elendes, hingerissen. Kaum

noch vernehmbar, beben die folgenden Worte von seinen fispernden Lippen:

"Aber, ehe soll dies Herz in tausend Stükken brechen, eh' ich weinen werde."

Seine Hände drängen sich ineinander, er faltet sie wider seine Stirn, und stößt nun die lezten Jammertöne eines vollen Sichbewußtseyns seines Unglüks aus:

"O ihr Götter! ich werde wahnsinnig werden."

Dann stürzt er zum Pallast hinaus, hin, wo die zürnende Natur, gleich dem Aufruhr in seiner Seele, Verderben und Untergang droht.

Da steht er nun, eine wilde, unwirthbare Hayde seine Wohnung, der von verderbenden Dünsten schwangere Himmel sein Obdach, umheult vom Sturm, umrauscht vom prasselnd niederströmenden Regen, umhallt vom rollenden Donner, umleuchtet vom zerschmetternden Blizstrahl. Willkommen ist ihm dieser wilde Streit der gegeneinander kämpfenden Elemente. Er sieht sie als Werkzeuge der Rache erzürnter Götter an, und Rache glüht, tobt und wütet in ihm. Er fodert das Verderben auf, herzufahren über die verderbte Welt, denn seit jener Herabgesunken-

kenheit der moralischen Natur in seinen Töchtern, scheint ihm das ganze Erdenrund ein Sammelplaz unnatürlicher Laster, und das ganze Menschengeschlecht ein Gegenstand des Abscheus. "Uiberschwemmen sollen die Wolkenbrüche mit "verheerenden Wasserfluten die entartete Erde, "zerschlagen der Donner die dikke Ründung der "Welt, die ganze Form der Natur zerbrechen, "und auf einmahl alle die ursprünglichen Keime "zernichten, aus denen der undankbare Mensch "entspringt."

Ausgestossen von menschlichen Wesen, die seinem Herzen am nächsten lagen, entsagt er nun allen Ansprüchen auf menschliches Erbarmen und und Mitleid. Warum sollten die zürnenden Elemente seiner schonen? "Weder Regen noch Wind, "weder Donner noch Feuer sind seine Töchter. "Ihnen gab er keine Königreiche, nannte sie nie "Kinder, sie sind ihm keinen Gehorsam schuldig. "Speien also soll das Feuer, und seinen grauen "Bart sengen, strömen der Regen und sein weisses "Haupt erkälten. Ein armer, entkräfteter, ver"achteter alter Mann, giebt er sich gern ihrer "Wut Preis." Was er von seinen Töchtern gelitten hat, macht ihn unempfindlich gegen alles

andere

andere noch so lastende Ungemach. Nun er das überstanden hat, fühlt er sich stark genug, unter den Ruinen des zerstörenden Aufruhrs der Natur hinzusinken, und zu sterben.

So wie die erzürnte Natur ausser ihm, so ist die Natur in ihm Gährung und Tumult. Er tritt mit den zürnenden Elementen in Verbindung, wie sie zerstörend gegen einander kämpfen, so ringen auch in ihm Zorn, Haß und Rache. Aber diesen Wettkampf mit ihnen auszuhalten, vermag er nicht. Jeder gewaltsamen Anspannung seiner Empfindungen folgt immer Kraftlosigkeit; sein Zorn sinkt immer zur Weichheit, sein Haß zur Wehmut, seine Rache zum Mitleid herab. Bald giebt er sich der Vernichtung völlig Preis, bald zürnt er mit Donner, Regen und Sturm, daß sie sich so Erbarmungslos mit seinen grausamen Töchtern verbinden. Jezt ist es dumpfe Vergessenheit seines Elendes, und seiner selbst, was aus ihm spricht, dann wieder dämmerndes Bewußtseyn seines Jammers. Betäubung und Zusichselbstkommen, Unempfindlichkeit und Gefühl, wechseln miteinander in seiner Seele ab. In einem Augenblik hat er nur nur ein Herz für fremdes Unglük, in dem andern sieht er

nichts

nichts als sein eigenes. Wenn seine Begleiter, Kent und der Narr, sich mitleidig an ihm schmiegen, und ihn in eine nahgelegne Hütte ziehn wollen, so hört er sie mit rührender Dankbarkeit an, aber immer bleibt er, und läßt das Ungewitter um sich toben. Was sein Innerstes zerreißt, wirkt stärker auf ihn, als Sturm und Wetter von aussen her. Die Erinnerung an seine Töchter kömmt nicht aus seiner Seele, ihr Undank ist der herrschende Gedanke, der immer wiederkehrt, ihn nie verläßt. So oft der mit seiner ganzen Lebhaftigkeit vor ihn hintritt, stirbt auch seine Ermannung, seine Standhaftigkeit, seine Geduld. Weicher ergießt sich dann sein Schmerz. Selbst seine Aufwallungen von Zorn und Bitterkeit haben dann nur den Ausdruk des sanft verhallenden Jammers:

"Kindlicher Undank! Ist es nicht, als wenn dieser Mund diese Hand zernagen wollte, weil sie ihm Speise gereicht hat? — Aber ich will sie auch empfindlich strafen. Nein, nein, ich will nicht weinen. — In einer solchen Nacht mir die Thüren zu verschliessen. Stürme nur weiter, ich will es leiden! In einer solchen Nacht, wie diese. O Regan,

Goneril! euren alten guten Vater, dessen ehrliches Herz euch alles ab!„

Frischer bluten dann die Wunden seines von diesen Geiern zerfleischten Vaterbusens. Mit Nahmenlosen Leiden krümmt er sich unter den stechenden Schmerzen derselben. Seine entahmete Mannheit zittert, darunter zu erliegen. Er drängt diese nagende Erinnerung von sich weg, mit Tönen, die seine traurige Ahndung nur allzusehr bestätigen.

„O hier auf diesem Wege liegt Wahnwiz; ich muß ihm ausweichen.„

Der nakte Tom stürzt aus der alten zerfallnen Hütte hervor, in der Kent und der Narr ein Obdach für den unglüklichen Mann suchen. Mit durchdringendem Blik weilen seine Augen auf die elende, zerlumpte Gestalt. Voll von dem einzigen und ersten Gedanken seines brennenden Gehirns, der kindlichen Undankbarkeit, erkennt er in diesem Elenden einen Gefährten seines Unglüks, und hingerissen von der Sympathie, die den Elenden an den Elenden kettet, geht er auf ihn zu, und frägt ihn mit einem Akzent, der der erschütterndste Wiederhall seines eignen Jammers ist:

„Gabst

„Gabst du etwa deinen Töchtern alles, und bist nun so weit gekommen? — Wie? haben seine Töchter ihn so weit gebracht? — Konntest du nichts für dich behalten? Gabst du ihnen alles?„

Diese Vermuthung, bald in Uiberzeugung verwandelt, erfüllt ihn mit so überwallender Bitterkeit, daß er sich und seine eignen Töchter vergißt, nur für diesen fremden Jammer Gefühl hat. Zürnend und hochgereizt, stürmt er in die Verwünschung aus:

„Nun, alle rächenden Plagen menschlicher Uibelthaten fallen auf deine Töchter hinab!„

Furchtbarer, peinlicher, erschütternder, als je, wüthet jezt das Gefühl kindlichen Undanks in seinem Herzen und Hirne. Aller Jammer des Lebens scheint ihm jezt nur aus einer Quelle zu fliessen, und jeder Unglükliche, der ihm aufstößt, ein gekränkter, gemishandelter, verstoßner Vater. Er sieht einen halbnakten, halbwahnsinnigen, von Frost und Wetter zusammenschaudernden Bettler, was kann er ihm, der, verbannt von seinen Töchtern, in einer kalten, stürmischen Nacht, selbst von Näsſe und Kälte zittert, anders scheinen, als ein Geselle seines Elendes? Je mehr

er

er ihn ansieht, je mehr dieser Jammervolle Anblik sein ohnedem schon gebrochnes Herz bricht, jemehr überzeugt er sich, daß nur kindlicher Undank den Menschen so weit herunterbringen kann. Je fester nun diese Uiberzeugung in ihm wird, desto mehr bemächtigt sie sich auch seiner ganzen Denk- und Empfindungskraft, spannt alle seine Nerven fürchterlich an, und empört sie zu dem gräßlichen Unfall, den er so lange schon ahndete, zum Wahnsinn. Zwar sucht Kent ihn von dieser, seinen armen Verstand zu sehr angreifenden Idee, durch die Bemerkung zurük zu ziehn, daß dieser wahnsinnige Bettler keine Töchter hat. Verlohrne Mühe! Er gebietet ihm, zu schweigen. "Nichts, sagt er, schreklich überzeugt, konnte die Natur zu einer solchen Niedrigkeit herunterbringen, als undankbare Töchter."

Edgars angenommener Wahnsinn bringt seine Uiberzeugung vollends zur Reife. Seiner Erfahrung nach, kann nur Kindes Undank die Werkzeuge des Denkens so zerrütten. Er fühlt, auch er wird werden, was dieser Unglükliche ist. Starr sieht er ihn an, und je mehr sein stierer Blik an ihm hängt, je mehr Aehnlichkeit mit seinem Schiksal, seinen Leiden und seinem Zu-

stand

stand entdekt er an ihm. Er will ihm ganz ähnlich werden. In ihm sieht er den Menschen in seiner wahren Gestalt, er will nichts bessers seyn. Nakkend, wie er in die Welt kam, will er, was er noch vom Leben übrig hat, in derselben vollenden. Der ihm noch gebliebne Uiberrest von Vernunft, tritt nun völlig aus seiner Bahn. Seine Hände streben, zu zernichten, was ihn über diesen wahren, nakten Menschen erhebt.

"Weg, weg du erborgter Plunder! Kommt, knöpft mich auf."

Er reißt seine Kleider ab. Ganz ist sein Verstand nun hin, und nur die totale Naktheit fehlt ihm, um durchaus zu seyn, was der verbannte Edgar scheint.

Aber auch in dieser Jammervollen Abwesenheit seiner Vernunft, bleibt die erste Ursach derselben immer die fixe Idee seines zerstörten Gehirns. Regans und Gonerills Gestalten umschweben ihn. Bald sieht er sie, als kleine Hunde, sich entgegen bellen, und stiert mit erlöschender Sehkraft vor sich hin, bald ruft er Fluch über sie aus; bis endlich die ermattete Natur diese Spannung nicht länger zu ertragen

vermag, und seine betäubten Sinne zum starren Schlaf einwiegt.

Ich habe hier nichts thun können, als den Ideengang des grossen Darstellers dieser Rolle, im Geiste seines Dichters, entwikkeln. Durchaus die Geberde und den Ton beschreiben, wodurch er dies alles versinnlichte, ist mir wenigsten unmöglich. So lebendig es vor meiner Seele steht, was er darstellte, so fühl' ich mich doch unfähig, es dem Leser deutlicher zu machen, als ich es gethan habe. Auch lassen sich die feinen, raschen und Geistvollen Uibergänge seiner Geberde und seiner Dikzion schwerlich durch die Feder veranschaulichen. Eher wollt' ich es für den jungen Künstler durch mündlichen Unterricht, durch Deklamazion, durch Nachahmung dessen, was ich beobachtete. Denn, so oft ich diese Rolle noch sahe, trug meine Phantasie immer ein treues Bild davon nach Haus; nicht der kleinste Zug derselben entwischte ihr. Während der Vorstellung zwar vergaß ich fast jedesmal den Schauspieler, empfand mich nur immer als theilnehmenden Menschen, und der Kunstbeobachter hörte in mir auf. Erst, wenn ich, Shakespeare in der Hand, rekapitulirte, was ich gesehn und gehört

hatte,

hatte, kam die Kunst des Darstellers bei mir in Anschlag; erst da studirt' ich den Künstler, und das Resultat dieses Studiums war eine Bewunderung, die mir noch kein Schauspieler in einem so hohen Grade einzuflössen vermochte. — Daß ich aber beraisonnirte, was mich zu einer solchen Bewunderung hinriß, daß diese Bewunderung Uiberzeugung, und Resultat einer genauen und tiefforschenden Prüfung war, das muß dem Kenner meine Zergliederung beweisen. Wem sie es nicht beweißt, nun, für den ist diese Zergliederung auch nicht, und Schröders Spiel würde es wahrscheinlicherweise eben so wenig seyn. Nicht jeder, der diesen Künstler fühlt, versteht ihn darum. Entwiklungen seines Spiels aber sind nicht für den blossen Fühler, sondern für den Versteher. Diesem wird daher, was ich bis jezt über seinen Lear sagte, verständlich genug seyn, wenn gleich dies Gesagte die Schröderſche Darstellung nicht so völlig veranschaulicht, als Selbstsehen es würde.

Ich komme zu den Szenen des Wahnwizzes. Auch in der Entwiklung dieses Theils der Schröderſchen Darstellung erwarte man von mir nichts, als Entfaltung seines Raisonnements, als

Andeutung der hervorspringendsten Pinselstriche dieses schauerlichrührenden, und bitterwehmütig auf unsre Empfindung wirkenden Gemäldes. Mehr kann ich nicht versprechen, und fast zweifl' ich, daß sich hier mehr thun läßt. Darstellungen dieser Art können durch Worte nur sehr wenig versinnlicht werden, und selbst die möglichst versinnlichste Beschreibung derselben, bleibt noch immer weit hinter der Sache selbst zurük. Darum auch keinen Versuch, das Unmögliche möglich machen zu wollen. Die dramaturgische Kunst hat so gut ihre Gränzen, wie jede andere; und über sie hinausschreiten, ist Ignorantenpfuscherei, deren ich mich nicht schuldig machen will. Ich fahre fort.

Lears unglüklichste Stunde hat nun geschlagen. Seines Verstandes völlig beraubt, schwankt er auf dem Felde herum, gleich erschöpft am Leib' und am Geiste. Seine Gesichtsbildung ist zerrissen, Schlafheit und Seelenabwesenheit in jedem Zuge sichtbar. Seine Augen haben nur einen Ausdruk, den Ausdruk dumpfer Fühllosigkeit. Sein Leib hängt vorwärts, seine Arme sind ohne Kraft, und sein Gang entnervt und unsicher. Seine verworrene Phantasie schwärmt

in

in den entlegensten und entgegengesezteſten Regionen herum; springt von einer Vorstellung auf die andere, wechselt alle Augenblik, und taucht ihren Pinsel in die bunteſten Farben. Aber immer sind seine verlohrne Königswürde und die Mißhandlungen seiner Tochter die regsamsten Vorstellungen dieser wahnwizzigschwelgerischen Phantasie. Noch immer leben und weben sie darin mit ihrer ehmahligen Lebhaftigkeit, und so oft er auf sie zurükkömmt, scheint auch eine Art Sichbewußtseyn in ihm wiederzukehren. Seine Sprache geht dann aus ihrer dumpfen Fühllosigkeit in einen Laut über, der eine ferne Nüanze von Empfindung hat. Er spricht weicher, sanfter, rührender. Aber wohl gemerkt, es ist nur eine Art Sichbewußtseyn, nicht wirkliches, nur eine Nüanze von Empfindung, nicht Empfindung im eigentlichen Sinn. Immer karakterisirt sie noch eine gewisse Dumpf- und Abgestorbenheit. Nie wird seine Sichbesonnenheit völliges Erwachen; es ist eine Gattung Nachtwandlerthätigkeit, die immer Schlaf bleibt, ob er gleich, wie ein Wachender, zu handeln scheint. Durchkreuzen aber andere, ausser den Gränzen seines Unglüks liegende Vorstel-

lungen sein Gehirn, so verräth Ton und Geberde völlige Abwesenheit. — Alles, was er dann sagt und thut, hat die Physiognomie kalter Stumpfheit. Starrheit und verzerrtes Lächeln blikken dann aus seinen unverrükt auf einen Flek hingerichteten Augen, aus seinen abgespannten Gesichtsmuskeln. So ist es in der folgenden Rede, wo eine Idee die andere jagt, ein Bild das andere verdrängt, wo seine irre Vernunft die entferntesten Dinge paart, und die äussersten Enden menschlicher Ideenfolgen zusammenknüpft:

"Nein, sie können mir des Münzens wegen nichts thun; ich bin der König selbst. — In diesem Betracht ist die Kunst über die Natur. — Hier habt ihr euer Handgeld. — Der Kerl trägt seinen Bogen, wie ein Krähenverscheucher. — Spannt mir eine Elle. — Seht, seht, eine Maus! — Still, still! hier ist mein eiserner Handschuh; ich will ihn gegen einen Riesen versuchen. — Bringt die braunen Hellepardeu herauf! O schön geflogen, Vogel! Im Schwarzen! im Schwarzen. Heyda! wie heißt das Wort? —"

Abgeänderter und wechselnder aber sind Ton und Geberde in der nun folgenden Wiedererinnerung an Regan und Gonerill. Anfangs zwar ist auch hier noch, den stärker fixirten Blik, und das schneiderndere Lächeln um den Mund herum, abgerechnet, die vorige Dumpf- und Schlafheit in seinen Gesichtszügen und dem Laut seiner Stimme Karakteristik seines Wahnwizzes, wenn er beginnt:

"Ha! Gonerill! Regan! — Mit einem grauen Barte! Sie schmeichelten mir, wie Schooßhunde, und sagten mir, ich hätte graues Haar in meinem Barte, ehe noch das schwarze da war. Ja und Nein zu allem zu sagen, was ich sagte! Ja und Nein zugleich — (mit einem leisen Kopfschütteln.) Unächte Münze!

Aber bald ändert sich Stimme und Geberdausdruk. Die erste wird weicher, der andere besonnener; er scheint aus seiner Dumpfheit zu erwachen:

"Als der Regen mich naß, und der Wind mich schaudern machte, als der Donner auf meinen Befehl nicht schweigen wollte, da fand ich sie, da spürt' ich sie aus!"

Nein, fährt er härter, fester, hastiger, diese Vorstellung mit Kopfschütteln und wegweisender Hand von sich stossend, fort:

"Nein, nein, sie sind nicht Leute, die ihr Wort halten; sie sagten mir, ich sey alles; das ist eine Lüge; ich bin nicht Fieberfest."

Der blinde Gloster mit Edgar in dieser Szene gegenwärtig, erkennt den unglüklichen Mann an seiner Stimme. Ists nicht der König? frägt er seinen Sohn. Dieses Wort wekt in dem wahnwizzigen Lear die Königsidee wieder, und erfüllt ihn ganz. Daher der grössere Zusammenhang in seiner nächsten Rede. Wie er den König denkt, denkt er auch sein Königliches Ansehn; und wie er sein Ansehn denkt, seine Gewalt über Leben und Tod. Seine schwärmende Phantasie führt sich einen des Ehebruchs bezüchtigen Verbrecher vor, den er richten soll, er schenkt ihm das Leben. Warum sollt er der Zeugung nicht freien Lauf lassen? Was haben ehlicherzeugte Kinder vor Bastarden voraus? Unnatürlicher, als jene, treten sie alle Pflichten des Bluts unter die Füße, das weiß er, das hat er erfahren. Siehe da, seine Töchter wieder! Aufsteigt ihr Bild vor ihm und mit ihm die

Idee zur Rache. Krieg heischt er gegen sie. — Zu diesen Krieg braucht er Soldaten. Mag die Wollust also verschweifen, so viel sie will, sie giebt ihm Krieger gegen die ausgeartete Brut, die ihn verstieß, und Elend und Jammer an den kleinen Rest seines Lebens kettete. — Diese traurige Vermischung von Vernunft und Wahnsinn, von Bewußtseyn und Abwesenheit, äussert sich in seiner bald zusammenhängenden, bald abgerißnen Dikzion. Hier ist die Stelle:

"Ja jeder Zoll ein König. Wenn ich starr blikke, seht, wie das bebt, was mir unterworfen ist! Ich schenke diesem Manne das Leben. — Was war sein Verbrechen? Ehebruch? — Du sollst nicht sterben! — Nein; der Zaunkönig thut es, und die kleine vergoldete Fliege buhlt unter meinen Augen. Laßt der Zeugung freien Lauf; denn Glosters unehlich erzeugter Sohn war zärtlicher gegen seinen Vater, als meine ehlich erzeugten Töchter. Nur zur Uippigkeit, alles durcheinander! dann ich brauche Soldaten."

So rasch und aufeinander gedrängt diese Ideen durch seinen Kopf laufen, so springend und ge-

flügelt sie vor ihm vorüber hüpfen, so rasch und springend gehn sie auch über seine Lippen, nicht mit der Besonnenheit eines seines Verstandes mächtigen Mannes, aber mit Spuren davon.

Diese Ideen von König und Königsgewalt, von Richteramt über Leben und Tod, von Rache und Krieg gegen seine undankbaren Töchter, drängen sich allen andern Ideen seiner abentheuerlich herumschweifenden Phantasie vor. Auch nach dem entferntesten Absprunge kehrt sie zu diesen Vorstellungen wieder zurük. Ein Ritter, aus Frankreich von Kordelien zur Rettung des unglüklichen Königs abgesendet, kömmt nach England. Er sieht alle die Greuel bestätigt, von denen das Gerücht zu seiner Königin kam, sucht den verstossenen, herumirrenden Vater auf, findet ihn, und bemüht sich, seinen gesunknen Geist durch Versicherungen von Kordeliens kindlicher Ergebenheit aufzurichten. Aber, nur mit Gonerill und Regan beschäftigt, achtet der nicht auf des Ritters Rede. Gefecht und Krieg, heimlichen Uiberfall brütend, faßt er des Abgesandten Hut, befühlt ihn prüfend mit sinnendem Auge, und mit einer Dehnung der Muskeln, die wie ein Lächeln aussieht:

"Die

„Die Figur dieses Huts ist sehr gut. Das wär' eine herrliche Kriegslist, wenn man einen ganzen Trupp Pferde mit Filz beschuhte. Ich will die Probe davon machen; und wenn ich dann meine Schwiegersöhne und Töchter heimlich überfallen habe, — dann schlagt todt, todt, todt!„

Erhizt von diesem Bilde, tönt seine Stimme, wie Feldgeschrei. Aber die Arme, die diese Handlung ausdrükken wollen, sinken entstrikt und entnervt herab; er vermag nicht, sie aufzuheben. Kraftlos fällt er den Rittern in die Arme, und wird ohnmächtig von ihnen abgeführt.

Man bringt ihn nach Dower. Hierher ist ihm die zärtliche Kordelia zur Hülfe geeilt. Mit der kindlichsten Sorgfalt ist sie um ihn beschäftigt, den biedern Kent, der seine wahre Gestalt wieder angenommen hat, und einen Arzt an ihrer Seite. Bleich und entstellt liegt der gemarterte König und Vater vor ihr in einem betäubenden Schlummer, die Folge der gewaltsamen Anspannung seiner Gehirnsfiebern. Kordeliens Leben einhauchender Kuß erwekt ihn. Matt schlägt er seine Augen auf. Der plözliche

Uiber-

Übergang aus seinem vorigen traurigen, tumultuarischen Zustand in diesen heiterern, ruhigern, wirkt auf seine noch immer kranke Phantasie zu stark, als daß er dessen sogleich mächtig seyn sollte. Er kann nicht begreifen, nicht fassen. Schon glaubt' er in den Armen des Todes entschlummert zu seyn, und nun auf einmahl helles Tageslicht, um sich glänzende, freundliche Gestalten, mit Lieb' und Theilnahme auf ihn sehend. Aeusserst befremdet blikt er umher. Mit prüfenden Augen untersucht er sich selbst, betastet sich, und hält alles für Blendwerk, das ihn zu neuen Leiden wekt. Kordelia scheint ihm ein seliger Geist, lange weilen seine Augen auf ihr; dann schüttelt er den Kopf, faltet die erschlafften Hände, und nach einem langen Athemhohlen beginnt er endlich mit schwankender, zitternder Stimme:

"Ihr thut nicht wohl, daß ihr mich aus meinem Grabe nehmt."

Wehmütiger Kordeliens zärtlichem Blikke begegnend, fährt er fort:

"Du bist ein seliger Geist; ich aber bin an ein feuriges Rad gebunden, welches meine eigenen Thränen, gleich geschmolznem Blei, erhizt."

Ver-

Vergebens neigt die edle Tochter, ihre Arme ausbreitend, sich zu ihm herab, nennt ihn mit süssem Liebeshauch, Vater: er erkennt sie nicht. Noch immer ist seine Besinnungskraft weit, weit weg. Alle seine Geberden bezeichnen das. Es ist ihm, als träum' er, als sey nichts wirklich, was um ihn vorgeht. Zwar empfindet er eine Art von Wohlseyn, aber sein so oft getäuschtes Herz traut dieser Empfindung nicht. Er fürchtet, zu erwachen aus diesem seligen Traum, und zittert davor. Diese Furcht verscheucht bald jene kleinen Anwandlungen von Wohlseyn. Und doch ist diese Ungewisheit, ob er wacht oder träumt? ihm peinlicher, als das Erwachen selbst seyn kann. Mit schwachen, entathmeten Tönen drükt er das Weh dieser Angstvollen Ungewisheit aus:

"Wo bin ich gewesen? Wo bin ich? Helles Tageslicht? Man macht mir greuliche Blendwerke. Ich würde für Mitleiden sterben, wenn ich einen andern in diesem Zustande sähe. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. — Ich möchte nicht dafür schwören, daß dies meine Hände sind. Laßt sehen; ich fühle diesen Nadelstich. Ich

möchte

möchte wohl gewis wissen, was ich eigentlich bin.«

Mit aufgehabnen Händen, sich zum Knieen vom Stuhl aufraffend, schwankt er Kordelien zu, mit dem ganzen Ausdruk der Sehnsucht nach Aufklärung dieses ihn so schwer drükkenden Räthsels, in seinem Gesicht. Kordelia, äusserst erschüttert, hält ihn zurük, bittet um seinen Seegen. Ihr in Thränen gebrochner Ton bewegt sanft seine Empfindung. Aber, der arme, unglükliche Mann traut noch immer seinen Sinnen nicht, obgleich, nach und nach, mehr Besonnenheit in ihm aufdämmert. Ach! er hat zu viel gelitten durch Vorspieglung kindlicher Sorgfalt. Wie könnt' er trauen? Sein Zustand selbst vermehrt seine Zweifel. Nur zu gut fühlt er, daß es mit seinem Kopfe nicht ist, wie es seyn sollte. Und doch glaubt er sich dann und wann seiner bewußt. Schmerzlich liegt dieses Schwanken zwischen Seyn und Nichtseyn auf seiner Seele. Mit einer das Innerste unsres Herzens bewegenden Physiognomie des Jammers, wendet er sich zu Kordelien, und leis' und sanft schüttet er seine zweifelnde Seele vor ihr aus:

„O spotte meiner nicht! Ich bin ein thörichter, kindischer Greiß; achtzig Jahr und drüber; und, aufrichtig zu reden, ich fürchte, ich bin nicht recht bei Verstande. Mich dünkt, ich sollte euch, und diesen Mann kennen. Und doch bin ich zweifelhaft. Denn ich weiß gar nicht, was das für ein Ort ist; und, so viel ich mich besinne, kenn' ich auch diese Kleider nicht; weiß auch nicht, wo ich diese Nacht Herberge genommen habe.„

Kordelia beugt sich mit dem höchsten Ausdruk des Mitleids über ihn hin. Sein Blik faßt sie stärker, sein Herz ahndet, wer die holde, theilnehmende Seele ist, die sich so Liebevoll um ihn beschäftigt. Die Natur klopft stärker, vernehmlicher in seiner Brust. Seine Arme breiten sich aus, er umfaßt sie, und mit dem schmelzenden Laute der siegenden Sympathie bricht er aus:

„Lacht nicht über mich, denn so wahr ich lebe, ich denke, diese Lady hier, sey mein Kind, Kordelia.„

Das Liebevolle Geschöpf stürzt zu seinen Füssen. Ihre zitternden Arme umfassen seine Knie, ihre Lippen berühren seine herabhängenden Hände,

ihre

Thränen strömen unaufhaltsam über ihn hin. Er fühlt das Feuer ihrer Umarmung, ihres Kusses, ihrer Thränen; fühlt, sein Traum ist Wahrheit, und vermag eine Weile nicht zu reden. Endlich wird seine Empfindung zur Sprache:

"Sind deine Augen naß? Ja, wahrlich!„

Jezt erinnert er sich an seine Härte gegen sie. Die verstossene, verjagte Tochter ist sein rettender Engel, sie, die sich so sehr über ihn zu beklagen hat, eilt ihm mit Trost und Hülfe entgegen; weint Thränen der Liebe und des Mitleids auf seine dürre Hand. Das hat er nicht um sie verdient. Grausamkeit von ihr wäre Gerechtigkeit. Daher scheinen ihm auch ihre Thränen Vorwürfe. Er kann sie nicht aushalten, und entzieht sich ihren Umarmungen. Von ihren Händen will er gern den Tod empfangen, er wäre nichts als gerechter Lohn seiner Grausamkeit gegen sie.

"O ich bitte dich, weine nicht. Meine Grausamkeit ist ja Ursach deiner Thränen. Oder weinst du aus Mitleid über meinen Zustand? — Nein, du kannst nicht. Gieb mir Gift; ich will's trinken, dich segnen und sterben. Ich weiß, du liebst mich nicht,

kannst

kannst mich nicht lieben. Deine Schwestern haben, wie ich mich erinnere, mir übel begegnet. Du hast Ursach, sie nicht.„

Durch dieses wieder in ihm wachgewordne Gefühl der Vaternatur, wird er sich seiner immer lebhafter bewußt, vermißt seinen Narren, erkennt seines alten Freundes, Kents, Züge wieder. Kent, in seiner Freude über des alten Mannes Wiederbesonnenheit allzu voreilig, sagt ihm, daß er und der treue Diener, Kajus, eine und eben dieselbe Person sind, und führt dadurch seine lange noch nicht wieder hergestellte kranke Phantasie zu den traurigen Ideen seines vorigen Zustandes zurük. Sein Verstand, noch viel zu schwach, vermag nicht, Kent und Kajus mit eins zu denken. Er sieht sie nur als abgesonderte Personen, und da er den leztern nicht mehr sieht, so wird seine Phantasie von der Gegenwart ab, in die Vergangenheit hinüber gezogen, und so weicht seine Besonnenheit auch wieder nach und nach. Der Arzt räth daher, ihn mit der Erinnerung an das Vergangne zu verschonen, und ihm zu seiner völligen Erhohlung Zeit zu gönnen. Dieser Rath wird befolgt. Man bringt ihn in ein anderes Zimmer.

Frankreichs Heere greifen nun die Heere von Albanien und Kornwall für die Rechte des alten Königs an. Aber, sie werden geschlagen, und Lear und Kordelia gefangen genommen. Der boshafte Edmund hat sogar einen Befehl zu ihrer Hinrichtung ausgestellt. Erschlagen im Zweikampf von Edgar, bekennt er es, mit dem Tode ringend.

Nicht ahndend, was ihm bevorsteht, hält der arme Gefangene seine gebeugte, unglükliche Tochter in seinen Armen, lächelnd dem Unglük, das ihn Rastlos verfolgt. Er drükt Kordelien, die zärtlichste der Töchter, an sein Herz, und hat nun weiter keinen Wunsch. Niemand, als sie, soll ihn den Rest seiner Jahre durch dies Leben begleiten. Herzlicher zieht er sie an seine Brust:

"Wir wollen immer hier bleiben. Das ist ja ein Gefängnis. Wir beide allein wollen singen, wie Vögel im Käficht. Wenn du mich um meinen Seegen bittest, will ich niederknieen, und dich um deine Vergebung bung bitten. So wollen wir leben, beten und singen, und uns alte Märchen erzählen, und von den geheimsten Dingen so zuver-

sichtlich reden, als ob wir Gottes Kundschafter wären.„

Sein durch diesen lezten Schlag von neuem nieder geworfner Verstand springt aber bald von diesen ruhigern Vorstellungen zu Gonerills und Regans Mishandlungen über. Bald sieht er sie vor das Gericht gestellt und verurtheilt, bald klagt er sie selbst an und spricht als Richter über sie. Kordelia, nicht vermögend, diese Verirrungen länger auszuhalten, wirft sich an seinen Hals und nennt ihn Vater. Er kömmt zu sich, hält die liebende Tochter fest in seinen Armen, ganz im süssem Vatergefühl ausströmend:

„Kordelia, meine Kordelia, hab' ich dich nun?„

Begeistert und hoch empor gehoben von den Ergiessungen ihrer kindlichen Liebe, ist Ton und Geberde bei ihm hoher Ausdruk väterliches Wonnegefühls:

„Wer uns trennen will, muß uns mit Feuer auseinander scheuchen.„

Die gedungnen Mörder dringen ein, Kordelien zu erdrosseln. Mehr erschrokken über ihres Vaters, als ihre eigne Gefahr, sinkt sie in Ohn-

macht. Wüthend entreißt er einem der Mörder das Schwert, und verwundet den, der der ohnmächtigen Tochter am nächsten steht. Albanien, Edgar und Kent zur Hülfe herbeieilend, verjagen die Mörder. Kent wirft sich Lear zu Füssen. Aber er, Kordelien für tot haltend, stößt ihn zurük. Verzweiflung blikt aus seinen Augen, bebt aus seinen Gesichtszügen, raaßt aus den kreischenden Tönen seines zitternden Mundes:

"Verderben über Euch alle, Verräther, Mörder! Kordelia, Kordelia, bleib noch ein wenig!"

Mit erstikkender, fast erlöschender Stimme, wüthet sein Schmerz weiter!

"Sie ist dahin, auf immer dahin!"

Seine Hände wühlen in seinen grauen Haaren, mit erschütterndem Jammergeschrei erfüllt er die schauerlichen Wände seines Kerkers:

"Heult, heult, heult, heult! — O! ihr seyd Menschen von Stein, hätt' ich eure Zungen und Augen, ich wollte sie brauchen, daß des Himmels Gewölbe krachen sollten. — O! sie ist auf ewig dahin."

Umsonst ist Kents Versicherung, daß sie lebt. Er stürzt über sie hin, lauscht nach ihrem Athem, und da er, in der Wut seiner Verzweiflung, auch nicht einen Hauch eines zurükgebliebenen Lebens bemerkt, nicht die kleinste Spur davon, sinkt er, selbst Athemlos, neben sie. Mit schon im Tode stokkender Stimme ruft er sein lezten Wehe:

„O du wirst nimmer wieder kommen, nimmer, nimmer, nimmermehr! O! O!„

Seine Freunde sind beschäftigt, ihm Luft zu verschaffen, sie knöpfen ihn auf. Er dankt ihnen; drängt sich dann näher an den vermeinten Leichnam, mit halb krampfhafter Bewegung auf sie hindeutend, die Bläße der Verwesung schon auf seinem Gesicht, Tod in den erlöschenden Augen, mit sterbenden, brechenden Tönen:

„Seht Ihr das? seht hierher, hierher auf ihre Lippen! Seht da! da!„

Er erstarrt dann mit berstendem Herzen zum Tode, und haucht seine leidende Seele an dem kalten Busen seines Lieblings aus.

So stellt Schröder seinen Lear dar. Sein Lob kann ich mir ersparen. Auch wüßt' ich, voll von dieser Darstellung, wie ich bin,

wahrlich nicht, wie ich es beginnen sollte; und, wie Lessings Prinz so schön sagt, man lobt den Künstler nur dann erst recht, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.

LIII.

Erklärungen über verschiedene Wünsche, Anfragen und Gerüchte, die dramaturgischen Monate und ihren Verfasser betreffend.

In verschiedenen mir sehr schäzbaren Zuschriften wird die Fortsezzung meiner dramaturgischen Monate gewünscht. Der eine Theil dieser Korrespondenten, Schriftsteller und Künstler, will sie in der nehmlichen, der andere, Kunstliebhaber, will sie in einer veränderten Gestalt. Die ersten sagen: wir üben die Kunst, Sie können uns also nicht genug damit beschäftigen, darum bitten wir: Kritik der Schauspiele, und Entwiklung wichtiger Karaktere, wie sonst. Die leztern erklären: wir folgen Ihnen zwar gern in Ihren Untersuchungen, aber wir möchten mehr Abwechslung. Geben Sie uns Anekdoten, Biographieen, Epigramme. Und warum immer vom Theater? Sezzen Sie Ihre litterarischen Fragmente fort, da giebt es Aufsäzze aus mehrern Fächern der Litteratur. Kleine Romane, Szenen aus ungedrukten Schauspielen, Beurtheilungen wichtiger

Bücher

Bücher aus dem Fache der schönen Wissenschaften, wie in Ihren Ausstellungen, Satyren in abwechselnden Formen: das wäre unsere Sache, und Sie sollten sehen, wie die Gäste an Ihrer litterarischen Tafel sich mehren würden.

Meine Antwort hierauf ist: ich werde meine Schrift fortsezzen. Diese Wünsche und Aufoderungen, bestätigt von öffentlichen Zeugnissen des Beifalls, sind mir zu schmeichelhaft, als daß ich nicht dankbar dagegen seyn sollte. Meine Hand also — ich fahre fort, und zugleich die Versicherung: mein Bestreben wird dahin gehen, Dichter, Künstler und Kunstliebhaber zugleich zu befriedigen. Die ersten sollen, wie bisher, Kritik der auf der hiesigen Bühne vorgestellten Schauspiele, doch nur der neusten und ausgezeichnetesten, und Entwiklung ihrer vorzüglichsten Karaktere; die lezten, Anekdoten, Biographieen, kleine Romane, Szenen aus ungedrukten Dramen, Rezensionen und satyrische Aufsäzze haben.

Dies für's erste. Von der nähern Einrichtung dieser Schrift mehr in einer besondern Ankündigung, die sowohl die Zeit, als die Art ihrer Herausgabe bestimmen wird.

Auf das gütige Anerbieten verschiedner ungenannter Korrespondenten, mir von den Bühnen ihres Aufenthalts unpartheiische und zuverlässige Nachrichten zu geben, erwiedr' ich, daß ich davon mit dankbarem Herzen Gebrauch machen werde, wenn sie mir erlauben wollen, nur so viel davon zu nuzzen, als

in meinen Plan taugt, und ich verantworten kann; wenn ihr Tadel nicht zu scharf, und ihr Lob nicht zu ausschweifend seyn; wenn es ihnen belieben wird, diese Nachrichten so einzurichten, daß die Kunst dabei gewinnt. Besonders würde eine, ohne zu beleidigen, authentische Geschichte des Geschmaks ihrer Publikums, mir sehr willkommen seyn. Durch die Erfüllung dieser Wünsche werden sie mich um so mehr verbinden, da das, was ich von ihnen zu lesen, bereits das Vergnügen gehabt habe, sie als fleißige und Sachkundige Beobachter ihrer Schauspieler und Zuschauer karakterisirt, so daß ihre Nachrichten, auf die gewünschte Art eingerichtet, meiner Schrift nicht anders, als zur Zierde gereichen können.

Die Anfrage, ob ich historische Berichte von gesellschaftlichen Bühnen gern aufnehmen würde? entscheid' ich, unter ähnlichen Bedingen, mit Ja. Wenn diese Nachrichten Beiträge zur Geschichte des Geschmaks und der Kunst sind, wenn sie die Darstellungstalente der vorzüglichsten Mitglieder solcher Bühnen entwikkeln, so werd' ich es als einen Beweis der Lieb' und Achtung aufnehmen, wenn man mich damit beehrt. Denn ich bin überzeugt, daß eine sich in der theatralischen Nachahmung übende Gesellschaft von geistig und körperlich erzogenen Personen, die wahre und eigentliche Kunst, und den Geschmak daran, mehr befördert, als eine grosse Anzahl der Herren und Damen, die Merjé davon machen. Sie wissen nichts von Theaterdeklamazion und Theateranstand,

nichts

nichts von den vielfältigen Unarten, die auf den eigentlichen Bühnen so oft der Menschennatur und Menschensitte gerad' ins Angesicht höhnen, und eins der schönsten Kunsttalente zum Seiltänzerstrlefanz herabwürdigen. Sie sprechen und geberden sich, wie Menschen, die Gott erschaffen hat, nicht wie Wesen, die ihm seine herrlichen Schöpfungen nachpfuschen; und so läuft der Dichter bei ihnen weit seltner Gefahr, sich und sein Werk, statt dargestellt, travestirt zu sehen.

Was die Uibungen junger Dichter für solche Bühnen betrift, so würde, anstatt, blos die Nahmen ihrer Versuche anzuführen, eine kritische Entwiklung des Plans, und eine Heraushebung der vorzüglichsten Szenen derselben, das Interesse dieser Nachrichten sehr erhöhen. Ich bitte also auch darum. Jedoch muß ich mir immer die Erlaubnis vorbehalten, nur dann Gebrauch davon zu machen, wenn sie mir wirklich Interesse für das Publikum zu haben scheinen.

Endlich muß ich noch ein paar Worte über verschiedene Gerüchte an den Mann bringen, die allzu sehr für meine schriftstellerische Fruchtbarkeit sorgen. Seit ich das Amt eines Dramaturgen hier übernommen habe, darf fast kein Aufsaz über das hiesige Theater in irgend einem Journal oder Kalender erscheinen, von dem ich nicht zum Verfasser gemacht werde. Ich bin überzeugt, daß diese Bereitwilligkeit, meiner Feder überall zu thun zu geben, gar aus keinen bösen und feindseligen Gesinnungen gegen

mich, sondern vielmehr aus einer gar zu guten Meynung von mir herrührt, die die Urheber dieser Gerüchte überredet, daß ich das Vergnügen, über die Hamburger Bühne zu schreiben, sonst keinem Menschen gönnen mag, als mir. Aber doch betheur' ich hiermit, daß man mir allzu viel Ehre erzeigt. Noch hab ich weder im Journal der Moden, noch in den Annalen des Theaters, noch im Theater-Kalender auch nur eine einzige Zeile eingesandt, die die hiesigen Schauspieler beträfe. Und man kann es für eine ausgemachte Wahrheit annehmen, daß auch künftig keine einzige Nachricht von diesem Theater, sie stehe, wo sie wolle, und überhaupt kein Aufsaz, der im Publikum erscheint, was auch sein Inhalt seyn möge, von mir herrührt, die oder den ich nicht durch meines Nahmens Unterschrift für meine Nachricht, mein Urtheil und mein Werk erkenne. Ich habe Mut, alles frei und öffentlich zu sagen, wovon ich mich überzeugt halte, und werde von mir anerkannte Wahrheiten nie durch Schleifwege unter das Publikum bringen. Wovon ich glaube, daß es gut und nüzlich sey, gesagt zu werden, dafür werd' ich allemahl mit meinem Nahmen bürgen. Ich bitte also die Urheber dieser Gerüchte deh- und wehmütig, mir künftig lieber weniger gut zu seyn, als durch diese allzu günstige Meynung von mir, mir Kinder aufzudringen, an deren Erzeugung ich, bei allem, was wahr und schön ist! so unschuldig bin, als ein eben erst gebohrner Säugling. Hamburg, im Dezember, 1790.